38

66/1

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Schuld und Unschuld.

Roman von

Frau M. S. Schwartz.

Aus dem Schwedischen übersezt

von

Dr. G. Fink.

Erster Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1862.

Einleitung.

Ueber das ferne Meer kehrt der Mann zurück,
aber nicht vom Grabhügel.
Finnisches Sprichwort.

Schon im Anfang der 1780er Jahre war Uleaburg so bedeutend vorangeschritten, daß es für die ansehnlichste Stadt Ostbothniens gelten konnte. Es hatte ungefähr 3000 Einwohner, zwei Märkte und 23 Straßen, eine geräumige Kreuzkirche und 350 Häuser, außer dem Rathhaus, sämmtlich von Holz. Man behauptet, die Stadt habe bloß zwei steinerne Häuser besessen, wovon das eine auf dem großen Markte gelegen. Zu ihren Merkwürdigkeiten gehört daß Johann Messenius in der Kirche begraben liegt. Außerdem konnte Uleaburg sich einer schönen und gesunden Lage an der südlichen Seite des Ulea rühmen, der sich durch einen Wasserfall, genannt Merekosti, ins Meer ergießt.

Uleaburg liegt auf einer Erdzunge, die auf der einen Seite den Fluß, auf der andern die Kembelebucht hat. Die Stadt besaß auch verschiedene Hügel, von denen einer, der sogenannte Pakkisehügel, sehr hoch war und eine prächtige Aussicht darbot. Am

Fuße desselben brauste ein Wasserfall hervor, und man sah von da aus verschiedene schöne Holme. Jenseits der Bucht erstreckte sich die Landzunge Hietasaari und das schöne Vorgebirge, wo es nie an stattlichen Fahrzeugen mangelte. Ueberdieß hatte man zwei Brücken die über den sogenannten Stadtfluß führten.

So ungefähr sah Uleaburg zur obengenannten Zeit aus.

Kurz vor dem Krieg von 1788 wurden zwei Hochzeiten in dem Städtchen gefeiert. Es waren zwei Freunde die seit ihrer Knabenzeit Alles gemeinschaftlich gehabt hatten, und sich nun auch durch denselben Priester und zur selben Stunde in die Ketten der Ehe schlagen lassen wollten.

Der eine war der Apotheker Ehrmann, und der andere der Kaufmann Claes Aberney. Beide waren geachtete Männer und genoßen allgemeines Ansehen wegen ihres rechtschaffenen Characters, so wie ihrer aufgeklärten und wahrhaft patriotischen Gesinnung.

Durch eine Freundschaft verbunden die bis in die Kinderzeit zurückging, hatten sie beständig sowohl die heitern als die trüben Stunden des Lebens mit einander getheilt.

Ehrmann besaß zwei Schwestern, Debora und Sara. Leztere, die jüngste der drei Geschwister, wurde schon ganz jung beim Tode der Eltern von einer reichen Tante aufgenommen die in Schweden wohnte. Debora dagegen hatte dem Hause ihres Bruders vorgestanden, bis Claes Aberney sie als Braut wegführte.

Ehrmann heirathete eine junge Schwedin die als Gouvernante bei einem seiner Verwandten wohnte.

Rosa Strom, so hieß sie, hatte zwar Anfangs eine entschiedene Abneigung gegen ihn gezeigt, aber Ehrmann ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er dachte: Frisch begonnen ist halb gethan, und so fuhr er fort Rosa zu bestürmen, bis sie sich eines schönen Tags erweichen ließ und Ja sagte. Sein Freund Aberney hatte ihm indeß aufs Ernstlichste von dieser Verbindung abgerathen.

„Siehst Du nicht, lieber Ehrmann," pflegte er zu sagen, „daß das Mädchen gar kein Gefühl hat? Gelingt es Dir ihre Hand zu erhalten, so wirst Du gewiß unglücklich. Du gibst Dein Herz hin und empfängst dafür nur Kälte und Gleichgiltigkeit, was Du weniger als irgend ein Anderer ertragen kannst. Im Uebrigen hast Du, wie ich, unvermischtes finnisches Blut in Deinen Adern; Du solltest kein anderes als ein finnisches Mädchen heirathen. Gleiche Kinder spielen immer am besten, das bedenke wohl."

Solche Worte wirken nicht, wenn sie an einen Verliebten gerichtet werden. Ehrmann achtete nicht darauf. Er wurde vollständig von seiner Neigung beherrscht, und das Ende vom Lied war daß er und Rosa am selben Tag Hochzeit machten wie Aberney und Debora.

In Folge der Freundschaft der beiden Männer suchte auch Debora sich ihrer Schwägerin zu nähern. Zwar bestand keine Sympathie unter den jungen Frauen, aber Debora war gut und getreu. Sie dachte mehr an den Nuzen welchen die Schwägerin

aus ihrer Freundschaft ziehen könnte, als an das Vergnügen das für sie selbst daraus erwuchs.

Rosa dagegen war schön, cokett und hegte gegen Niemand eine Ergebenheit, am allerwenigsten gegen ihren Mann. Ehrmann, ein heftiger und despotischer Character, war auch nicht geeignet im Herzen der eigenliebigen und eigensinnigen Frau zärtlichere Gefühle zu erwecken. Sie achtete nicht auf seine guten Eigenschaften, sondern empfand bloß die Qual seiner Fehler und die Last seiner Herrschsucht. Die Folge war daß, während Aberneys Wohnung ein Bild häuslicher Glückseligkeit darbot, Ehrmanns Haus dagegen der Schauplaz fortgesezter stürmischer Auftritte und heftiger Streitigkeiten war. Rosa trozte Allem was ihr Mann wollte, und konnte sich nicht entschließen damit anzufangen womit sie doch am Ende aufhören mußte, nämlich sich in ihn zu fügen.

Im Anfang weinte und klagte sie laut über ihr Unglück; ja sie konnte selbst in der Gesellschaft ihren Groll gegen einen Mann nicht verbergen den sie nicht beherrschen durfte und dem sie doch nicht offen Troz zu bieten wagte. Dennoch gelang es Debora ihr klar zu machen, wie Unrecht es sei die Welt in die Geheimnisse zweier Gatten einzuweihen. Das Ergebniß dieser Vorstellungen war daß Rosa sich darauf beschränkte gegen sie allein ihre Klagen über die barbarische Tyrannei zu ergießen der sie unterworfen sei.

Ehrmann fühlte sich im höchsten Grad unglücklich und wurde mit jedem Jahr unverträglicher und heftiger gegen eine Frau die ihn nicht verstand, son=

dern alles that um ihr Zusammenleben zu verbittern. Die Liebe die er ihr einst gewidmet, verwandelte sich so allmählig in Kälte und Bitterkeit, und er suchte außer dem Hause die Annehmlichkeiten die ihm daheim fehlten.

Wie alle Männer die sich selbst lieben, hatte Ehrmann innigst gewünscht, seine Frau möchte ihm einen Sohn schenken; aber auch hierin begünstigte ihn das Schicksal nicht. Erst nach sechsjähriger Ehe wurde ihm eine Tochter geboren. Aberney hatte damals zwei Söhne, Caspar und Enoch, der ältere fünf, der jüngere drei Jahre alt.

Im Verdruß darüber daß das Kind ein Mädchen war, taufte Ehrmann sie Harm. Ein Jahr darauf bekam seine Frau wieder eine Tochter. Er wurde darüber so ärgerlich daß er sagte:

„Dieses Kind ist für mich wie wenn es nicht geboren wäre. Ich werde es nie anreden, sondern thun als ob es gar nicht vorhanden wäre.“

Das Mädchen erhielt von seiner Mutter den Namen Edith. Im selben Jahre war die Familie Aberney wiederum durch einen Sohn vermehrt worden. Also drei Knaben, während der unglückliche Ehrmann nicht einen einzigen besaß.

Jahre verfloßen; die Kinder der beiden Freunde wuchsen heran.

Schon bei der Geburt Harms bestimmten die Väter sie und Caspar für einander, was damals ganz gewöhnlich war. Dadurch sollte das alte Freundschafts- und Familienband noch fester geknüpft werden. In Folge dieser Uebereinkunft wurde Caspar der große Liebling Ehrmanns. Man beschloß

daß der Junge, falls er Lust dazu hätte, dereinst die Apotheke übernehmen sollte, was ebenfalls dazu beitrug daß Ehrmann ihn mit einer an Schwäche grenzenden Zärtlichkeit verhätschelte, während er seine Tochter Harm streng behandelte und nach Edith ganz und gar nicht fragte. Nie wurde leztere von dem Vater angeredet, sondern er beantwortete ihren Morgengruß nur mit einem stummen Kopfnicken.

Edith war ganz rechtlos im elterlichen Hause. Die Mutter liebte mit leidenschaftlicher Heftigkeit ihr ältestes Kind und widmete sich ihm so ausschließlich daß ihr für die jüngste Tochter keine Zärtlichkeit übrig blieb.

Ehrmann war nach Ediths Geburt noch strenger gegen seine Frau geworden, und so kam es daß Rosa in ihrem großen Unverstand das Kind als die Ursache ihres vergrößerten Unglücks betrachtete und einen wirklichen Widerwillen gegen das Mädchen faßte.

Vom Vater behandelt wie wenn sie gar nicht vorhanden wäre, von der Mutter mit zügelloser Heftigkeit zurückgestoßen, verfloß Ediths erste Kindheit sehr traurig. Wenn der Vater in Zorn gegen die Mutter ausbrach, mußte Edith jedesmal die Folgen allen Verdrusses ertragen welchen Rosa gegen ihren Mann nicht auszulassen wagte. Oft wurde sie lediglich darum gezüchtigt weil Rosa sonst Niemand zu tyrannisiren hatte.

Harm war unzertrennlich von der Mutter. Bei allen Vergnügungen und Zerstreuungen mußte sie dabei sein. Edith kam selten aus dem Hause. Der einzige Ort den sie besuchen durfte, war die Aber=

neysche Wohnung, und zwar erhielt sie diese Erlaubniß bloß, weil Rosa aus Respect vor Debora es nicht wagte ihr unnatürliches Gefühl gegen ihr jüngstes Kind offen zu zeigen. Wenn Aberney oder Debora manchmal ihre Mißbilligung über die parteiische Behandlung der beiden Mädchen äußerten, erhielten sie zur Antwort:

„Ach meine Lieben, ihr wißt nicht wie widerwärtig Edith ist. Sie muß strenger erzogen werden als ihre Schwester.“

Dieß war auch ihre Ueberzeugung. Sie hatte sichs in den Kopf gesezt daß Edith des Vaters Abbild sei. Jeder Fehler des Mädchens erschien der Mutter als eine Unart die nicht streng genug bestraft werden könne.

Wahr ist daß Edith ein ganz eigenthümliches Kind war, beinahe häßlich, ohne daß ein Zug in ihrem Gesicht andeutete daß sie mit der Zeit schön werden könnte. Nur besaß sie große dunkle Augen. Sonst war sie klein, bleich und schwächlich, hatte Flachshaare, eine Klumpnase und einen stark hervortretenden Ausdruck von Stumpfheit oder eigensinnigem Troz, und so wirkte ihr erster Anblick beinahe abstoßend. Durch die Strenge womit sie behandelt wurde, hatte sie einen scheuen Blick bekommen, obschon ihr ganzes Benehmen sonst nicht gerade von Aengstlichkeit zeugte. Sie war sehr ungehorsam und verstieß beständig gegen die tausend kleinen Verbote die täglich ausgingen, obschon sie für jedes Versehen und für jede Uebertretung derselben bestraft wurde.

Harm und Edith hatten eine und dieselbe Amme

gehabt, die als Kindsmagd im Hause geblieben war. Diese faßte für Edith eine mütterliche Ergebenheit und suchte das Kind auf alle Arten, durch Bitten und Vorstellungen, anzuhalten daß es brav und gehorsam sein solle, bekam aber immer zur Antwort:

„Mama schlägt mich wenn ich auch noch so artig bin, und deßhalb will ich lieber ungehorsam sein.“

Weder die Bitten der Amme noch die Strafen der Mutter konnten sie bestimmen das Wort Papa auszusprechen. Sie nannte den Vater nur er oder der Herr. Aberney dagegen nannte sie immer Vater. Tante Aberney und Papa Aberney waren für Edith Ideale und, mit Einrechnung der Amme, die einzigen Personen gegen welche sie artig und gehorsam zu sein sich bemühte.

Frau Aberney wurde durch die Amme von Ediths unglücklicher Stellung im Hause unterrichtet, und besann sich lange wie sie dieselbe verändern könnte, besonders da Edith jezt neun Jahre alt war und noch nicht am Unterricht ihrer Schwester hatte Theil nehmen dürfen. Ihr ganzes Wissen beschränkte sich auf das was die Amme ihr beigebracht hatte. Debora hatte mehrere Male zu Rosa gesagt daß sie sehr Unrecht thue das Kind so zu vernachläßigen, aber immer eine Antwort erhalten welche deutlich anzeigte daß sie ihre Kinder ohne fremde Einmischung zu erziehen wünsche, und daß Debora sich in diesem Fall nicht um ihr Thun und Lassen zu bekümmern brauche, da Rosa sich nie Bemerkungen über die Art und Weise erlaube wie sie selbst ihren Mutterpflichten nachkomme. — Sowohl Debora als Aberney hatten Ehrmanns Aufmerksamkeit darauf

zu lenken gesucht wie sehr Edith in jeder Beziehung zu Hause verwahrlost werde, aber ohne Erfolg. Der Schwester antwortete er:

„Liebe Debora, sorge Du für Deine Kinder und kümmere Dich nicht um die meinigen.“

Gegen Aberney hieß es:

„Da ich dafür sorge daß ihr und ihrer Schwester Nichts fehlt, so kann ich das Uebrige wohl der Obhut der Mutter überlassen. In bessern Händen als in denen der Mutter kann ein Kind nicht sein.“

Daß diese Mutter ihr Kind schlecht besorgte, davon nahm Ehrmann gar keine Notiz, und da er mit den Jahren ein ganz harter Eheherr geworden war, so verlor Aberney alle Lust ihn darüber aufzuklären wie schlecht Rosa ihren Mutterpflichten nachkam. Er fürchtete das Verhältniß zwischen den Gatten noch zu verschlimmern. Ein anderes Mittel mußte also ersonnen werden um das arme Kind in eine bessere Stellung zu bringen. Debora und ihr Mann hatten eben beschlossen Rosa und Ehrmann zu bestimmen daß sie das Mädchen ihnen überlassen möchten, als der Zufall durch einen an sich unbedeutenden Umstand eine gänzliche Umwälzung in Ediths Leben hervorrief.

Ehe wir darüber berichten, müssen wir Einiges von Harm sagen. So stiefmütterlich Edith von der Natur behandelt schien, so reich war dagegen Harm ausgestattet. Schon als Kind besaß sie eine ungewöhnliche Schönheit und jene angeborne Anmuth in ihren Bewegungen und ihrem ganzen Wesen welche das Kind, Mädchen oder Weib das sie besizt zu einem bezaubernden Geschöpfe macht.

Mit ihrem dunkeln Lockenhaar, ihren großen strahlenden Augen und ihrer rosigen Gesichtsfarbe war sie eine prächtige Knospe die sich mit der Zeit zu einer üppigen Rose zu entfalten versprach. Lebhaft, heftig, leidenschaftlich und herrschsüchtig, hätte das Kind bei einer klugen und verständigen Mutter manche Besorgnisse erregen können, weil ihre ganze zukünftige Richtung von der Sorgfalt abhing womit sie in ihren frühesten Jahren erzogen wurde, von den Gewohnheiten die sie da annahm, und den Beispielen die sie erhielt. Bei einer schwachen Mutter, die gegen ihre Fehler blind war und in dem Willen des Kindes ihr einziges Gesez erkannte, mußte Harm, obschon mit einem reichen Verstand und einem sehr aufopferungsfähigen Herzen ausgestattet, dennoch nur eine willige Sclavin ihres Egoismus und ihrer Wünsche werden. Wohin leztere sie führen konnten, wenn sie ihnen niemals einen Zügel anlegen lernte, ließ sich unmöglich zum Voraus berechnen, aber gleichwohl war vorherzusehen daß sie dadurch sich selbst und Andere ins Verderben stürzen konnte. Sie besaß eine schnelle Auffassung und lernte mit großem Interesse. Schon früh war eine geschickte Gouvernante aus Stockholm angenommen worden um sie zu unterrichten. Sie machte erstaunliche Fortschritte und war mit zehn Jahren ein kleines Meerwunder. Sie tanzte wie ein Engel, spielte mit außerordentlicher Fertigkeit, zeichnete allerliebste Landschaften, stickte die zierlichsten Blumen und sprach einige französische Phrasen; genug, die zehnjährige Harm war ein Genie, und wenn Papa Abends in Gesellschaft ging und Mama Cafeschwestern bei sich hatte, so

mußte Harm Etwas aus der Königin von Golconda spielen oder auch die Gavotte tanzen. Die Tanten riefen dann im Chor:

„Ei der Tausend, wie geschickt das Mädchen ist!"

Aber so verschwenderisch die Natur gegen die schöne Harm gewesen, so hatte sie ihr gleichwohl eine ihrer Gaben versagt, nämlich die Stimme. Harm besaß ein gutes musicalisches Ohr, konnte aber nicht einen einzigen Ton singen, was sie selbst und die Mutter schwer verdroß, zumal da Edith, der alle andern Vorzüge fehlten, just diesen einzigen besaß. Nichts erbitterte Harm mehr, als wenn Edith mit klarer und schöner Stimme eine der schönen Melodien sang welche Harm spielte. Edith dagegen wartete ihrer Schwester, so oft sie allein waren, mit einem Gesange auf, obschon sie wußte daß Harm dann laut weinend zur lieben Mama hineinsprang, die ihrerseits Edith für ihre Bosheit gegen die sanfte und arglose Harm bestrafte.

Jeden Donnerstag und Sonntag Mittag brachten entweder Aberneys bei Ehrmanns zu oder umgekehrt. Es war ein Donnerstagsabend, als die Reihe der Bewirthung an Ehrmanns war. Debora hatte beschlossen just an diesem Abend Rosa recht fein anzufassen, um Edith zu bekommen, und sie begann davon zu sprechen wie öde es sich empfinde keine Tochter zu besitzen.

Ehrmann und Aberney spielten Brett. Die drei jungen Herrn Aberney und die Fräulein Ehrmann waren in der Wohnstube versammelt und amüsirten sich mit einem Lotto.

Caspar war damals fünfzehn Jahre alt und ein

Junge von ganz gewöhnlichem Aussehen. Enoch, der zwei Jahre jünger war, hatte ein lebhaftes und geniales Gesicht. Zwischen den beiden Brüdern saß Harm, schön und freundlich wie der Lenz. Ihnen gegenüber saßen Edith und der jüngste Aberney, Victor.

Edith hatte das Ziehen.

„Mein Gott, wie langsam Du die Nummern agst!“ bemerkte Caspar.

„Das thut Edith mit Fleiß,“ fiel Harm ein, „nur um uns zu quälen. Seht nur wie boshaft sie aus-ieht.“

Die beiden Jungen schauten auf ihr kleines vis-à-vis und konnten nicht läugnen daß Harm Recht hatte. Edith saß mit der Hand im Nummernbeutel a und sah ihre Schwester schadenfroh an, indem ie sagte:

„Ja siehst Du, jezt ziehe ich gerade so langsam ls ich will, und ihr müßt euch damit begnügen.“

„Pfui wie garstig Du bist,“ fiel Enoch heftig in; „Du siehst doch daß es Harm quält.“

„Was kümmere ich mich darum?“ antwortete Edith mit lautem Lachen und schüttelte den Beutel.

„Zieh jezt und mach keine Umstände!“ befahl Caspar. „Wenn man so häßlich ist wie Du, muß nan wenigstens artig sein.“

Jezt zog Edith die Hand herauf und sagte:

„Seht, da ist die Nummer; aber welche? das nüßt ihr errathen.“

Sie hielt die geschlossene Hand empor und fügte inzu:

„Ich will euch ein Lied singen, so lange ihr
vartet.“

„Edith!“ rief Harm, indem sie wie rasend auf=
og, „wenn Du [illegible]st, so sag ichs sogleich Mama.“

„O das lässest [illegible] wohl bleiben, so lange die
ante da ist.“ Da[illegible]t sprang Edith an die Ver=
ndungsthüre zwischen dem Salon und dem Wohn=
mer. Ehe eines der andern Kinder Etwas ahnte,
nete sie dieselbe, stellte sich auf die Schwelle des
lons und sang aus vollem Halse ein damals sehr
ebtes Volkslied.

Auf dem Sopha im Salon hatten die beiden
uen sich niedergelassen, und vor einem der Fen=
saßen die Herren bei ihrem Brettspiel. Als die
e, schöne Stimme des Kindes erscholl, wandte
Ehrmann rasch um. Es war das erste Mal
s er sie hörte, und dennoch war Edith neun
hre alt.

Rosa wurde bleich und dann purpurroth vor
erger; sie warf ihrer Tochter einen rasenden Blick
. Die Kleine ihrerseits hatte ihre Augen mit
nem herausfordernden Ausdruck auf die Mutter
erichtet.

Harm verbarg ihr Gesicht in den Händen und
veinte bitterlich. Cas[illegible]c und Enoch suchten sie zu
röften, während der kleine Victor mit einem ächten
Spizbubenlächeln der verzweifelnden Harm zuflüsterte:
„Gelt, das schmeckt nicht nach Zuckerbrod? H

[illegible] verstummte, und der Schall ein
[illegible] nachdrücklich dem le
[illegible] Schluß[illegible]

Victor kreischte laut, und jezt mußte Papa fragen was es gebe.

„Schämt ihr euch nicht, Jungen," sagte Aberney, „einen solchen Spectakel zu verführen, wenn ihr au[f] Besuch seid?"

„Caspar hat mich geschlagen," rief der Beohr-feigte.

„Kannst Du fünfzehnjähriger Bengel Dich s[o] vergessen?" versezte Aberney mit gerunzelten Brauen.

„Er war unartig gegen Harm und hat sie übe[r] ihr Weinen ausgelacht," antwortete Caspar, etwa[s] beschämt wegen seiner Uebereilung.

„Ja Papa, und ich hatte ganz Recht, denn Harm [we]inte nur aus Neid darüber daß Edith sang," er-[d]istete sich Victor ganz keck zu bemerken.

„Ihr müßt alle beide nach Hause gehen. Leute [d]ie ihr seid kann man nirgends hinnehmen, wenn ihr euch nicht besser betragen lernt," erklärte Aber-ney mit einem so bestimmten Ton, daß man wohl sah daß keine Appellation stattfand. Hierauf nah-men Aberney und Ehrmann ihre Pläze am Spiel-tisch wieder ein, und die beiden jungen Herren zo-gen ab.

Eine eigenthümliche Verstimmung folgte. Ehr-[m]ann, sonst lebhaft und heftig im Spiel, saß schwei-[g]end und gedankenvoll da. Rosa war über Edith [so] aufgebracht, daß sie nur mit der größten Anstren-[g]ung ihren Zorn beherrschen konnte.

Im Wohnzimmer bemühte sich Eno[...] erbit-[te]rte Harm zu trösten un[...]
[...] bringen, ab[...]
[...]

haften Edith willen nach Hause geschickt worden und daß die ganze Freude des Abends verdorben sei.

Edith hatte sich auf einen Schemel vor dem Feuer gesezt und blickte mit einem Ausdruck der Reue hinein. Es that ihr leid um Victor. Die Andern waren ihr gleichgiltig. Ein Spiel kam nicht mehr zu Stande. Als sie hinausgehen und essen sollten, erhielt Edith Befehl zu bleiben. Ihre Amme brachte ihr dieses Gebot von der Mutter und strich ihr kosend das Haar, indem sie hinzufügte:

„Armer kleiner Starrkopf, jezt gibt es wieder Schläge auf den Abend.“

„Nun und dann? Ich bin ja so daran gewöhnt,“ antwortete das Kind mit einem trozigen Lächeln; „deßhalb singe ich jezt noch ein Lied, da ich do[ch] nichts zu essen bekomme.“

„Liebes Herzchen, thue es nicht,“ bat die Amme ganz erschrocken.

Edith hörte nicht auf die Warnung, sondern stimmte einen neuen Gesang an. Bei den ersten Tönen öffnete sich die Salonthüre und Ehrmann stand auf der Schwelle. Mit gleichgiltiger Miene sah Edith den Vater an und sang das Lied zu Ende. Als sie verstummte, sagte er:

„Komm heraus, Kind!“

Dieß war das erste Mal daß er Edith anredete. Sie blieb unbeweglich.

„Hörst Du was ich sage?“ wiederholte er.

„Mama hat mir verboten hinauszugehen!“ antwortete das Mädchen, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Komm, liebe Edith, folge jezt,“ flüsterte die

Amme, die bei dem Gedanken erschrack daß ihr kleiner Liebling den Herrn reizen könnte; aber zu ihrer großen Verwunderung ging Ehrmann auf Edith zu und sagte mit ungewöhnlicher Milde:

„Ich befreie Dich von der Strafe die Deine Mutter Dir auferlegt hat. Komm jezt."

Er faßte sie am Arm. Edith erhob sich, sah verwundert ihrem Vater ins Gesicht und folgte ihm.

Wäre Frau Rosa Zeugin eines Erdbebens gewesen, so hätte es keinen schrecklicheren Eindruck der Bestürzung machen können, als der Anblick Ediths an des Vaters Hand, und als sie ihn zur Magd sagen hörte: Warum ist für Edith nicht gedeckt? da war sie nahe daran rücklings zu Boden zu sinken, hielt es aber doch für gerathener eilig ihren Plaz am Tisch einzunehmen, um allem derartigen Unglück zuvorzukommen.

Es war in der alten guten Zeit wo man sich zu seinem Abendbrod an den Tisch sezte, statt daß wir jezt stehenden Fußes soupiren.

Rosa war so aufgeregt, daß sie die Milch auf das Tischtuch verschüttete, und sie beging so viele Mißgriffe daß ihr Mann zulezt ganz ungeduldig rief:

„Wo hast Du denn Deinen Kopf, liebe Rosa? Du gibst mir ja Pfeffer zur Grüze."

Endlich trennte man sich. Aberneys gingen nach Hause. Harm trat zu dem Vater, küßte ihm die Hand und sagte: „Gute Nacht, lieber Papa!"

„Gute Nacht!" antwortete Ehrmann herb.

Edith schwieg wie gewöhnlich und sagte Nichts.

„Willst Du Deinem Vater nicht die Hand küssen?"

fragte Ehrmann, indem er sie ihr reichte. Schweigend kam das Kind der Aufforderung nach.

„Nun warum wünschest Du mir nicht gute Nacht?"

Einen Augenblick sah sie ihn an, als wollte sie den Ausdruck seiner Züge erforschen. Dann sagte sie:

„Gute Nacht, Papa!"

Dieß war das erste Mal daß sie diese Worte aussprach, und Gott allein weiß was sich dabei im Innern des Mädchens regte; aber im selben Augenblick wo sie über ihre Lippen kamen, stürzten Thränen die Wangen hinab, und ohne zur Mutter ein Wort zu sagen, sprang sie aus dem Salon und in das Wohnzimmer, das zugleich das Schlafgemach der Mädchen war. Dort warf sie sich auf ihr Bettchen und schluchzte laut, während Harm mit ihr zankte.

„Warum habe ich nie erfahren daß das Mädchen Stimme hat? Du weißt daß ich den Gesang sehr liebe," sagte Ehrmann zu seiner theuern Hälfte, als sie allein waren.

„Weil Du nie Etwas von ihr wissen wolltest," antwortete Frau Rosa schnauzig; „im Uebrigen ist man noch kein Meerwunder wenn man singen kann."

„Das gehört nicht hieher, und ich verbitte mir alle unnöthigen Redensarten. Du weißt daß ich Deine Declamationen nicht leiden kann."

Ehrmann ging ins Schlafzimmer und schlug die Thüre hinter sich zu.

„Das garstige Mädchen, was hat sie jezt wieder angestellt?" dachte Rosa, als sie eine Weile nachher ebenfalls eintrat. Sie sah ihrem Manne an daß er bei sehr böser Laune war; sie hielt es daher fürs Beste ihn nicht zu reizen, sondern sich ganz bescheiden zur Ruhe zu begeben.

Am folgenden Morgen sagte Ehrmann, ehe er in die Apotheke ging, zu seiner Frau:

„Laß die Kinder hereinkommen!"

„Was fällt Dir um Gotteswillen ein, da Du Dich ja sonst Nichts um sie bekümmerst?"

„Was nicht hindert daß ich Gehorsam verlange," antwortete Ehrmann barsch.

„Es ist entsezlich was Du für einen eigenen Ton in Deinem Hause hast; erst gehen Jahre vorüber ehe Du nach den Kindern fragst, und da redest Du nur Harm in einem gebieterischen Tone an; dann kommst Du ganz plözlich auf den Einfall daß Du nicht in die Apotheke hinabgehen könnest ohne sie zu sehen."

Frau Rosa sagte dieß mit einer solchen Heftigkeit, daß die Worte ihr von den Lippen flogen. Die arme Frau glaubte immer sich einem Mann widersezen zu können der sie dennoch mit Machtsprüchen zum Gehorsam zwang, nachdem sie zuerst einen ehelichen Streit hervorgerufen hatte. So auch jezt. Ehrmann wurde böse, sprach bittere, schonungslose Worte, und das Ergebniß war daß Rosa auf seinen im Zorn ausgesprochenen Befehl die Kinder hereinrufen mußte.

Harm trat mit einem leichten tänzelnden Gang, lächelnd, blühend und wie eine Puppe gekleidet ein.

Edith kam langsam nach, mit düsterer Stirne und scheuem Blick, sauber, aber äußerst dürftig gekleidet, in einem Aufzug der all der Zierlichkeit und Sorgfalt ermangelte womit Mutterliebe die schöne Tochter geschmückt hatte.

Ehrmanns Blick ruhte auf Edith; Harm sah er kaum an. Als die Mädchen grüßten, sahen sie mit Verwunderung auf den Vater, der für die Aeltere nur ein strenger Herr gewesen und für die Jüngere beinahe eine unbekannte Persönlichkeit war. Ehrmann sagte zu Edith:

„Du hast wohl bereits angefangen zu spielen?"

„Nein, ich lese und spiele nicht," antwortete das Kind.

Ehrmanns Brauen runzelten sich, und er erinnerte sich jezt daß Aberney mehrere Male das Gespräch auf das Mädchen gelenkt und ihm seine gänzliche Gleichgiltigkeit gegen sie vorgeworfen hatte.

„Nimmt Edith keinen Antheil am Unterricht der Mamsell E.?" fragte er seine Frau.

„Noch nicht," antwortete Rosa; „Edith hat eine so träge Fassungsgabe."

Ehrmann sagte Nichts; aber die geschwollenen Adern seiner Stirne bewiesen daß er sehr zornig war.

„Du mußt mir das Lied singen das Du gestern Abend sangst," begann er gegen Edith. Das Mädchen schien eine Weile zu zögern. Die Augen der Mutter funkelten buchstäblich. Aber nach kurzem Bedenken sang sie das finnische Volksliedchen. Nur Ehrmann selbst wußte welche Erinnerungen aus der Kinderzeit darin lagen; wir wissen bloß daß er,

als der Gesang vorüber war, das Kind auf den Kopf tätschelte und freundlich sagte:

„Du singst recht artig."

Damit verließ er hastig das Zimmer und ging in die Apotheke hinab. Eine halbe Stunde später kam Victor Aberney hereingestürzt und rief:

„Tante Rosa schlägt Edith so schrecklich, bloß weil sie sich unterstanden hat zu singen. Komm, komm, sonst geht es nicht gut!"

Und mit einem Ausdruck der Verzweiflung ergriff er Ehrmanns Arm und zog ihn mit sich. Als sie in den Salon hinaufkamen, hörten sie aus dem Wohnzimmer ersticktes Klagen und Schluchzen. Ehe Ehrmann hineinkam, war Victor vorangesprungen und hatte die Thüre aufgerissen. Der Junge sah ganz wild aus. Mit einem Sprung war er an Frau Ehrmann, die im größten Zorn Edith mit einer großen Birkenruthe züchtigte. Augenblicklich war ihr die Ruthe aus der Hand gerissen, und mit einer von Aufregung zitternden Stimme rief der Junge unter Thränen:

„Jezt sollst Du die arme Edith nicht mehr schlagen, Tante!" In seinem Grimm zerriß Victor die Ruthe und warf die Stücke Frau Rosa, die ihn ganz verblüfft betrachtete, zu Füßen. Sie hatte den Rücken der Thüre zugewandt, so daß sie ihren Mann erst bemerkte, als er fragte:

„Warum schlägst Du das Mädchen?"

Edith, die an diesem Tag mehr als gewöhnlich Schläge bekommen hatte und ganz dunkel ahnte daß sie jezt in dem Vater einen Beschüzer erhalten würde, antwortete unter heftigem Schluchzen:

„Ich habe Schläge bekommen weil ich singen kann.“ Sie ergriff des Vaters Hand und fügte mit kindlicher Verzweiflung hinzu: „Nimm mich fort von hier. Ich werde böse, weil man so garstig gegen mich ist.“

„Du siehst selbst was für ein unartiges Kind sie ist,“ schrie Frau Ehrmann, konnte jedoch nicht mehr sagen, denn ihr Mann unterbrach sie mit einem: „Schweig Weib, sonst . . .“ Er nahm die kleine Tochter am Arm und ging hinaus.

„Was um Gotteswillen hat er vor?“ dachte Rosa, die ihn über den Salon und die Treppen hinab gehen hörte. Die Thüre öffnete sich und fiel wieder zu. Frau Rosa sprang ans Fenster und sah ihren Mann mit der Tochter am Arm quer über den Weg zu Aberneys gehen. Als er eine Stunde nachher wieder nach Hause kam, war er allein. Edith war bei Tante Debora gelassen worden.

Die Erklärung die jezt zwischen den beiden Gatten erfolgte, belehrte Rosa auf eine schreckliche Weise daß sie für immer die Ergebenheit verloren welche sie einst besessen hatte.

Nach einigen Wochen kam Ehrmanns Schwester Sara auf Besuch nach Uleaburg. Sie hatte jezt ihre Verwandten in Schweden verloren und wollte daher ihre Geschwister wieder sehen, mit denen sie seit ihrer Kindheit nicht mehr zusammen getroffen war. Sie war unverheirathet und besaß ein sehr ansehnliches Vermögen.

Nachdem sie den Sommer in Uleaburg zugebracht, kehrte sie im Herbst nach Schweden zurück und nahm Edith mit. Sie hatte es übernommen das Mädchen

zu erziehen und zu ihrer Erbin zu machen. Sie hatte zu ihrem Bruder und zu ihrer Schwester gesagt:

„Ihr habt ja noch mehr Kinder und könnt mir Edith abtreten. Ich besize keine Seele für die ich leben kann; gebt mir also das Mädchen."

Ehrmann ertheilte seine Einwilligung.

Jahre vergingen nach diesen Ereignissen, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorfiel. Harm wuchs zu einem bezaubernden Mädchen heran und wurde ein Gegenstand der Bewunderung für den Provisor Caspar Aberney, wie auch für den jungen Studenten Enoch. Als Harm siebzehn Jahre alt wurde, hatte der Vater beschlossen daß sie und Caspar die Ringe wechseln sollten.

Enoch beschloß eben seine Studien in Abo und sollte sich dann nach Stockholm begeben, um im Hofgericht zu arbeiten.

Die Sommerferien sollte er in Uleaburg bei den Eltern zubringen. Er war zwanzig Jahre alt, lebhaft, warmherzig und schön. Er sah Harm täglich; was Wunder wenn er in seinem Jugendtaumel vergaß daß sie für den Bruder bestimmt war? Genug, als eines Tages Enoch und Harm im Aberneyschen Garten saßen, hatte er ihr anvertraut wie innig sie geliebt wurde, und hinwiederum von ihr erfahren daß sie ihn weit mehr liebte als Caspar. Zu glücklich um den Betrug zu bedenken der gegen diesen begangen wurde, vergaßen sie Alles, außer dem Be-

wußtsein daß ihre Herzen einander gehörten. Es ging indeß jezt wie immer wenn der Mensch sich vom Rausche des Augenblicks beherrschen läßt; das Erwachen daraus wurde bitter, weil die Wirklichkeit da ganz unbarmherzig eintrat und über das Glück der entflohenen Stunde hohnlachte.

Auf acht Tage hatte Harms Vater ihre Verlobung mit Caspar festgesezt. Der Gedanke daran jagte das Blut wild durch Harms Adern, als sie sich eines Abends allein im Zimmer befand und überlegte was geschehen sollte. Die Gefühle des jungen Mädchens waren heftig und leidenschaftlich, das Wort Entsagen hatte sie nicht verstehen gelernt. Es schien ihr unmöglich auf ihre Liebe zu Enoch zu verzichten. So weit sie sich zurück erinnerte, war er ihr liebster Freund gewesen; jedes gute und schöne Gefühl das sie empfunden hatte war von ihm geweckt worden, und jezt, da sie wußte daß sie beide einander gleich innig und warm liebten, jezt kam eine vom Vater beschlossene Ehe und trat ihrem künftigen Glücke in den Weg. Nein, sie wollte sich mit Caspar nicht verloben. Was lag ihr daran daß er sie liebte, da sie nur Enoch ihr Herz schenken konnte? Sie beschloß am folgenden Tag dem Vater zu sagen daß sie nicht Caspars Frau werden könne. Mit diesem Beschluß schlief sie ein, wurde aber von unruhigen und fieberhaften Träumen gequält. Es war ihr als flüsterte ihr Jemand ins Ohr: „Du hast jezt die Sonne Deines Glückes untergehen gesehen." Die wildesten und schrecklichsten Phantasien marterten sie die ganze Nacht, und als sie am Morgen erwachte, stand die Amme mit einem Briefe in

der Hand vor ihr. Das junge Mädchen empfand eine eigenthümlich unangenehme Aufregung beim Anblick desselben. Sie konnte sich nicht erklären warum, aber sie ahnte daß er etwas Trauriges enthalten würde.

„Es ist entsezlich, liebes Herzchen, wie lange Du heute geschlafen hast," sagte die Amme, die jezt, nachdem Edith von ihr genommen war, ihre ganze Ergebenheit auf Harm übergetragen hatte.

„Was für einen Brief hast Du da?" fragte Harm mit tiefem Athemholen. Sie fühlte sich so wunderlich beklommen.

„O es ist bloß eine Bagatelle. Enoch Aberney übergab mir ihn. Er ist vor ein Paar Stunden abgereist."

„Abgereist!" rief Harm, indem sie sich heftig im Bette sezte. „Wohin?"

„Ich weiß nicht. Er sagte bloß, er müsse abreisen, und so sah ich Herrn Aberney und ihn um sieben Uhr wegfahren."

Harm streckte die Hand aus und nahm den Brief. Sie dachte:

„Sie sind wohl nach dem Landgut des Onkels gefahren."

Jezt erbrach sie das Siegel. Das Schreiben war lang und Harms Augen flogen über die Zeilen; aber je länger sie las, um so bewölkter wurde ihre Stirne, um so bleicher ihre Wangen, und als sie fertig war, warf sie sich unwillkührlich auf das Kissen zurück und brach in ein wildes heftiges Weinen aus, während sie krampfhaft den Brief zusammendrückte. Die Amme war weggegangen, so daß

sie sich ungestört dem ersten Ausbruch ihres Schmerzes überlassen durfte. Was stand denn in dem Briefe um ihn hervorzurufen? Enochs Vernunft und Rechtsgefühl waren erwacht.

Als Harm und Enoch am vorhergehenden Abend sich getrennt hatten, kam Caspar zum Bruder herüber und plauderte mit ihm bis tief in die Nacht hinein. Caspar hatte von seiner Zärtlichkeit gegen Harm, seinen Hoffnungen auf Glück an ihrer Seite u. s. w. gesprochen. Er hatte mit so großer Zuversicht von der Zukunft geredet, daß Enoch einen stechenden Schmerz empfand, als er sich erinnerte was zwischen ihm und Harm vorgefallen war.

Von religiösen und moralischen Eltern mit strengen Begriffen von Ehre und Pflicht erzogen, hatten Aberneys Söhne von Kindheit auf die Rechte Anderer und ihre eigenen Pflichten innig respectiren gelernt. Dabei herrschte zwischen den Brüdern eine wahre Ergebenheit vor. Genug, Enoch betrachtete sich als denjenigen der Caspar verrathen hätte, und glaubte seine Augen nicht gegen ihn erheben zu dürfen. Durfte wohl er, Caspars Bruder, dessen Glück zerstören und zu nichte machen? Ein Glück das man ihm von Kindheit an als den Gegenstand aller seiner Träume vor Augen gehalten hatte!

Als Caspar endlich Enoch verließ, schrieb dieser an Harm. Er sagte ihr Alles was sein redliches und unverdorbenes Herz empfand, und daß er, obschon er sie innig liebe, doch eher sterben als auf Kosten seines Bruders die Seligkeit einer Stunde erkaufen möchte. Er bat Harm ihn zu vergessen und ihre Liebe wieder demjenigen zuzuwenden der

zu ihrem Gatten bestimmt sei. Schon am folgenden Morgen, als sie seinen Brief empfing, hatte er Uleaburg verlassen und wollte nicht eher dahin zurückkehren als bis er Harm und Caspar glücklich wußte.

Das Schicksal begünstigte auch diesen Entschluß Enochs, denn am nächsten Morgen sollte sein Vater eine Geschäftsreise nach Abo machen, und Enoch benüzte die Gelegenheit ihn zu begleiten.

Als Aberney am Tage vor Harms Verlobung zurückkam, war er allein. Enoch war mit einer Postyacht nach Stockholm weiter gereist.

Gleich als sollte sie dem Tode angetraut werden, war Harm an dem Tage wo sie und Caspar die Ringe wechselten, einem Tag den die Väter mit großem Jubel feierten, die Mütter aber mit ganz andern Augen betrachteten. Frau Aberney, die zärtliche Mutter, seufzte:

„Mein armer Caspar, ich fürchte daß Harm nicht geschaffen ist ihn glücklich zu machen."

Frau Ehrmann hinwiederum dachte:

„Meine schöne und gefeierte Harm hätte wohl eine bessere Partie machen können, als daß sie wie ich Apothekerin wird."

Caspar sah glücklich aus, wie es einem verliebten Bräutigam ziemt und ansteht.

Victor Aberney war so eben erst Student geworden und befand sich also auf dem Verlobungsball als ein recht großer Cavalier, wenigstens in seinen eigenen Augen.

Ein Jahr später fand die Hochzeit statt. Zu diesem Fest kamen auch Tante Sara und Edith nach Finnland. Leztere war jezt sechzehn Jahre alt und, obschon ganz und gar keine Schönheit, doch ein recht hübsches und liebenswürdiges Mädchen. Alle schienen überrascht durch die vortheilhafte Veränderung die mit ihr vorgegangen, Vater und Schwester empfingen sie mit herzlicher Freundlichkeit, die Mutter aber zeigte einen vollständigen Kaltsinn.

Am Hochzeitstage sah Harm so leidend aus, daß Edith mehrere Male fragte ob sie krank sei; aber sie erhielt eine verneinende Antwort. Enoch hatte der Hochzeit des Bruders nicht angewohnt. Harm war während der Trauung so heftig aufgeregt, daß sie nur mit Mühe die üblichen Worte über ihre Lippen brachte, und im Augenblick wo der Priester Amen sagte, taumelte sie und fiel ohnmächtig in Caspars Arme. Als sie wieder zur Besinnung kam, hatte sie heftiges Fieber und konnte sich den Gästen nicht zeigen, sondern mußte zu Bette gehen.

Dieß war ein trauriger Schluß eines solchen Tages, und es sah wirklich aus als wollte Harm aus dem Leben scheiden. Sie erkrankte an einer gefährlichen Entzündung. Mehrere Wochen schwebten ihre Mutter und ihr Mann in der tödtlichsten Unruhe um sie.

Höchst eigenthümlich war es daß sie während ihrer ganzen Krankheit keine andere Person als Edith an ihrer Seite duldete, und so tief das ihre Mutter und ihren Mann schmerzte, so mußten sie sich gleichwohl fügen, weil der Doctor erklärte daß man sich

ihren Wünschen nicht widersezen dürfe. Edith wurde also ihre eigentliche Wärterin.

Wenn Harm sich in Folge physischer oder moralischer Martern auf ihrem Lager hin und her warf, konnte nur Ediths Gesang sie beruhigen.

Nach sechs Wochen befand sie sich endlich auf dem Wege der Besserung und konnte angekleidet daliegen, wollte aber noch immer Niemand als Edith bei sich haben. Die Schwester war ihr nach dieser Krankheit gleichsam unentbehrlich geworden, und doch hatte die stolze und launische Harm sie in ihren Kinderjahren nicht ausstehen können und in den Jahren der Trennung ihr beinahe niemals geschrieben. Kam dieß daher daß Edith ihre Vertraute geworden war? Nein. Harm besaß keine solche und wollte auch keine besizen. Ungeachtet die Mutter mit beispielloser Uebertreibung dieses Kind geliebt hatte, war diese Liebe gleichwohl nie von der Art gewesen daß sie das Vertrauen der Tochter hatte erwecken können. Das veränderliche, parteiliche und unverträgliche Wesen der Frau Ehrmann war nicht geeignet Achtung oder Vertrauen einzuflößen. Harm liebte ihre Mutter weil diese die einzige Person war die ihr als Kind Liebe gezeigt hatte, aber diese Ergebenheit ging von reinem Egoismus aus; sie erzeugte kein Bedürfniß nach dem Rathe der Mutter, kein Verlangen nach einem Worte des Trostes von ihren Lippen in des Lebens bittern Augenblicken. Nein, Harm hatte keinen Wunsch von ihren Gefühlen oder Leiden mit einer Mutter zu sprechen der sie nicht die Fähigkeit zutraute sie in diesem Fall zu verstehen. Dabei war Harm einer jener verschlosse-

nen und rückhaltsamen Charactere welche die Dunkelheit lieben; man weiß nie was sie verbirgt, aber man hat immer Ursache sie zu fürchten.

Der Grund warum Harm die Gesellschaft Ediths vorzog und sich nur bei ihr wohlbefand, lag ganz einfach darin daß die Schwester im lezten Jahr täglich mit Enoch beisammen gewesen war, der in Stockholm bei Tante Sara wohnte. Dieß hatte zur Folge daß Edith häufig von dem Vetter sprach. Sie beschrieb wie er die Abende zubrachte, welche Vergnügungen und welche Beschäftigungen Enoch hatte, wie gut, redlich und talentvoll er war u. dgl. Harm lauschte aufmerksam auf jedes Wort, gleich als fürchtete sie ein einziges davon zu verlieren. Oft veranlaßte sie Edith dieselbe Sache mehrere Male zu erzählen, ohne daß Edith bemerkte daß dieß um Enochs willen geschah. Harm gab ihrem Wunsche das Ansehen als wollte sie sich das Leben in der Hauptstadt recht klar vergegenwärtigen.

Enoch besaß eine schöne Stimme, und alle Lieder die er zu singen pflegte sang auch Edith. Es war ein Trost für die arme Harm sie zu hören. Die Folge war daß sie unwillkürlich den Wunsch äußerte, Edith möchte bei ihr bleiben, was indessen der Vater und Tante Sara entschieden verweigerten, weil Edith nach Stockholm zurück müsse um ihre Sprach- und Musikstudien zu vollenden.

Als Harm nach Verlauf zweier Monate wieder gesund war, kehrten Edith und Tante Sara nach Schweden zurück, und jezt fühlte sich Harm so entsezlich einsam daß sie nur mit Ueberdruß ihrer Zukunft entgegensah.

Die so traurig begonnene Ehe des jungen Paares kam indeß dem oberflächlichen Beobachter ganz glücklich vor. Die lebhafte und feurige Harm war allerdings nach der Krankheit gänzlich verschwunden und jezt still, ruhig und träumerisch geworden. Beinahe nie zeigte sie sich heftig, und von den eigensinnigen und herrschsüchtigen Launen welche sie früher gekennzeichnet hatten, fand man keine Spur mehr vor. Es war als hätte sich eine Wolke über dem Sonnenlicht der Seele gelagert. Harm erschien deßungeachtet jezt einnehmender und lieblicher als zuvor. In den großen düstern Augen brannte eine dunkle Flamme die ihnen etwas Zauberhaftes verlieh, und um das bleiche schöne Gesicht wogten die schwarzen Locken wie stille Leidenschaften, welche die gedankenvolle Stirne der jungen Frau in ihrem Schooße beherbergte.

Ohne Liebe verheirathet, während das Herz von einem Andern erfüllt war, hartnäckig und verschlossen von Character, verlebte Harm in den ersten Jahren ihrer Ehe nur eine Reihenfolge endlos trübseliger Tage. Weit entfernt, wie ihre Mutter, dem Willen des Gatten der ihr Herz nicht besaß ewigen Widerstand entgegensezen zu wollen, blieb Harm passiv. Sie that Alles um was der Mann sie bat, widersprach ihm niemals, war nie ungeduldig oder unfreundlich, aber auch nie zärtlich oder herzlich.

Caspar Aberney, ein Mann von ruhiger und ernster Gemüthsart, liebte seine Frau, machte aber keine romantischen Ansprüche an ihre Ergebenheit. Bald nach ihrer Krankheit schäzte er sich allzu glücklich sie in's Leben zurückkehren zu sehen, als daß er

sie mit Fragen über diese merkliche Veränderung gequält hätte, besonders da er dieselbe als eine Folge der Krankheit betrachtete. Da sie fortwährend still, nachgiebig und sanft blieb, so fand er sie weit angenehmer und liebenswürdiger als während ihrer Verlobung, einer Periode in welcher sie ihn unaufhörlich mit ihren Launen und ihrer Heftigkeit gequält hatte. Glücklicher Weise für Caspar hatte er es von Kindheit an als ausgemacht betrachtet daß Harm ihm am meisten vor allen zugethan, daß er der Gegenstand sei dem alle ihre Gedanken und Träume gelten; eine angenehme Selbsttäuschung in Folge welcher der junge Apotheker Harms augenscheinliche Veränderung als eine Folge ihrer Liebe zu ihm betrachtete. Genug, die jungen Eheleute wurden von Jedermann für ungemein glücklich gehalten. Man sprach allgemein davon wie sehr Harm sich veredelt habe, was für eine hübsche und häusliche Frau sie sei und wie sie nur höchst selten Vergnügungen mitmache.

So vergingen zwei Jahre, bis Edith wieder einen Besuch in der Heimath machte. Ihr Anblick schien Harm mit Freude zu erfüllen, und diese umarmte die Schwester mit einer Herzlichkeit die einen lebhaften Eindruck auf Edith machte. Dießmal war Tante Sara nicht dabei. Edith blieb einen Monat in der Heimath, dann sollte sie nach Schweden zurückkehren.

Eines Abends, kurz vor ihrer Abreise, schlug Harm einen Spaziergang durch das Zollthor bis nach Lötan vor. Es war ein schöner Abend am

Ende Juni. Arm in Arm wandelten die beiden Schwestern dahin.

Edith sprach von Stockholm, und Harm ging nachdenklich an ihrer Seite. Als sie nach Lötan kamen, wo viele Jungen aus der Stadt sich auf dem Felde herumtummelten, sezte sich Harm auf einen kleinen Hügel, der von einigen Bäumen beschattet war. Sie nahm den einfachen Sommerhut ab und unterbrach Edith plözlich mit der Bemerkung:

„Ich bin jezt zwei Jahre verheirathet; wie sehr habe ich mich nicht verändert!"

„Ja sehr!" fiel Edith lebhaft ein, „aber zu Deinem Vortheil."

„Das meinst Du bloß." Harm lächelte bitter. „Meine Veränderung kommt mitunter daher daß ich jezt gänzlich passiv bin." Sie faßte Edith beim Arm und fügte heftig hinzu: „Sprich, hast Du eine wahre Ergebenheit gegen mich?"

„Ja gewiß; seit Deiner Krankheit habe ich Dich lieb gehabt; aber Harm, warum machst Du eine solche Frage?"

„Darum weil Du mir eine Probe Deiner Ergebenheit ablegen mußt. Höre mich an: Seit meiner Krankheit habe ich ein brennendes Verlangen gehabt nach Stockholm zu kommen und dort einen Arzt zu befragen. Ich werde von einem innern Leiden verzehrt." Sie verstummte und dachte: „Gott allein weiß daß ich jezt die Wahrheit rede."

„Warum sprichst Du nicht mit Caspar darüber?" fragte Edith und sah die Schwester besorgt an.

„Er würde unruhig werden, und Mama würde mich mit ihren ewigen Fragen quälen. Nein, Edith,

eher mag es bleiben wie es ist, und gleichwohl würde ich, wenn ich nur in die Hauptstadt kommen könnte, ganz sicher wieder hergestellt werden."

Harm fügte mit angstvoll bittender Stimme hinzu:

„Edith, hilf mir zur Erfüllung dieses Wunsches. Es ist mehr als mein Leben was ich in diesem Augenblick von Dir erbitte."

Edith wurde unruhig als sie in das aufgeregte Gesicht der Schwester blickte; aber sie lächelte ihr freundlich entgegen und versicherte daß sie Alles thun wollte um ihren Wunsch zu erfüllen, wenn sie nur wüßte wie sie es anstellen sollte.

„Sprich Du mit Papa; Caspar richtet sich in Allem nach ihm, und Du vermagst so viel über Papa. O Edith, Edith! Wie dankbar werde ich nicht sein!" Harm lehnte sich gegen die Schwester und weinte.

Thränen waren etwas so Ungewöhnliches bei Harm, daß Edith sich nicht erinnern konnte wann sie dieselbe zum lezten Mal weinen gesehen hatte. Gerührt über diesen Ausdruck von Schmerz, versprach Edith Alles aufzubieten, damit Harm sie nach der Hauptstadt begleiten dürfe.

„Liebe Harm," sagte Edith, „Du kannst es als ausgemacht ansehen daß Du mitdarfst, denn wenn ich einmal Etwas beschlossen habe, so muß es geschehen. Ich bin nicht bloß zum Scherz eine Finnin."

„Zu Dir steht auch meine ganze Zuversicht; obschon Du, wie ich, nicht von ungemischtem finnischem Blute bist, so . . ."

„Will doch Gott was das Weib will," fiel Edith scherzend ein.

Eines Abends am Ende Juli spazierten ein älterer Herr und zwei junge Damen im Thiergarten. Eine von ihnen war von so ungewöhnlicher Schönheit, daß überall wohin sie kam die allgemeine Aufmerksamkeit sich ihrer Person zuwandte und Jedermann flüsterte:

„Welch ein schönes Gesicht!“

Nachdem sie eine Weile auf der Ebene lustgewandelt und die schöne Dame ihre unruhig forschenden Blicke der wogenden Volksmasse nachgesandt hatte, sagte der ältere Herr:

„Jezt ist es Zeit ins Theater zu gehen; dort treffen wir Enoch bestimmt. Ich kann nicht begreifen daß wir hier nicht auf ihn gestoßen sind.“

„Assessor P.s Mittagsmahl hat sich wohl länger hinausgezogen,“ sagte die weniger schöne der Damen, die keine andere als Edith war.

„Vermuthlich,“ antwortete ihr Begleiter, in welchem wir den ältern Aberney erkennen.

„Ich bin mitgekommen um mich an seiner Ueberraschung zu erfreuen, wenn er Harm treffen würde. Als ich ihn gestern Abend, während ich Edith zur Schwägerin begleitete, traf, sagte ich weder ihm noch Sara daß Harm da sei. Ich wollte sie gerne heute überraschen, wenn sie hier zusammenträfen.“

Sie schlugen jezt den Weg nach dem Thiergartentheater ein und gingen hinein. Kaum hatten sie ihre Pläze eingenommen, als ein junger Mann mit schönen, edlen und intelligenten Gesichtszügen, begleitet von einer ältern Dame, eintrat. Seine Augen fielen sogleich auf Aberney, Edith und Harm. Der Anblick der lezteren überraschte ihn dermaßen daß er

unbeweglich vor der Thüre stehen blieb, und Gott allein weiß wie lange er so geblieben wäre, wenn nicht Tante Sara ihn gezwungen hätte sie nach den Pläzen zu begleiten die sie neben den Reisenden besaßen.

Harm hatte Enoch sogleich bemerkt, und ihre Aufregung war noch heftiger als die seinige. Ein Glück war es für die Bewahrung ihres Geheimnisses daß Edith und Aberney auch an der Thüre saßen und die Aufmerksamkeit beider auf die Eintretenden geheftet war; sonst hätte Edith leicht das eigentliche Leiden Harms ergründen können. Jezt konnte sie sich einigermaßen erholen, ehe Ediths Augen auf sie gerichtet wurden. Aberney grüßte Schwägerin und Sohn, dann kam die Reihe an Harm. Tante Sara lächelte, flüsterte der Nichte einige herzliche Worte zu und sezte sich neben Schwager Aberney.

„Welche Freude, Harm, daß ich Dich auch wieder einmal zu sehen bekomme,“ sagte Enoch mit unsicherer Stimme und nahm Plaz neben ihr.

„Es ist sehr lange daß wir uns nicht mehr getroffen haben,“ stammelte Harm und legte ihre Hand in die seinige. Aber nach einem leichten Druck ließ er sie los und begann dann mit großem Interesse nach den daheim Gebliebenen zu fragen.

Zwei Wochen lang war Harm täglich mit Enoch zusammen, aber kein Blick, ja nicht einmal ein Zittern der Stimme deutete auf eine Spur der frühern Neigung. Das Benehmen Enochs rief eine Veränderung im Benehmen Harms hervor, die oft ihr lau-

nisches Wesen hervortreten ließ. Enoch war gegen Harm wie gegen Edith, und nichts ließ vermuthen daß sein Gefühl gegen sie anderer Art sei. Es war ein bitterer Kampf für das stolze Weib. Als sie vollkommene Gewißheit zu haben glaubte daß sie nicht mehr geliebt werde, verlangte sie mit fieberhafter Ungeduld nach Hause zurück, ein Wunsch dem Alles entgegenkam. Aberney, der Edith und Harm nach Stockholm begleitet, weil er dort Geschäfte zu besorgen hatte, war nach drei Wochen reisefertig, und Harm zeigte sich vollkommen zufrieden mit ihm in die Heimath zurückkehren zu dürfen. Genug, die Reise wurde festgesezt, und es blieb nur eine ganz kurze Zeit für den Aufenthalt in Stockholm übrig.

Einige Tage vor dem Abschied hatte Tante Sara ihre Verwandten zu einem Ausflug nach ihrer kleinen Villa beredet die außerhalb des Kungsholmer Zollhauses lag, und wohin sie einige Freunde geladen hatte.

Harm war schön. Die junge finnische Dame wurde daher von den eingeladenen Herren mit Huldigungen umgeben. Alle wetteiferten ein Lächeln oder einen Blick von ihr zu erhalten. Mit feinem Tact verstand Harm verbindlich zu sein ohne aufzumuntern. Ihr Gespräch war gebildet, zuweilen lebhaft, aber über ihrem ganzen Wesen lag ein schwerer Schleier, hinter welchem man das Feuer glühen zu sehen meinte; allein es war kein Feuer das diesen Schmetterlingen Hoffnungen gestattete, sondern eines das sagte: Nicht für euch.

Enoch war ungewöhnlich still und gedankenvoll; seine Augen ruhten unabläßig auf Harm, ohne daß

sie es jedoch bemerkte, weil sie nicht ein einziges Mal auf ihn schaute.

Harms stolzes Herz ertrug es nicht daß er glauben sollte, sie liebe ihn noch, während er selbst aufgehört hatte es zu thun.

Man machte einen Spaziergang im Garten. Eines der fremden Kinder brach eine weiße Rose ab und gab sie Harm. Sie befestigte sie an ihrer Schärpe. In demselben Augenblick schaute sie auf und war ganz überrascht Enoch vor sich zu sehen. Ueber Wangen, Stirne und Hals flog eine Purpurröthe als sie seinen Augen begegnete. In diesem Blicke lag Etwas das sie im Nu in die Vergangenheit zurückversezte, aber es war eine Offenbarung die in der nächsten Secunde verflog; denn Enoch wandte sogleich seinen Kopf ab und sagte in gleichgiltigem Tone:

„Eine schöne Blume das!“

„Ja, mir gefällt die weiße Rose besser als die rothe,“ antwortete Harm.

Sie konnte nicht dieselbe Macht über ihre Stimme gewinnen wie er.

Die übrige Gesellschaft begann eine lange Erörterung über rothe und weiße Rosen, und als man bei dieser Gelegenheit an einen schmalen Fußsteig kam der sich abwärts neigte, sagte Enoch lächelnd zu Harm:

„Liebe Schwägerin, willst Du nicht meinen Arm zur Stüze annehmen?“

Harm nahm ihn.

Es war das erste Mal daß er ihr ein solch vertrauliches Anerbieten machte. War es Irrthum oder

Wirklichkeit. Harm meinte, durch Enochs Arm gehe ein Zittern, als sie den ihrigen hineinlegte. Sie kamen, ohne daß Harm recht wußte wie, den Andern ein gut Stück voran.

„Woher kommt Deine Vorliebe für die weißen Rosen?“ fragte Enoch.

„Gott weiß, ich habe mir das nie klar gemacht.“

„Dann bin ich glücklicher, denn ich weiß warum sie mir gefallen.“

„Laß hören! Ich bin neugierig darauf.“

„Ich kann eine weiße Rose nie sehen, ohne mir vorzustellen daß sie ein Bild des Frauenherzens sei. So rein wie die Blätter der Rose sind, muß es an Gedanken und Gefühlen sein. Auch verachte ich den Mann der die Gebote des Gewissens so schlecht versteht, daß er die Frau die er liebt Versuchungen aussezt die den mindesten Schatten auf ihre Seelenreinheit werfen können.“

„Aber, Enoch, die Vernunft des Mannes kann nicht immer über seine Gefühle Wache halten, und deßhalb thun wir am Besten, wenn wir Andere nicht zu streng beurtheilen.“

„Beim Weib wie beim Mann müssen Ehre und Pflicht vorherrschen, sonst sind sie verächtlich.“

„Nimm Dich in Acht; das Schicksal kann sich so rächen daß Du Dich selbst vor Deinen Gefühlen duckst.“

„Nein, Harm, das kann nie geschehen.“

Eine lange Pause folgte. Harm sprach dann von gleichgiltigen Dingen; aber ihre Wangen waren weiß wie die Blätter der Rose in ihrer Schärpe.

Als man nach Hause zurückkehrte, wurde Musik

gemacht. Edith sang und sang so daß sie alle Welt entzückte. In einen Armstuhl zurückgelehnt, saß Harm in dem Cabinet das an den Salon grenzte. Sie hörte den Gesang nicht, so sehr war sie von den Gedanken an Enoch in Anspruch genommen, so sehr sehnte sie sich nach einer Gewißheit ob sein Blick wirklich ein Spiegelbild seiner Gefühle oder nur ein trügerisches Luftgebild gewesen.

Enoch stand unmittelbar vor der Thüre des Cabinets; er hatte seinen Rücken Harm zugekehrt und schien gänzlich in den Gesang verloren. Als dieser verstummte, wandte er sich um; in demselben Augenblick erhob sich Harm um in den Salon hinauszugehen. Bei dieser Bewegung verlor sie die weiße Rose die in der Schärpe steckte. Ohne von Enoch scheinbar Notiz zu nehmen, ging sie an ihm vorbei und trat in eine der aufgeschlagenen Glasthüren, wo sie stehen blieb und sich mit Edith unterhielt. Während sie dastand, konnte sie ins Cabinet hineinsehen und bemerkte sehr wohl daß Enoch, einige Augenblicke nachdem sie es verlassen hatte, hineinging. Durch die Vorhänge an den Glasthüren verborgen, drehte sie ihren Kopf und schaute ihm nach. Sie sah wie Enoch hastig die Blume aufhob, an seine Lippen führte und an seiner Brust verbarg.

„Jetzt kann ich glücklich sterben," dachte Harm im Uebermaß ihres Gefühles. „Ich weiß daß er mich noch liebt."

Die übrigen Stunden des Abends war sie vergnügt und voll Seligkeit. Sie scherzte und lächelte, aber ohne ihre Worte an Enoch zu richten. Seine Stirne dagegen verfinsterte sich immer mehr, und

auf der Heimfahrt war Enoch so düster, daß es sogar Aberney und Edith auffiel.

Am folgenden Morgen genügte jedoch die Geschichte mit der Blume nicht mehr für Harms Herz. Gatte, Pflichten, Alles war vergessen. Sie bekümmerte sich nur um Eines, nämlich um die Gewißheit ob sie geliebt werde oder nicht. Sie hatte ja nur noch zwei Tage Frist bis zu ihrer Abreise, und sie fand es unmöglich Stockholm zu verlassen, ehe Enoch mit Worten bekräftigt hätte was seine Blicke und die Bewegung mit der Blume ihr zu verstehen gaben. — Den ganzen Tag wurde sie von einer fieberhaften Angst beherrscht, die äußerst peinlich wurde als Enoch nicht zum Vorschein kam. Aberney war fort; Edith war mit einigen Bekannten ausgegangen; Harm hatte erklärt, sie sei unwohl und könne nicht mitkommen; Tante Sara hatte viel mit Speisevorräthen und andern Reisevorbereitungen zu schaffen, und so sah Harm auch sie nicht.

Gegen Abend kam Enoch nach Hause und fand Harm allein im Wohnzimmer. Ohne scheinbar im Mindesten dadurch genirt zu sein, begann er davon zu reden wie sehr er beschäftigt gewesen, und dann ging das Gespräch auf andere Gegenstände über. Enoch redete von der Heimath, und wie er sich sehne seine Brüder und seine Mutter wieder zu sehen. Sein ungezwungenes Wesen wirkte auf Harm, so daß auch sie allen Zwang ablegte.

„Wirst Du nächsten Sommer nach Finnland hinüberkommen?“ fragte sie.

„Ja, ganz sicher. Ich habe den Versuch früher

nicht wagen wollen," fügte er mit einem wehmüthigen Lächeln hinzu.

„Und warum nicht?"

„Weil ich meiner eigenen und vielleicht auch einer fremden Kraft mißtraute. Ich wäre sehr unglücklich gewesen, wenn ich bei ihr eine Schwäche entdeckt hätte die den von ihr übernommenen Pflichten zu nahe getreten wäre." Enoch schien aufgeregt, Harm dagegen vollkommen ruhig.

„Eine solche Befürchtung, lieber Enoch, ist mir unerklärlich. Glaubtest Du daß sie ihre Gattinpflichten nicht kenne?"

„Harm, höre mich an," rief Enoch lebhaft. „Als man mir schrieb daß Du an Deinem Hochzeitstag erkrankt seiest, entstand in meinem Innern der bittere Gedanke daß . . . daß . . . "

„Es war eine heftige Erkältung," fiel Harm frostig ein. „Es war nicht der Mühe werth ein so großes Gewicht auf Deine und meine Kinderneigung zu legen, die doch nichts Anderes als eine Kinderei war."

„Kinderei!" wiederholte Enoch ernsthaft. „Ich weiß recht gut daß mein Gefühl gegen Dich von tieferer Natur war."

„Im Fall Du von unserer Freundschaft sprichst, so hoffe ich daß sie stets eine geschwisterliche Ergebenheit bleiben werde," antwortete Harm mit freundlichem Lächeln; „aber die Thorheiten die Dich veranlaßten Uleaburg zu verlassen hätten Dich nicht abhalten sollen uns zu besuchen, denn im Ganzen können wir doch darüber lachen." Sie reichte ihm die Hand. Enoch ergriff sie.

„Harm, Du bist ein großes und edles Weib. Als solches hast Du stets vor meiner Phantasie gestanden, als solches bewahrte ich Dich immer gern in meiner Erinnerung. Dank, tausend Dank, Du meine erste und einzige Liebe, daß ich Dich so wieder gefunden." Er küßte ihre Hand; ein Schauer ging durch Harms ganzes Wesen, und sie schloß ihre Augen um ihre äußere Ruhe bewahren zu können.

„Um meinetwillen brauchst Du Deine Heimath und Deine Angehörigen nicht mehr zu fliehen."

„Um Deinetwillen nicht, aber . . . "

„Keine Aber, denn Deines Bruders Frau kann unmöglich für Deine Ruhe gefährlich sein." Harm lächelte so schwesterlich gegen ihn. „Laß uns das Vergangene vergessen und gute Verwandte und Freunde bleiben."

„Du bist glücklich?"

„Ja, ich bin sehr glücklich," versicherte Harm.

„Harm, laß uns dieß Gespräch nicht länger fortsezen. Ich habe dabei meine ganze Schwachheit kennen gelernt. In diesem Augenblick wünsche ich daß ich Dich nie wieder gesehen hätte."

Er erhob sich und ging einige Male im Zimmer auf und ab.

Harm saß in dem Sopha zurückgelehnt und dachte: „Mein Leben wollte ich gern dafür geben, wenn ich sagen dürfte wie innig, wie ausschließlich ich ihn liebe; aber ein einziges Wort das die Gefühle meines Herzens andeutete, würde mir für immer seine Achtung und mit ihr seine Liebe rauben." Sie drückte die Hand hart gegen ihre Brust und seufzte. — Bei diesem Tone blieb Enoch stehen.

„Du seufzest, Harm," sagte er. „Solltest auch Du . . ."

„Ob ich mich nach meinem Heimwesen und meinem Manne sehne. Ja . . ." Harms Augen ruhten forschend auf Enoch. Sie sah ihn die Farbe wechseln und fügte hinzu: „Ich kann nicht ohne Unruhe daran denken wie lange Caspar mich vermissen muß."

„Er liebt Dich noch immer gleich innig?"

„Ja, das thut er gewiß."

„Und wie wäre es wohl anders möglich? Du gehörst nicht zu denjenigen die man vergessen kann. Ach Harm, Du wirst es nie verstehen wie ich Dich geliebt habe und bis in meinen Tod lieben werde."

Es entstand eine Pause. Harm besaß nicht die Kraft zu antworten. Tante Sara's Ankunft unterbrach alles weitere Gespräch.

Zwei Tage später war Harm abgereist.

Caspar begrüßte seine Frau mit Freude und Herzlichkeit, und es hätte einen angenehmen Eindruck auf Harm machen müssen sich noch immer gleich sehr von ihrem Manne geliebt zu sehen; aber sie blieb kalt dagegen und verschmähte es in seiner Ergebenheit einen Trost und Ersaz für die ihr von der Pflicht auferlegte Entsagung zu suchen. Die junge Frau hatte nicht gelernt daß es hier im Leben für alle Leiden und Opfer einen Trost gibt, nämlich das Bewußtsein erfüllter Pflichten. Harm verwarf Alles was ihren innern Kummer verringern konnte, und fand einen Genuß darin im Schmerz gleichsam zu

erstarren. Ihr Körper, nicht ihre Seele war es was in die Heimath zurückkehrte.

Ohne alles Interesse für die äußere Welt, empfing sie mit gänzlicher Gleichgiltigkeit die Nachricht daß ihr Mann einen jungen Ausländer, einen Deutschen wie es hieß, zu sich genommen habe. Caspar wurde dafür bezahlt daß der junge Ivano sich in seinem Laboratorium beschäftigen durfte. Derselbe sollte Chemiker werden.

In ein Gefühl maßloser Sehnsucht versunken und ihrer ganzen Umgebung überdrüssig, schenkte Harm dem jungen Menschen wenig Aufmerksamkeit und redete ihn selten oder niemals an, obschon Caspar sie oft darum ersuchte. In Folge solcher Bitten konnte es geschehen daß sie einige nichtssagende Worte an den Jüngling verlor, wenn er sich bei den Mahlzeiten einstellte oder Abends in den Familienkreis kam; sonst aber benahm sie sich als ob er gar nicht für sie vorhanden wäre.

Ivano seinerseits konnte Harm nicht aus dem Auge lassen, vom Moment an wo er das gleiche Zimmer mit ihr betrat, bis er es wieder verließ. Sie war zu schön um nicht ein Gegenstand der Bewunderung für den gleichalterigen Jüngling zu werden.

Einige Wochen nach Harms Rückkehr traf jedoch ein Ereigniß ein, das sie der einsilbigen Trägheit worein sie versunken war einigermaßen entriß. Debora Aberney starb nach kurzer Krankheit und hinterließ Mann und Söhne in tiefster Trauer. Harm beweinte die Heimgegangene, weil sie wußte wie sehr der Verlust der geliebten Mutter Enoch zu Herzen gehen würde, besonders weil er diese so theuern

Züge seit drei Jahren nicht wieder gesehen hatte und sie nun nie mehr sehen sollte.

Ein Jahr war über Deboras Gruft dahingerollt, als Frau Ehrmann ihrer Schwägerin ins Grab folgte. Harm wurde nach der Mutter Tod noch stiller und verschlossener, ohne daß Caspar darauf achtete. Er gehörte zu denjenigen Männern die es für eine Weichheit ansehen sich beständig mit ihrer Frau zu unterhalten, besonders da in Harms stets nachgiebigem und passivem Wesen Etwas lag was äußerst einförmig wurde, so daß er seine schöne Frau sehr oft langweilig fand. Auf Alles was er sagte, antwortete sie immer Ja und ließ sich nie auf eine Erörterung ein, so daß Caspar gegen seine Freunde äußerte:

„Meine Frau ist so verliebt daß sie, um mir nicht zu mißfallen, nie einen andern Gedanken hat als ich.“

Der arme Caspar, wie verblendet war er nicht, um nicht in Harms ganzem Benehmen einen deutlich ausgesprochenen Lebensüberdruß, eine vollständige Gleichgiltigkeit gegen Alles zu sehen! Hätte Harm einen Freund, einen Vertrauten besessen mit dem sie ihre Gefühle und ihre Leiden besprechen konnte, so würde die Richtung in ihrem Innern keinen so furchtbaren Character angenommen haben wie es jezt der Fall war.

Eines Tags war Caspar aus der Apotheke heraufgekommen und hatte eine Flasche mitgebracht, die er in einen Schrank in seinem Zimmer stellte wo er seine Droguen verwahrte. Dabei äußerte er:

„Unser Leben ist doch ein gebrechlich Ding: einige

Tropfen von dieser Flüssigkeit hier und die Lebenslampe erlischt augenblicklich."

„Ist es Gift?" fragte Harm.

„Ja, und dazu eines das augenblicklich tödtet."

Caspar schloß den Schrank und legte den Schlüssel in seine Tischschublade. Als er sich entfernt hatte, zog Harm den Schlüssel hervor und öffnete den Schrank. Sie nahm die Flasche und betrachtete sie, während sie in Gedanken die Worte ihres Mannes wiederholte:

„Einige Tropfen davon und die Lebenslampe erlischt! Und ich könnte mich also von einem Leben befreien das mir unerträglich wird! Wer würde mich vermissen? Niemand. Einige Wochen nach meinem Tode wäre ich vergessen. Ich habe kein Kind und folglich kein Band das mich ans Leben knüpft."

Sie griff nach dem überbundenen Glaspropf, aber in diesem Augenblick kam eine Magd herein. Harm stellte ganz hastig die Flasche weg und schloß den Schrank. Dieß geschah indeß nicht schnell genug, denn die Magd bemerkte ihre Bewegung.

„Herr Aberney wünscht Sie zu sprechen," sagte die Magd und warf einen neugierigen Blick im Zimmer umher. „Der Tausend, was doch die Frau mit diesen Flaschen zu thun haben mag?" dachte sie: „der Herr hat ja so ausdrücklich Jedermann verboten sie anzurühren."

Harm erhielt von ihrem Schwiegervater einige Aufträge, in Folge deren sie in die Stadt zu gehen hatte, was den ganzen Tag in Anspruch nahm. Abends saßen die beiden alten Freunde bei den jun-

gen Leuten im Salon und rauchten ihre Pfeifen. Harm hatte Haushaltungsgeschäfte bekommen die sie in der Küche aufhielten. Als sie in den Saal treten wollte, hörte sie Aberney sagen:

„Siehst Du, Ehrmann, daß ich doch von Anfang an Recht hatte, als ich Dir von Deiner Heirath mit Rosa abrieth? Aber Du warst eigensinnig."

„Und dafür habe ich auch büßen müssen. Meine Ehe war so unglücklich, daß ich seit meiner Wittwerzeit schon manchmal Gott für die Erlösung aus diesen Banden gedankt habe."

„Ich dagegen werde nie aufhören Debora zu vermissen."

„Das ist natürlich; denn wo gegenseitige Liebe ist, da ist auch Glück; aber wo diese fehlt, da ist der Tod die einzige Rettung die man hoffen kann."

Harm stand lange unbeweglich da, ohne weiter von dem Gespräch zu hören. Sie wiederholte:

„Wo Liebe fehlt, da ist der Tod der einzige Retter der übrig bleibt; das Beste ist also zu sterben?" Diese lezten Worte hatte sie, ohne es beinahe zu wissen, laut ausgesprochen.

„Ganz und gar nicht," antwortete eine freundliche Stimme, und sie fühlte ein Paar Hände die sie um den Leib faßten. Es war Victor, der aus Abo gekommen war um auf einige Wochen zu Hause zu bleiben. Er präparirte sich aufs Examen.

Von diesem Tage an wurde Harm unruhig und launisch. Es war als ginge ein schwerer Kampf in ihrem Innern vor.

Victor entdeckte während seines Aufenthaltes zu Hause bald daß Harm einen Kummer hatte; aber

war dieß auch zu verwundern? Im Verlauf von anderthalb Jahren hatte sie ja Mutter und Schwiegermutter verloren. In Victor regte sich jedoch der Argwohn daß Harm ihren Mann nicht liebe, sondern von einer geheimen Liebe verzehrt werde.

Eines Tags, sechs Wochen nach Victors Heimkehr nach Uleaburg, saßen Aberney und Victor am Mittagessen bei Ehrmann, als eine von Caspars Mägden zu ihnen hereinstürzte und rief:

„Der Herr ist todt vom Stuhle gefallen, nachdem er von einem Glas Wein getrunken hatte.“

Die beiden Alten und Victor eilten über die Straße und in Caspars Wohnung. Sie fanden ihn rücklings auf dem Boden liegend und Harm, mehr einer Bildsäule als einem lebendigen Wesen ähnlich, über ihn hingebeugt.

Der herbeigerufene Arzt erklärte daß Caspar Aberney in Folge eines plözlich tödtenden Giftes gestorben sei. Der Rest des Weines wurde untersucht; man fand aber kein solches darin, und ebenso wenig in den Ueberresten der Speisen die auf dem Teller waren. Das Glas woraus Caspar getrunken hatte, lag zerbrochen neben ihm.

Jezt folgte eine genaue Untersuchung, woraus sich ergab daß unter den von Caspar aufbewahrten Droguen die Flasche mit der Blausäure geöffnet worden war. Eine Magd erzählte, sie habe eines Tags gesehen wie die Frau gerade diese Flasche in den Schrank zurückgestellt habe. Da während der Mahlzeit Niemand im Zimmer gewesen war, außer der Dienerin und Harm; und da leztere den Wein eingeschenkt hatte woran Caspar starb, so wurde eine

Untersuchung angestellt bei welcher auf Harm ein starker Schein fiel daß sie ihren Mann vergiftet habe, obschon die öffentliche Meinung sie vollkommen freisprach. Man wußte ja daß die beiden Gatten ganz glücklich gelebt hatten. Ein Nebenumstand machte sie sehr verdächtig, nämlich daß auf das Nastuch das sie an dem Tag gebrauchte Blausäure verschüttet worden war. Der Prozeß wirkte erschütternd auf Alle. Harm zeigte jedoch dabei eine Ruhe und Würde die selbst dem Richter imponirten.

Kaum hatte die Untersuchung begonnen, als Enoch nach fünfjähriger Abwesenheit ganz plözlich in Uleaburg auftrat. Brieflich von dem unglücklichen Ende des Bruders und dem auf Harm fallenden Schatten von Verdacht unterrichtet, eilte er herbei um ihr wo möglich als Jurist beizustehen.

Das Zusammentreffen zwischen Beiden war für ihn im höchsten Grad schmerzlich. Harms ganze Erscheinung bewies wie sehr ihre Seele von den bittern Leiden verheert wurde die sie getroffen hatten. Sie war so bleich und so abgezehrt daß sie wie ein Schatten von sich selbst erschien. Bei der ersten Besprechung mit Enoch war sie sehr aufgeregt, bei der zweiten vollkommen ruhig. Es handelte sich da nur um eine genaue Schilderung alles dessen was sich an Caspars Todestage zugetragen hatte. Mit vollkommener Klarheit beschrieb Harm Alles vom Kleinsten bis zum Größten. Enoch brachte es zu Papier; dann sprach er mit seinem eigenen und mit Harms Vater, welche bezeugten daß sie vom Anfang bis zum Schluß ihrer Ehe eine gute Frau gewesen sei, ein Zeugniß das auch alle Leute im Hause ihr gaben.

Nie hatten die Dienstboten einen Streit zwischen den Gatten gehört, sondern Harm hatte sich immer nachgiebig und freundlich gegen ihren Mann gezeigt. Freilich stimmten auch alle darin überein daß sie sehr still und schwermüthig gewesen.

Nach all diesen Untersuchungen und den beharrlichsten Verhören unter den Lehrlingen und Provisoren in der Apotheke, erinnerte sich Ivano daß er am Morgen des Todestages in Caspars Zimmer gewesen sei und dort auf dem Tisch ein Weinglas gesehen habe. Caspar habe eine schwarze Flasche in der Hand gehalten, während er mit Ivano gesprochen. Diese Aufschlüsse gaben Anlaß zu neuen Nachforschungen, woher das Glas genommen worden sei aus welchem Caspar getrunken. Die Magd erklärte, sie habe es aus dem Schrank geholt, aber als Enoch fragte ob sie an diesem Tage kein Glas aus Caspars Zimmer getragen habe, zeigte es sich daß sie ein solches, das auf dem Tische ihres Herrn gestanden, in den Schrank gestellt, weil es ganz rein ausgesehen habe. Jezt schien die Sache klar. Caspar hatte das Glas gebraucht und Blausäure hineingeschüttet; die Magd hatte es ihm dann vorgesezt, und so hatte die Vergiftung stattgefunden.

Am Nachmittag wurden diese Aufklärungen bei dem stattfindenden Untersuchungsverhör vorgebracht, und Harm, die dadurch beinahe vollkommen von allem Verdacht befreit worden, saß ganz allein in ihrem Haus, als Ivano bei ihr eintrat.

„Entschuldigen Sie, Madame," sagte er auf französisch, „daß ich Sie störe. Aber ich komme um

Ihnen Lebewohl zu sagen. Ein Brief von meinem Gönner ruft mich sogleich nach Petersburg."

Harm antwortete einige allgemeine Phrasen. Als sie fertig war, ergriff Ivano einen Stuhl und sezte sich neben sie.

„Sie erwarteten daß ich mich jezt entfernen würde; aber ehe ich dieses Haus verlasse, wo ich von Ihrem verstorbenen Mann so viel Gastfreundschaft und von Ihnen so viel kalte Höflichkeit empfangen, habe ich einige Worte zu sagen. Sie sind ein außerordentlich schönes Weib; man kann Sie nicht sehen ohne ein Meisterwerk des Schöpfers in Ihnen zu bewundern. Ich bin jung, und kein Wunder also wenn Ihre Schönheit einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat — doch das ist jezt vorbei. Beim Tod Ihres Mannes haben Sie in meinen Augen aufgehört schön zu sein," fügte er mit starker Betonung hinzu. „Sie haben indeß lange Zeit den Gegenstand meiner wärmsten Gefühle gebildet. Ihr ganzes Wesen war geschaffen um in einer Jünglingsbrust schlummernde Träume zu wecken. In Folge meiner stillen Anbetung und Bewunderung für Sie habe ich heute vor Gericht eine Erklärung abgegeben, wodurch der Tod Ihres Mannes den Schein eines unglücklichen Zufalles gewinnt und Sie von allem Verdacht befreit werden. Aber, Madame, das geschah nicht um Ihret-, sondern um meiner selbst willen. Ich wollte diesen Namen den ich einst verehrt und geliebt hatte, nicht durch einen schrecklichen Verdacht gebrandmarkt hören, wenn auch meine Gefühle jezt das Gegentheil von dem geworden sind was sie früher waren."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Harm stolz und blickte Ivano düster an. „Wenn das was Sie vor meinem Schwager und vor Gericht erzählt haben unwahr ist, wer hat Sie denn gebeten mit einer erdichteten Geschichte aufzutreten?"

„Meine frühere Schwäche für Sie hat mich dazu bestimmt."

Ivano richtete sich auf und flüsterte Harm einige Worte ins Ohr. Die junge Wittwe wurde noch bleicher als sie gewesen. Sie stierte Ivano an; dieser aber fügte mit einer Verbeugung hinzu:

„Das Grab und ich sind gleich stumm. Leben Sie wohl!"

Er eilte aus dem Zimmer, und Harm lehnte sich bebend in den Sopha zurück.

Etwas später am Abend kam die Post mit zwei unglücksschwangeren Nachrichten, einer persönlichen und einer öffentlichen.

Leztere enthielt den Befehl an die finnischen Regimenter sich schleunigst auf den Kriegsfuß zu stellen; die andere war von Tante Sara. Sie meldete Ehrmann unter Ausdrücken der tiefsten Verzweiflung, daß seine Tochter Edith verschwunden und, wie ein an sie hinterlassener Brief vermuthen lasse, mit einem Russen nach Petersburg gereist sei.

Diese beiden Hiobsposten wirkten so heftig auf Ehrmann, daß er vom Schlage getroffen wurde und nach einigen Tagen starb.

Sein Hinscheiden, die Untersuchung über Caspars Tod und Ediths Flucht waren lauter Ereignisse die über der allgemeinen Unruhe beim Gedanken an den bevorstehenden Krieg vergessen wurden. Die

öffentliche Aufmerksamkeit wurde so ausschließlich darauf gerichtet, daß man alle Privatereignisse bei Seite sezte.

Im Februar 1808 brachen die russischen Truppen unter General Buxhövden über die Grenze. In Folge der russischen Proclamation hoffte man noch daß die begonnenen Feindseligkeiten ein glückliches Ende nehmen könnten. aber leider war Gustav Adolph IV. zu starrköpfig um seine Kraft klug zu berechnen, und die Folge war daß er, um einen gefaßten Beschluß heilig zu halten, alle verständigen Rathschläge und Warnungen verwarf. Er sezte das Wohl des Landes auf einen einzigen Wurf und öffnete die Thore desselben für alle Verheerungen des Krieges.

Finnland hatte sich einige Zeit lang von den unseligen Kriegen die es verheert erholen können; mit freudiger Hoffnung hatte es den allgemeinen Wohlstand auf dem Boden der so viel von seiner Kinder Blut getrunken erblühen gesehen.

Beim Ausbruch des Krieges von 1808 blühte Finnland, das kann man dreist sagen, sowohl in materieller als intellectueller Beziehung. Die Bevölkerung hatte mit jedem Jahr bedeutend zugenommen, und mit ihr vermehrten sich auch die Producte des Landes. In wissenschaftlicher Bildung war es ebenfalls vorangeschritten, und die Universität Abo konnte sich vollkommen mit den schwedischen messen. Stille bildete sich hier eine Reihe von Männern die jedem Jahrhundert zum Ruhm gereichen würden. Namen wie Pörthan, Calonius, Menander, Tengström, Gadolin und Hällström werden in der Geschichte der

Gelehrsamkeit mit ausgezeichneter Ehre aufbewahrt bleiben; sie zeugen von der Kraft und Beharrlichkeit die stets eine intellectuelle Ueberlegenheit hervorgerufen und sie fruchtbar gemacht haben. Stolz auf sein Land und seine Söhne, träumte Finnland von fortwährendem Voranschreiten, als der Kriegssturm kam und die Veränderlichkeit des Glückes bewies.

O Finnland! Welcher Schwede kann ohne Schmerz an den 17. September 1809 denken? Da wurde der Friede zwischen Schweden und Rußland abgeschlossen, ein Friede der dich von dem schwedischen Mutterherzen losriß, welches nie aufhören wird den Verlust des Kindes zu beweinen auf das Schweden so stolz war. Treu und stark wie deine Felsen, hast du ein Jahrhundert den Verheerungen des Krieges Troz geboten, für dein Land gestritten und gesiegt mit einem Muth und einer Entsagung die dein Volk zu einem der seltensten machen, was dieser lezte für Schweden so unglückliche Krieg am besten beweist, und worüber Adolph Ivar Arvidson sich folgendermaßen ausspricht:

„So endete dieser für den schwedischen Soldaten immer gleich ehrenvolle, obschon nicht immer gleich glückliche Feldzug. Beinahe ohne Unterstüzung von Schweden, bestand das finnische Heer einen gänzlich ungleichen Kampf mit überlegenen Feinden zuweilen mit einem unter solchen Umständen erstaunlichen Erfolg, und erkämpfte sich überhaupt mehrere Siege als die früheren Kriege, selbst im Verein mit Schwedens gesammelter Streitmacht, darboten. Bei dem großen Mißverhältniß in Bezug auf die Kräfte der kriegführenden Parteien war es vorherzusehen daß

das kleine finnische Heer zulezt unterliegen mußte; aber wie es Siege ohne Ehre gibt, so gibt es auch Niederlagen die unsterblichen Ruf mit sich führen, und dieß kann man von den Niederlagen des finnischen Heeres sagen. Bei der Erinnerung an all den Heldenmuth der sich im Kriege des Jahres 1808 kundgab, fühlt man sich versucht den Betrug zu verfluchen der es wagte ein solches Volk zu verrathen."

Sechs Jahre später.

In einer freundlichen Gegend mitten in Schweden lag die ausgezeichnet schöne Landrichterwohnung von Särnäs. Das Jahr zuvor war ein neuer Richter mit seiner Frau hier aufgezogen.

Landrichter Enoch Aberney war zwar noch jung für den Posten den er erhalten, aber diese rasche Beförderung hatte er durch seine ungewöhnlichen Kenntnisse so wie seine große Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit gewonnen, lauter Eigenschaften welche den gebildeten Finnen mehr oder weniger auszeichnen. Seit zwei Jahren war er mit Harm, der Wittwe seines Bruders, verheirathet. Das erste Jahr ihrer Ehe hatten sie in Stockholm zugebracht, worauf Enoch das Landgericht erhielt und sich in Särnäs niederließ.

Harm war seit zwei Jahren die Gattin des Mannes den sie von Kindheit auf so ausschließlich geliebt hatte. Enoch besaß jezt diese Frau, die in ihrer

Person alles Hohe und Edle vereinigte was er am Weibe anbetete. Beide waren also sehr glücklich? Ja, Enoch war es wirklich; aber wie es Harm zu Muthe war, das ließ sich nicht so leicht bestimmen. Wenn sie Enoch an ihrer Seite hatte, vergaß sie Alles über der Freude des Augenblicks; aber es war nicht dieses frische, lächelnde und friedliche Bild innigen Glückes und innerer Zufriedenheit, sondern eine gewisse fieberhafte Unruhe worüber ein Trauerschleier ausgebreitet lag. Der Liebe rosige Freude war in Wolken gehüllt oder auch von stillen und unruhigen Träumereien gestört. Ueber Harms innere Welt war ein Schatten geworfen der nie davon wich.

„Die Erinnerung ist es die mich quält," pflegte sie Enoch zu antworten, wenn er sie zärtlich fragte, warum die Wolke beständig auf der bleichen Stirne weile. Enoch liebte sie doppelt in solchen Augenblicken. Sie wäre nicht seine feinfühlende Harm gewesen, wenn sie über dem gegenwärtigen Glück leichtsinnig die unheimlichen Bilder der Vergangenheit hätte vergessen können.

Nach zweijähriger Ehe wurde Harm Mutter, und die düstern Erinnerungen schienen jezt beinahe weggeblasen zu sein. Sie schien wirklich glücklich und Enochs Seligkeit war vollkommen. Das Leben lächelte ihm so verheißungsreich entgegen, als ein äußeres Ereigniß kommen und das Glück verjagen sollte.

Beim zweiten Herbstgericht seit Enoch sein Amt angetreten, kam eine garstige Verbrechergeschichte vor. Eine Bäurin wurde angeklagt ihren Mann vergiftet

zu haben. Am ersten Untersuchungstag, als Enoch aus dem Gerichtssaal kam, war er bleich, und zum ersten Male seit seiner dreijährigen Ehe ruhte ein Zug von Düsterheit über seinem Gesichte. Harm fragte was es sei, und er antwortete:

„Ach meine geliebte Harm, es wird mir mitunter recht schmerzlich Richter zu sein, denn man bekommt den Menschen in seiner tiefsten Erniedrigung zu sehen. Der Anblick des Verbrechers regt immer unser Inneres auf."

Beim Mittagessen war Enoch schweigsam und sein Blick ruhte mit einem schmerzlichen Ausdruck auf Harm. Einer der Notare bemerkte während der Mahlzeit:

„Haben Sie gehört, Frau Landrichterin, welches abscheuliche Verbrechen wir heute vorhatten?"

„Nein," antwortete Harm, „aber aus Aberneys düsterem Aussehen kann ich schließen daß es etwas Ungewöhnliches war."

„Eine ganz junge Bäurin ist angeklagt ihren Mann durch Gift ermordet zu haben," antwortete der Notar.

Harm erblaßte; ein Schauer ging durch ihr ganzes Wesen. In diesem Augenblick sah sie auf ihren Mann. Er schaute sie unruhig forschend an.

„Sonderbar," sagte Enoch, indem er seine Frau betrachtete, „ich werde ganz sicher das arme Weib zum Tod verurtheilen müssen, und doch ist sie möglicherweise unschuldig."

„Das ist unmöglich, Herr Landrichter," fiel der Notar ein; „es liegen gar zu viele Beweise gegen sie vor."

„Nichts ist unmöglich," erwiderte Enoch und richtete sich vom Tische auf. Als er Harm küßte, nahm er ihren Kopf in seine Hände und sah tief in ihre Augen; dann flüsterte er mit aufgeregter Stimme:

„Armes Kind!"

Harm verbrachte die Zeit wo Enoch bei Gericht war in ihr Zimmer eingeschlossen, indem sie Kopfweh vorgab. Abends, als Enoch zu ihr kam, trugen ihre Augen Spuren von Thränen, und man konnte deutlich sehen daß sie viel geweint hatte.

Enoch war jezt freundlich, herzlich und heiter wie gewöhnlich. Er plauderte munter und liebkoste Harm; aber als er sie an sich zog und mit den zärtlichsten Namen nannte, begann sie wieder zu weinen.

Am folgenden Tag schien Harm ruhig, obschon eine gewisse Wehmuth auf ihren Zügen ruhte. Die Untersuchung gegen die des Mords angeklagte Bäurin währte den ganzen Morgen, und bei der Mahlzeit war Enoch wieder nachdenklich.

Der Prozeß gegen die Verbrecherin machte die Wolke auf Enochs Stirne immer düsterer. Er war freundlich gegen Harm, zuweilen leidenschaftlich zärtlich, aber es wurden nur wenige Worte zwischen ihnen gewechselt. Er schien einem Gespräch mit ihr ausweichen zu wollen. Am lezten Gerichtstag, ehe er ausging um der Giftmischerin ihr Urtheil zu verkündigen, kam er zu Harm herein. Sie saß an der Wiege ihres schlafenden Kindes. Enoch betrachtete beide eine lange Weile, dann küßte er Harm auf die Stirne und sagte sanft:

„Nur diejenige die unglücklich, aber nicht ver-

brecherisch war, kann es wagen die Freuden der Mutterschaft zu genießen. Nicht wahr, meine Geliebte?"

Ohne ihre Antwort abzuwarten, küßte er sie und fügte hinzu:

„Auf Mittag ist das Gericht aus, und dann, Harm, wirst Du mir mit einem Lächeln auf Deinen schönen Lippen entgegentreten, so daß ich Alles was mich quälte vergessen kann. Wir essen allein. Der Gerichtshof ist ins Pfarrhaus eingeladen, aber ich habe für meine Person abgelehnt."

Als Harm allein war, sank sie an der Wiege des Kindes auf die Kniee nieder und stammelte unter heftigem Schluchzen:

„Nur diejenige die keine Verbrecherin ist, kann es wagen die Freuden der Mutterschaft zu genießen. O Jesus Christus, erbarme dich über mein unschuldiges Kind!"

Harm richtete ein beinahe festliches Mahl an. Der zierliche Tisch stand mitten im Zimmer gedeckt. Mit einem Lächeln hinter welchem sie den ganzen Schmerz verbarg der in ihrer Seele wohnte, ging sie dem eintretenden Enoch entgegen und bot ihm ihre Lippen zum Kusse. Enoch blieb gleich an der Thüre stehen. Sein Blick fiel auf den Tisch wo eine Weinflasche stand, und gleich als hätte dieser Anblick eine schreckliche Erinnerung hervorgerufen, fuhr er mit der Hand über die Stirne und holte einen tiefen Seufzer.

Als er dann sein Gesicht Harm zuwandte, war es streng, milderte sich aber, als er ihrem liebreichen Blick begegnete. Man sezte sich. Harm that Alles um liebenswürdig zu sein.

Der Zufall, diese unerklärliche und geheimnißvolle Macht, wollte daß man diesen Mittag Geflügelbraten hatte, ein Gericht das Harm nicht gerne auf ihrem Tische sah, weil es das lezte war das Caspar gegessen, ehe er das unglücksschwangere Weinglas geleert hatte. Als Enoch seine Portion verzehrt hatte, nahm Harm die Weinflasche und schenkte ihm sein Glas ein, aber ohne das ihrige zu füllen.

„Trinkst Du keinen Wein?" fragte Enoch in einem Ton der von seinem gewöhnlichen ganz verschieden war.

„Nein, Enoch, Du weißt ja daß ich nie Wein trinke," antwortete Harm.

„Ja es ist wahr, Du trinkst nicht, Du schenkst bloß Deinen Männern ein."

Die Stimme war scharf und hart. Er ergriff das Glas und fügte hinzu:

„Vor sechs Jahren, ja just am heutigen Tage schenktest Du Deinem ersten Manne Wein ein."

Enoch goß langsam, beinahe tropfenweise sein Glas auf den Teller aus, indem er dann mit dumpfer Stimme fortfuhr:

„Ich will sehen ob nicht auch auf dem Boden dieses Glases Gift liegt."

Sein durchdringender Blick hing fest auf den todtenbleichen Zügen seiner Frau. Als er die lezten Worte aussprach, fuhr Harm auf und rief verzweiflungsvoll:

„Gnade, Barmherzigkeit!"

Sie warf sich vor Enoch auf die Knie und ergriff seine Hand. Er zog sie weg, stüzte seinen Kopf

darauf und sagte, indem er fortwährend die Knieende fixirte:

„Im Cabinet des Mannes befand sich ein Schrank; dieser Schrank enthielt Flaschen mit Gift; eines Tages, just an demselben Tag den wir jezt haben, vor sechs Jahren, ging die Frau in dieses Zimmer, nahm eine schwarze Flasche und schlich in den Saal hinaus, wo der Tisch gedeckt stand. Ins Glas des Mannes goß sie einige Tropfen der farblosen Flüssigkeit, dann stellte sie die Flasche wieder an ihren Plaz, nachdem sie dieselbe mit ihrem Nastuch abgetrocknet. Einige Augenblicke darauf tritt sie dem Manne mit ihrem holdesten Lächeln entgegen. Sie läßt ihn mit seinen Lieblingsgerichten bedienen, und endlich schenkt sie ein Glas von dem Weine ein und heißt ihn trinken. Er trinkt! (Enoch ergriff mit krampfhafter Heftigkeit ihren Arm.) Und nachdem er dieses Glas geleert, das sie ihm mit so treuloser Freundlichkeit gereicht hat, stürzt er todt zu ihren Füßen."

Enoch erhob sich und riß Harm buchstäblich aus ihrer knieenden Stellung auf, indem er rief:

„Unglückselige, Du hast mich betrogen; Du warst nicht unschuldig; Du hast meinen Bruder gemordet, und ich . . ." Er schleuderte sie weit von sich, fuhr mit den Händen durch sein Haar und rief in verzweiflungsvollem Tone:

„Und ich, ich habe die Mörderin meines Bruders geheirathet!"

Harm sank auf ihre Knie zusammen. Sie vermochte nicht zu stehen, sondern schleppte sich zu den Füßen ihres Mannes, indem sie schluchzte:

„Höre mich ehe Du verdammst!“

„Folge mir,“ war Alles was er antwortete; dann ging er in sein Arbeitszimmer und verriegelte die Thüre hinter sich.

Am folgenden Morgen kam ein Bote ins Pfarrhaus mit der schrecklichen Nachricht, Landrichter Enoch Aberney habe sich in der Nacht erschossen, und seine liebenswürdige Gattin sei vor Kummer verrückt geworden.

Schluß der Einleitung.

Schuld und Unschuld.

Erster Theil.

In den Falten ihres Mantels hatte die Zeit zehn Jahre mitgeführt. Zehn Winter hatten ihren Schnee über Enoch Aberney's Gruft geworfen, und sechzehn Jahre lang hatte Schweden den Verlust Finnlands beweint. Mit Schmerz und Sehnsucht blickte Schweden dem Verlorenen nach, und von Finnlands treuer Brust wurde mancher Seufzer nach der schwedischen Küste entsandt. Vergebens suchte man in Uleaburg nach einem der Abkömmlinge Ehrmanns und Aberney's. Die Apotheke war in fremden Besitz gekommen und das Aberney'sche Haus war ein Raub der Flammen geworden. Von Aberney's drei hoffnungsvollen Söhnen lebte nur noch der jüngste, Victor, aber er wohnte nicht mehr in seiner Vaterstadt.

Was war wohl aus Ehrmanns beiden Töchtern geworden? Man wußte es nicht.

Victor Aberney war Professor an der Universität Abo geworden und dort ansäßig. Er besuchte Uleaburg niemals.

Das Frühlingssemester von 1825 war in Abo zu Ende. Professoren und Studenten begaben sich fort,

um nach den ausgestandenen Strapazen den Sommer zu genießen und sich zu restauriren. Auch Professor Aberney verließ die Universitätsstadt und zog auf ein kleines Landgut, etliche Meilen von Abo, das er just damals gekauft hatte. Es hatte eine abgeschiedene Lage. Der Professor gedachte den Sommer dort zuzubringen, ohne eine andere Gesellschaft als Tante Sara, die seinen Haushalt besorgte. Aberney war Junggeselle. In den frühern Sommern war er auf einen Hof gezogen, den er gepachtet hatte; aber da Aberney dort nicht ungestört ausruhen durfte, so hatte er sich weiter hinweg begeben.

Victor Aberneys Beschäftigung während seines Aufenthaltes in Junta (so hieß sein Gut) sollte darin bestehen daß er sich in seine wissenschaftlichen und musicalischen Studien vertiefte. Er war ein beliebter Componist und ausgezeichneter Musiker. Auf seinen Sommerausflug nahm er eine ganze Bibliothek Bücher und Musicalien mit und verbrachte seine Tage gerne so, daß er im Walde ausgestreckt lag und einen seiner Lieblingsautoren las, oder daß er mit einem Buch in der Gegend umherstreifte, oder auch vergaß er die ganze äußere Welt bei seiner Violine oder seinem Clavier; denn er liebte die Einsamkeit und suchte nie freiwillig eine andere Gesellschaft als die Natur, seine Bücher und die Musik. Er war damals noch nicht volle vierzig Jahre alt, von hohem Wuchs und kräftigem Bau, hatte eine freie und offene Stirne, auf welcher intellectuelle und moralische Ueberlegenheit thronte, und in jedem Zuge

lag ein stark ausgeprägter Ausdruck von Character-festigkeit. Er sah wie ein echter Finne aus, recht-schaffen, klug und entschieden. Im Uebrigen war er ein genialer Gelehrter der nie etwas Anderes als seine Bücher geliebt, ein geistreicher Componist der nie für etwas Anderes als die Musik geschwärmt hatte, und ein rechtschaffener Mann der für sein Va-terland leben wollte.

Er entzog sich dem Gesellschaftsleben so viel als möglich; aber wenn er daran Theil nahm, that er es nicht wie ein halb aberwiziger, zerstreuter Bü-cherwurm, dessen Manieren ein Lächeln hervorriefen, sondern wie ein gebildeter und angenehmer Gesell-schafter.

Es war am Ende Mai, eine Woche nach Aber-neys Ankunft auf Junta. Mit einigen Büchern unter dem Arm begab sich der Professor nach einem seiner Lieblingspläze im Walde. Aber kaum war es ihm gelungen sich im zarten Grase auszustrecken, als eine Stimme rief:

„Victor, Victor!"

„Sieh, da kommt Tante Sara; was kann die Alte von mir wollen?" dachte der Professor und sah ganz verdrießlich aus. In diesem Augenblick schim-merte eine Frauengestalt zwischen den Bäumen her-vor. Es war ein kleines mageres Frauenzimmer, mit großer Sorgfalt und Zierlichkeit gekleidet, ohne daß jedoch etwas Uebertriebenes in ihrem Aufzug lag. Die ausgezeichnet feine und schöne Spizen-haube war einfach und blendend weiß. Das davon umschlossene Gesicht war ganz sicher vor etwa dreißig oder vierzig Jahren schön gewesen; jezt war es klein

und ausgetrocknet, zeigte aber noch feine und regelmäßige Züge. Die braunen tiefliegenden Augen waren äußerst lebhaft und hatten einen gemischten Ausdruck von Schärfe und Freundlichkeit. Ihr ganzes Wesen trug das Gepräge einer rastlosen Thätigkeit. Als sie leichten und schnellen Schrittes Aberney erreicht hatte, sagte sie mit kurzer und hastiger Stimme:

„Lieber Victor, es ist nicht recht daß Du mir davon springst; Du solltest mich genug kennen um zu wissen daß ich Dich doch bekomme, wenn ich einmal zu einem Gespräche entschlossen bin."

Tante Sara breitete ihr Taschentuch auf dem Boden aus, strich ihr Kleid glatt und sezte sich ein Stück von Victor hinweg.

„Es ist nichts Leichtes mir zu entkommen, das kann ich Dir gleich sagen," fügte Sara mit schlauer Miene hinzu.

„Ich merke es," seufzte Victor und schlug sein Buch zu; dann fragte er:

„Nun warum verfolgst Du mich so hartnäckig, Tante?"

„O Du weißt es recht wohl," sagte Sara und strich mit großer Sorgfalt eine Falte an ihrer Schürze glatt. „Hättest Du nicht geahnt was es war, so wärest Du nicht so schnell hinweggelaufen."

„Liebe Tante, wenn es sich darum handelt den Brief zu lesen, so . . ." Victors Brauen zogen sich zusammen, „so versichere ich Dich daß es sich nicht der Mühe lohnt. Ich bitte Dich in aller Freundschaft, sprich mir nicht mehr von der Sache."

„Nach dieser Warnung hast Du also Dein Ge-

wissen beruhigt in Bezug auf das was zwischen Dir und mir geschehen kann, im Fall wir einander in die Haare gerathen sollten? Sonst will ich Dir melden daß Tante Sara nicht sehr ängstlich ist, und deßhalb . . ."

Sie zog einen Brief aus der Tasche. Augenblicklich war Victor auf den Beinen.

„So ist es aus mit meiner Geduld," rief er. „Ich versichere Dich, Tante, daß ich nicht zum Mittagessen heimkomme, im Falle noch ein einziges Wort von der Sache gesprochen wird."

Damit machte Victor einige lange und hastige Schritte, so daß er weit von Tante Sara hinwegkam. Sie blieb sizen und sah ihm nach. Als sie ihn aus dem Auge verloren hatte, murmelte sie:

„Spring immer zu, mein Junge, aber sieh, es hilft nichts; oder hältst Du denn Deine alte Tante für ein so armseliges Geschöpf, daß sie das Recht nicht verfechten könnte weil Du davon laufst? O Du bist viel zu sicher. So gewiß ein Mann bei seinem Wort und ein Ochse bei seinem Pflug bleiben muß, ebenso sicher ist daß, wenn ein Weib Etwas will, dieß durchgesezt wird, und wenn auch zehn Männer sich quer in den Weg stellen. Jezt will ich daß Du den Jungen nehmen sollst, weil es recht und billig ist, und das wird auch geschehen."

Mit diesem Vorsaz erhob sich Tante Sara und trippelte nach dem Hofe hinauf. Sie sezte sich mit ihrer Arbeit in den Erker und schaute jeden Augenblick umher, ob die Knechte und Mägde arbeiteten. Sie waren mit Anordnung der Blumenbeete beschäftigt.

Gegen Mittag kam Aberney nach Hause. Als er Tante Sara im Erker sitzen sah, blieb er am Gatterthor stehen, als wäre er unentschlossen, ob er in den Hof hineingehen sollte oder nicht; aber als sie, ohne auf ihn zu achten, mit ihrer Nähterei fortfuhr, faßte Aberney einen Entschluß und sezte seinen Weg fort. Als er die Hausflur hinaufging, sagte er:

„Guten Tag, liebe Tante! Kann man bald essen?"

„Essen?" rief Sara. „Du sagtest ja daß Du nicht zum Essen heimkommen wolltest?"

„Hm!" Mehr antwortete Aberney nicht, sondern ging in den Saal hinein. Tante Sara blieb sitzen und nähte ganz verzweifelt. Victor ging im Zimmer auf und ab. Nach einer Weile kam er zu Sara hinaus.

„Ich möchte doch jezt Etwas zu essen bekommen."

„So, so, Du möchtest Etwas zu essen bekommen, und ich soll mich bei Deinen Wünschen schnell bereit zeigen; aber wenn ich Etwas zu sprechen habe, so laufst Du davon und sagst, Du wollest lieber Nichts essen als mich anhören. So viel ist gewiß und wahr daß . . ."

„Ei, ei, liebe Tante, sei nur nicht böse; Du weißt ja daß es nur ein einziger Gegenstand ist von dem ich nichts hören will."

„Und da glaubst Du daß ich schweigen werde? Du meinst, ich lasse mir Stillschweigen befehlen?"

Tante Sara war ernstlich böse.

„Ich denke, Du werdest artig sein und mir ein Essen geben," fiel Victor lachend ein.

Tante Sara erhob sich brummend und ging in die Küche hinaus.

„Jezt kann ich überzeugt sein daß ich mit Pöckelfleisch bewirthet werde," dachte Victor und sezte sich auf die Treppe. Nach einer Weile erscholl die Stimme der Tante:

„Jezt kannst Du hineingehen und essen."

Victor ging in den Saal. Es war bloß für eine Person gedeckt.

„Nun, was bedeutet das? Wirst Du nicht mitessen?" fragte er.

„Nein, ich bin nicht hungrig."

Sara fuhr in die Küche hinaus, und Victor sezte sich, indem er murmelte:

„Die Alte ist aufgebracht. Es ist doch schrecklich mit den Weibern daß sie so zanksüchtig sind."

Der Professor hob den Deckel von der Platte und war vollkommen überzeugt daß er Pöckelfleisch zu sehen bekommen würde, was gar nicht seine schwache Seite war; aber er täuschte sich. Es war ein Fleischgericht. Nachdem er sein Essen mit tüchtigem Appetit expedirt hatte, ging er in den Erker hinaus um seine Pfeife zu rauchen und mit seinem großen Hühnerhund zu spielen. Tante Sara ließ sich nicht blicken, sondern die Magd brachte den Cafe. Aberney war nach dem Essen so sehr an Sara's Geplauder gewöhnt daß es ihm ganz leer und öde vorkam. Bald verfiel er in Gedanken, aber diese mußten von eigener Art sein, denn eine Wolke um die andere zog sich um sein Gesicht. Er vergaß das Rauchen und die Cafetasse blieb unberührt stehen. Plözlich wurde das Schweigen umher von einer klaren schönen Kin=

derstimme unterbrochen die ein finnisches Volkslied sang. Aberney fuhr beim Klang dieser Töne die aus dem Walde kamen zusammen. Es war dasselbe Lied das Edith gesungen hatte, als ihr Vater sie zum ersten Mal hörte. In Victors Seele riefen diese Töne so manche bittere Erinnerungen zurück. Mit gespanntem Interesse lauschte er auf Melodien welche die Bilder von dem theuren elterlichen Hause und Allen die er geliebt hatte zurückführten. Als der Gesang aufhörte, blieb er noch immer, den Kopf in die Hand gelehnt, in Träumereien versunken sizen. Es war eine Stimme, ganz wie die ihrige, dachte er, und merkte nicht daß er diesen Gedanken laut aussprach, bis Tante Sara sagte:

„Und gleichwohl werden diejenigen die mit ihr verwandt sind der Armuth preisgegeben, während Du so leicht . . .“

„Tante,“ rief Victor heftig, indem er sich erhob, „was für Possen hast Du da vor?“

„Mit Possen kannst Du Dich selbst belustigen, oder glaubst Du vielleicht ich habe es so veranstaltet daß dieses Lied gesungen werde?“

„Ja das glaube ich; wer hat gesungen?“

„Vermuthlich ein Nachbarskind. Die Sache ist übrigens ganz gleichgiltig; ich kam bloß um . . .“

Weiter kam Sara nicht. Aberney erhob sich sogleich und schlug mit hastigen Schritten den Weg in sein Zimmer ein, das er doppelt verschloß.

„Welch ein Stierschädel!“ brummte Tante Sara.

Der Abend war ungewöhnlich mild. Die Sonne war nahe daran sich in Auroras Schooß zu verbergen, als Aberneys Thüre sich wieder öffnete und er in den Saal hinaustrat von wo er nach dem Erker ging. Dort war kein Mensch, und froh einem Zusammentreffen mit Sara zu entgehen, wandelte Victor über den Hof und durch den Wald, bis er ans Ufer kam. Da warf er sich in's Gras, nahm den Hut ab und ließ den Abendwind kosend über seinen Scheitel streichen, während seine Augen der Bewegung des Wassers folgten.

Die Vögel lockten einander und schienen sich an dem herrlichen Abend zu erfreuen. Aberney lag am Fuß einer Klippe und war gänzlich verborgen von den dichten Gebüschen. Aus seinen tiefen Gedanken wurde der gelehrte Mann durch ein raschelndes Getöne oben auf der Klippe und einige Steine geweckt, die herabrollten und dicht neben ihm fielen. Ehe er sich aufrichten konnte um nach der Ursache dieser Bewegung zu sehen, ließ sich eine ungewöhnlich starke und klangvolle Kinderstimme hören, die ein Lied sang das zu den älteren Volksmelodien, und zwar zu denjenigen gehörte deren sich Aberney aus seinen Kinderjahren erinnerte. Die Stimme sang jeden Vers zweimal, und mit so musicalischer Auffassung, daß sie Aberneys ganzes Interesse weckte.

Als die Töne endlich verklangen, sprang er auf um die Sängerin zu sehen.

Auf dem Fels saß ein kleines Mädchen. Ihr Kopf war abgewandt, denn sie schaute nach dem Wasser. Aberney konnte also nur ihr Profil sehen, aber dieses war von seltener, regelmäßiger Schön-

heit. Die ganze Form dieses einnehmenden kleinen Kopfes war hübsch, und man ahnte leicht daß sie in der Nähe ungewöhnlich reizend erscheinen mußte. Sie war noch Kind und konnte höchstens zehn oder elf Jahre zählen.

Aberney betrachtete das Mädchen lange mit unverwandter Aufmerksamkeit; endlich drehte sie den Kopf und sah ihn. Sie erhob sich sogleich um hinabzueilen.

„Mein Kind, schlag diesen Fußsteig hier ein," sagte Aberney, „dann brauchst Du nicht herabzuklettern."

Das Mädchen nickte zustimmend; leicht wie ein Geist schwebte sie herab und stand nach einigen Augenblicken vor Aberney, den sie mit einem eigenthümlich freimüthigen und offenen Blick begrüßte.

„Wie wagst Du es allein hier im Walde zu gehen?" fragte er von ihrer Erscheinung gefesselt.

„Warum soll ich es nicht wagen? Ich bin ganz allein und so an den Wald gewöhnt, wo ich meine Lieder den Vögeln vorsinge, die ihnen lauschen, daß ich den Berg und die Bäume da lieb habe, und obschon ich mir oft gewünscht daß die Ajatten*) sich offenbaren und mich irre führen möchten, so ist es doch noch nicht geschehen."

„Wohnst Du hier in der Nähe?"

„Ja gewiß. Ich bin der Wittwe Tochter, wie sie mich nennen. Meine Heimath ist Ektorp. Aber wer bist Du? Ich habe Dich noch nie gesehen."

---

*) Dem finnischen Volksglauben zufolge ein weiblicher Waldgeist der die Leute im Wald irre zu leiten pflegt.

Das Mädchen betrachtete den stattlichen Mann, dessen Aussehen ihr Vertrauen einflößte. Bei Kindern ist der erste Eindruck gänzlich entscheidend. Nicht Ueberlegung oder Verstand spricht in diesem Alter, sondern der reine Instinct.

Das Mädchen sezte sich, während sie sprach, auf einen Stein am Strande, und begann flache Steine die sie aus dem Sand aufhob in's Wasser zu werfen, so daß sie hoch aufhüpften.

„Du willst wissen wer ich bin," antwortete Aberney lächelnd und sezte sich auch auf einen Stein. „Ich bin der neue Besizer von Junta."

„Ah, jezt weiß ich; dieser schöne Hof da drüben im Walde. Die alte Annika sagte, es sei ein Herr dahin gezogen den ich sehr fürchten müsse." Das Mädchen begann zu lachen. „Du siehst nicht gerade gefährlich aus. Weißt Du was ich dachte als Annika behauptete, ich dürfe nicht in den Hof gehen?"

„Laß hören."

„Das Erste was ich thun müsse sei daß ich dahin gehe. Das that ich auch heute Mittag; aber es waren Leute da die arbeiteten, und deßhalb wollte ich nicht weiter gehen. Wie ärgerlich! Ich habe jezt schon lange keinen Stein mehr zum Schnellen gebracht. Gewiß hast Du böse Augen." Sie betrachtete Aberney.

„O nein, es kommt daher daß Du zu schwere Steine wähltest," antwortete er, ungemein belustigt von der Art des Mädchens. „Aber sag einmal, warum hat Annika gesagt daß ich gefährlich sei?"

„Ja, das weiß ich nicht; aber gestern, als ich von einer meiner Wanderungen nach Hause kam,

sagte sie: ‚Höre einmal, Schuldfried, Du darfst nicht nach Junta gehen. Dort wohnt ein Herr der gegen alle kleine Mädchen und besonders gegen Dich Böses vorhat.‘ Als die Alte dieß sagte, sah sie ganz erschrocken aus, und dieß hat auch dazu beigetragen daß ich nach Junta gehen mußte.“

„Du bist also nicht besonders gehorsam?“ bemerkte Aberney.

„O nein, Annika gehorche ich nicht sehr. Wenn sie Etwas sagt, so thue ich immer das Gegentheil.“

„Wem gehorchst Du denn?“

„Ich gehorche Mama,“ antwortete das Mädchen ganz ernsthaft.

„Wie heißest Du?“

„Schuldfried Smith,“ sagte die Kleine und erhob sich mit dem Bemerken: „Nein, ich darf nicht länger mit Dir schwazen, sondern muß jezt heimgehen. Komm morgen Abend hieher, dann will ich auch kommen und Dir meine Lieder vorsingen.“ Sie nickte und eilte leicht und flink wie ein Vögelchen davon.

Aberney sah ihr nach und dachte:

„Ein außerordentlich frisches und unverdorbenes Kind; eine kleine Wilde. Ich möchte doch wissen wer die Eltern sind.“

In Junta war während der Abwesenheit des Professors ein Junge von vierzehn Jahren angelangt. Er fragte nach Fräulein Sara Ehrmann und wurde von ihr umarmt und unter Thränen geherzt und geküßt. Die Alte war bei seinem Anblick so tief aufgeregt,

daß sie lange nicht sprechen konnte, sondern den Jungen fest an ihre Brust drückte und wie ein Kind schluchzte. Als die erste heftige Gemüthsbewegung sich gelegt hatte, folgte eine Masse von Fragen. Tante Sara hatte viel was sie wissen wollte.

Nachdem ihre Neugierde einigermaßen befriedigt war, sagte sie:

„Jetzt, liebes Kind, will ich Dich auf Dein Zimmer führen, wo Du heute Abend zu bleiben hast. Ich muß mit Victor sprechen, ehe ich Dich ihm vorstelle.“

Sara bewirthete den Jungen mit dem Besten was ihre Vorrathskammer vermochte; dann führte sie ihn in ein Stübchen im obern Stock. Nachdem er ordentlich dort installirt war, trippelte die Alte hinab und trat in den Erker hinaus, just in dem Augenblick wo Victor nach Hause kam.

Da sie noch nicht ganz im Klaren war wie sie Aberney auf die Ankunft des ungebetenen Gastes vorbereiten sollte, und ihren Angriffsplan noch nicht ausgedacht hatte, so sah sie beim Anblick ihres Neffen ganz überrascht aus.

„Ei der Tausend, kommst Du schon wieder heim?“ sagte sie in ungewöhnlich freundlichem Tone.

„Komme ich Dir zu bald, Tante?“ fragte Aberney mit gutmüthigem Lächeln. „Es ist zehn Uhr!“

„Schon so spät?“ Saras Ton war ganz außerordentlich mild. „Dann ist es nicht zu früh daß Du ein Abendbrod bekommst.“

Sara huschte in die Küche, und nach einer Weile stand ein zierlicher Tisch mit frischen Eiern und an-

dern Lieblingsgerichten Aberneys im Erker. Während all dieses Wohlwollen aus der Speisekammer der sonst sehr sparsamen Sara auf ihn herabhagelte, dachte er:

„Was wohl die Alte ankommt? Sie tractirt mich sonst meiner Seele nicht, wenn ich nicht auf ihre Pläne eingegangen bin. Gewiß hat sie eine Absicht dabei daß sie mir ein so prächtiges Mahl aufträgt."

Zu Aberneys großer Verwunderung sprach Sara sowohl bei als nach dem Essen beinahe von nichts Anderem als dem Hof, den nöthigen Verbesserungen und dergl. Als Victor gegessen hatte, blieb er noch lange sizen und rauchte. Sara leistete ihm Gesellschaft und strickte dazu mit ihrer gewöhnlichen Emsigkeit.

„Du verderbst ja die Augen mit Deinem Stricken, Tante, denn es ist schon dunkel," sagte Aberney und erhob sich. Die Pfeife war ausgeraucht.

„Ganz und gar nicht, denn ich sehe nie auf meine Strickerei. Aber jezt mag es Zeit sein zur Ruhe zu gehen; gute Nacht!" Die Alte sah auf ihre Schürze, nickte Aberney zu und ging hinaus.

„Sie lebt gewiß nicht mehr lang. So Etwas habe ich nie gesehen," sagte Aberney und rief seinen getreuen Anders, welcher der Kammerdiener und das Factotum des Professors war; er hatte schon bei Victors Eltern gedient. Als Anders von dem Professor herauskam, begegnete er Sara in der Vorhalle. Sie fragte ob sein Herr schon liege.

„Ja, Fräulein, er hat sich so eben gelegt."

„Hast Du ihm verschweigen können daß ein Gast angekommen ist?“ fragte Sara.

„Ach Herr Jemine, wie Sie so sprechen mögen, Fräulein! Ich hatte Ihnen ja versprochen kein Wort zu sagen.“

„Das ist recht, lieber Anders; geh jezt und leg Dich.“ Sara ging in den Saal und dann direct zu Aberney in sein Schlafzimmer.

Anders dachte, während er über den Hof ging:

„Ich möchte mein sündiges Leben daran wagen daß es der Sohn der Harm ist. Er hat ja ihre schwarzen Augen. Wollen jezt sehen wie der Professor diese Veranstaltung aufnimmt. Nun, nun, man wird schon fragen dürfen.“

Während Anders solche Schlüsse machte, hatte Aberney mit nicht geringer Verwunderung Tante Sara zu sich hereinkommen gesehen, und zwar nachdem er bereits zur Ruhe gegangen war, was der ehrbaren alten Jungfrau sonst nicht mit der Sittsamkeit vereinbar schien.

„Was gibt es daß Du um diese Zeit hereinkommst, Tante?“ rief er, indem er sich ganz gefangen fühlte, wie eine Ratte in der Falle. Was auch die Alte jezt zu sagen haben mochte, so mußte er es anhören, denn es gab durchaus keine Möglichkeit zu einem Rückzug.

„Ja, mein Lieber, da ich heute den ganzen Tag nicht mit Dir sprechen konnte, so muß ich wohl meine sehr natürliche Abneigung Dich im Bett zu besuchen überwinden, um Dir zu sagen was ich Dir mitzutheilen habe. Du bist jezt Deinerseits gezwungen mich anzuhören. Du kannst nicht wohl aus dem

Bette springen, sollte ich meinen. Deine Halsstarrigkeit hat mich genöthigt diesen Ausweg zu ergreifen."

„Ich sehe die Nothwendigkeit Deiner Handlungsweise gar nicht ein," antwortere Aberney zornig.

„Nicht? Aber ich sehe sie ein, und das könnte wohl genügen, denke ich. Jezt frage ich Dich im Ernst und bestimmt: Willst Du den Jungen aufnehmen und erziehen oder nicht?"

Das Blut strömte Aberney nach dem Kopfe, als er mit Heftigkeit antwortete:

„Tante, ich will mit dem Sohne dieses verbrecherischen Weibes nichts zu thun haben; dieß habe ich schon einmal bestimmt erklärt, und ich glaubte, Du solltest meinen Character so weit kennen, um zu wissen daß ich von meinem Wort niemals abgehe."

„Wenn Du bei Deiner ungerechten Handlungsweise verharrst und das Kind darum hilflos lässest weil die Mutter verbrecherisch war, so halte ich es für meine Pflicht Dein Haus zu verlassen und den Rest meiner jezt kleinen Mittel mit ihm zu theilen. Man soll von Sara Ehrmann nicht sagen, sie habe einen Menschen verlassen dem sie hätte helfen können. Was gehört das hieher, ob Tages Mutter noch so große Fehler begangen hat? Das Kind kann nichts dafür. Außerdem, mein lieber Victor, hat die arme Frau schwer genug dafür büßen müssen. Jezt handelt es sich übrigens um ein unschuldiges Kind, das sie auf eine so bewegliche Art unsern Händen anvertraut hat. Und wenn auch Du Dein Herz den Bitten der armen Mutter verschließest, so thue ich es nicht." Die Alte glättete mit großem Eifer an ihrer Schürze und war so heftig aufge=

regt, daß ihr Kopf ein nervöses Zittern zu verrathen anfing.

„Du brauchst nicht für ihr Kind zu sorgen, Tante, nachdem Du den größten Theil Deines Vermögens für die Kinder von Brüdern und Schwestern aufgebraucht hast. Ich werde dem Jungen einen jährlichen Unterhalt aussezen, bis er selbst für sich sorgen kann, aber unter der ausdrücklichen Bedingung daß er nie über meine Schwelle kommt und sich auf keine Weise in persönliche Berührung mit mir zu sezen sucht. Ich überlasse es Dir selbst die zu seinem Studium erforderliche Summe zu bestimmen, und dann wünsche ich daß sein Name nicht mehr unter uns genannt werde."

„Ah so, Du glaubst, es sei genug dem armen Jungen ein Almosen hinzuwerfen," rief Sara im größten Zorn, und bei ihren Bemühungen die Schürze zu glätten, runzelte sie dieselbe noch immer mehr; „aber siehst Du, das war es nicht um was ich Dich anflehte. Ich will Dir erzählen daß ich zehn Jahre lang für ihn gesorgt habe und dieß in Zukunft auch ohne Deine Hilfe thun würde, wenn es sich nur um Geld handelte; aber sieh, ein Vater, eine Familie, ein Schuz ist es was dem Jungen Noth thut, und das soll er auch haben. Was die Bedingung betrifft daß er Deine Schwelle nicht betreten soll, so kommt sie etwas zu spät. Der Junge schläft bereits unter Deinem Dache."

„Tante!" rief Aberney, indem er sich in seinem Bette sezte. „Du hast doch nicht . . ."

„Gewagt ihn hieher kommen zu lassen? Ja sieh, das habe ich gewagt, und entweder bleibt er hier

oder wir verlassen Beide dieses Haus, wo ein kalter Egoist aus unsinnigem Haß gegen die Mutter das Kind verabscheut. Jezt habe ich mich ausgesprochen. Entweder Du nimmst ihren Sohn auf oder ich theile mit dem Jungen die Brocken die ich besize. Wir wollen sehen ob Du von Deiner Handlungsweise Segen erntest."

Sara ging nach der Thüre zu, ohne sich umzuwenden oder einen Blick auf Aberney zu werfen. Just als sie die Hand ans Schloß legte, sagte er mit gedämpfter Stimme:

„Willst Du nicht so gut sein, Tante, und noch einen Augenblick dableiben? Ich dürfte doch ein Recht haben zu erfahren wie der Junge hiehergekommen ist."

„Auf meine Aufforderung, weil ich einen Neffen von Herz zu besizen glaubte. Ich habe mich getäuscht; folglich bleibt nichts übrig als einzupacken und mich sogleich wegzubegeben. Allein stehend mit Deiner Unversöhnlichkeit, wirst Du, hoffe ich, einst einsehen wie übel Du gehandelt; aber dann wird es zu spät sein es wieder gut zu machen."

Der Schlüssel wurde umgedreht, und Tante Sara verschwand durch die Thüre, ohne daß Aberney sie zurückrief.

In der Nacht schlief weder er noch Sara. Leztere riß alle ihre Kleider aus den Schränken und packte sie in die Koffer die sie ohne alle Hilfe vom Boden herabschleppte. Sie war so im Innersten empört, daß sie jeden Augenblick von Neuem zu weinen anfing. Sie packte ein und wieder aus. Sie warf den Inhalt der Schubladen wild unter einander. Sie war ganz aus dem Gleichgewicht gekommen; die ge-

stärkte Schürze wurde abscheulich verrunzelt, ohne daß sie ein einziges Mal daran dachte sie zu glätten. Als am Morgen die Arbeitsglocke läutete und Sara die lezte Hand an ihre Packarbeit legte, öffnete sich die Thüre und Victor trat bei ihr ein. Er war ungewöhnlich bleich, und aus seinem verstörten Gesicht konnte man leicht abnehmen daß er die ganze Nacht gewacht hatte.

„Wo hast Du ihn einlogirt, Tante?“ fragte er.

„Im gelben Gastzimmer,“ lautete die Antwort.

„Er schläft wohl noch?“

„Nun und dann? Du wirst wohl nicht verlangt haben daß ich ihn aus dem Bette reißen und mich in der Nacht mit ihm auf den Weg machen soll?“ Die Alte sah mächtig ergrimmt aus.

„Ich möchte ihn gerne sehen,“ antwortete Aberney kurz.

„Oeffne die Thüre und geh hinein,“ schnauzte Sara, „aber halte mich nicht auf. Ich muß hinunter und die Reisepferde bestellen, ehe die Leute sich an die Arbeit begeben.“

„Es ist überflüssig daß Du abreisest, Tante.“

„Ich nicht abreisen! Du wirst es schon sehen. Ich habe mich gewiß nicht als eine solche Wetterfahne bekannt gemacht, daß ich meinen Entschluß ändern sollte. Nein, mein lieber Neffe, was ich einmal gesagt habe, das habe ich gesagt.“

„Willst Du so gut sein und noch einige Minuten dableiben, so wollen wir das Gespräch fortsezen das Du gestern Abend angefangen hast.“

Sara sah ihren Neffen an und wandte sich dann zu einer ihrer Schubladen zurück. Aberney, der aus

dieser Bewegung schloß daß sie seine Rückkehr abzuwarten gedenke, ging wieder hinaus und begab sich nach dem gelben Gastzimmer, das er ganz behutsam öffnete.

In einem von leichten Vorhängen umgebenen Bett ruhte ein junger Knabe. Er lag in dem tiefen ruhigen Schlaf welcher der Jugend so eigen ist. Aberney schlich sich leise an das Bett. Er blieb stehen und heftete seinen Blick auf den Schlafenden, der ein außerordentlich schöner und blühender Knabe war, mit üppigen hellbraunen Locken die sich in Unordnung um eine hohe und freie Stirne ringelten. Auf den halb offenen Lippen spielte ein trotziges Lächeln, vermuthlich von einem Traum hervorgerufen.

Aberney betrachtete ihn lange, drehte sich dann schnell auf dem Absaze um und verließ das Zimmer eben so lautlos wie er eingetreten war. Er ging direct an Tante Saras Thüre, öffnete sie und sagte:

„Ich behalte den Jungen in meinem Hause und will ihn adoptiren. Alles Reisen ist also überflüssig.“ Damit wurde die Thüre wieder zugeschlagen und Aberney verschloß sich auf sein Zimmer.

Tante Sara, die noch an der Commode stand wo Aberney sie verlassen hatte, drehte sich bei seinen Worten um; aber als die Thüre eben so schnell zugeschlagen wurde wie sie geöffnet worden war, schlug sie ihre Hände zusammen und sank verblüfft auf einen Stuhl. Lange überließ sie sich jedoch der Ueberraschung nicht. Als der erste Eindruck sich gelegt hatte, flüsterte sie in größter Eile ein Gebet der Dankbarkeit zu Gott, der sie einen solchen Sieg hatte

gewinnen lassen, und dann war es eine schreckliche Hast Alles wieder einzupacken was sie herausgelegt hatte und alle Spuren der beabsichtigten Reise zu verwischen. Die Dienstboten durften natürlich nichts davon zu schwazen bekommen. Die Alte tummelte sich dermaßen daß sie ganz fertig war, als um 7 Uhr Lisa heraufkam, um zu sehen ob das Fräulein unwohl sei, weil sie sich nicht habe blicken lassen. Sara hielt es für das Klügste zu sagen, sie sei ein wenig unpäßlich gewesen.

Den ganzen Vormittag blieb Aberney unsichtbar, und Niemand wagte an die Thüre zu klopfen, wenn er sich eingeschlossen hatte. Dieß war ein deutliches Zeichen daß er allein und ungestört sein wollte.

Der neuangekommene Gast, der junge Tage, hatte mit Tante Sara gefrühstückt und sodann mit ihr einen kleinen Spaziergang im Garten gemacht.

Die Mittagsglocke erscholl so hell und rief die Leute auf Junta von der Arbeit zur Mahlzeit; da öffnete Aberney seine Thüre und trat in den Saal hinaus, wo der Tisch gedeckt stand, aber kein Mensch ließ sich blicken. Er ging in den Erker und sagte zu dem im Hofe arbeitenden Anders, er solle Tage bitten herabzukommen, im Fall er im gelben Zimmer sei.

Im nächsten Augenblick stand der Junge vor Aberney.

„Hat Tante Sara Dir gesagt daß mein Haus künftig das Deinige sein soll? Daß Du mich von

heute an als Deinen Vater betrachten sollst?" fragte Aberney mit einer Stimme die etwas herb klang.

„Ja, Tante Sara hat mirs gesagt," antwortete der Junge.

„Gut, dann habe ich nichts hinzuzufügen." Er reichte Tage die Hand. „Ich hoffe daß wir gegenseitig mit einander zufrieden sein werden."

Tage ergriff die dargebotene Hand und führte sie an seine Lippen, indem er stammelte:

„So lange ich mich erinnern kann, hat man mich gelehrt den Namen Aberney zu lieben."

„Man," wiederholte Aberney, fuhr aber nicht fort, sondern winkte Tage in den Speisesaal mitzukommen, wo die Mahlzeit und Tante Sara sie erwarteten.

Sara hatte eine nagelneu gestärkte Schürze an, obschon erst die Hälfte der Woche um war. Sonst berechnete sie die Schürzen gewöhnlich wochenweise. Auch eine frische Haube umschloß das magere kleine Gesicht, denn die lezte war unter den Gemüthsbewegungen der Nacht ganz unbrauchbar geworden. Sara hätte nicht geglaubt daß sie ins Himmelreich treten dürfe, wenn sie sich in einer runzligen Schürze und in einer nicht ganz schneeweißen Haube gezeigt hätte. Die Alte hatte jezt ihr gewöhnliches Aussehen wieder gewonnen.

Aberney sprach im Allgemeinen nicht viel und war bei dieser Mahlzeit noch schweigsamer als gewöhnlich. Er stellte an Tage einige Fragen, was er könne, in welche Schule er in Helsingfors gegangen sei u. s. w. In Bezug auf seine Eltern und seine früheren Lebensschicksale fragte er gar Nichts. Was

Aberney an seinem Pflegesohn besonders gefiel, war sein offener Blick, so wie seine freien und ungezwungenen Bewegungen und Reden. Tage war mit Tante Sara und Aberney so wie wenn er sie seiner Lebtage gekannt hätte, und gleichwohl sah er sie Beide jezt zum ersten Mal.

Nach dem Essen ließ der Professor sämmtliche Hausgenossen hereinrufen und sagte zu ihnen, auf Tage zeigend:

„Hier sehet ihr meinen Sohn, Tage Aberney."

Als Tante Sara und Victor allein waren, umarmte ihn die Alte und rief:

„Du bist doch mein lieber Junge, mit einem Herzen wie ein echter Aberney. Es war schön und großsinnig daß Du ihr Kind aufnahmst und ihm Deinen Namen gabst."

Gegen Abend machte Aberney einen Streifzug gegen die Küste hinab, aber nicht so planlos wie gewöhnlich. Er nahm seinen Weg sogleich zu dem Plaze wo er Tags zuvor das kleine Mädchen getroffen hatte. Als er an Ort und Stelle kam, fand er sie bereits da. Sie saß auf demselben Stein wie bei ihrem ersten Zusammentreffen und rief ihm entgegen:

„Das ist artig daß Du kommst. Ich glaubte schon, Du würdest Dich nicht einfinden. Dann hätte ich gewiß geweint."

„Du wolltest mich also gerne wiedersehen?"

„Ja, sehr, sehr!" Sie hüpfte vom Stein herab, sprang zu Aberney vor, ergriff seine Hand und zog ihn auf die grüne Matte die am Fuße des Berges lag.

„Seze Dich hieher, so will ich Dir erzählen, warum es mich betrübt hätte wenn Du nicht gekommen wärest.“

Aberney warf sich ins Gras. Das Kind nahm neben ihm Plaz, legte seine geschlossenen Hände auf seine Schulter und fuhr fort:

„Als ich gestern Abend heimkam, dachte ich bis zum Einschlafen daran daß ich Dir einige meiner Lieder vorsingen dürfe. Dieß war mir etwas so Neues daß ich mich recht darauf freute.“

„Warum kam es Dir so angenehm vor?“

„Hem!“ Schuldfried neigte ihr Köpfchen schief und sann eine Weile nach. „Das kann ich so genau nicht sagen; aber Du mußt wissen daß ich außer Mama und des Waldschüzen Annika noch nie Jemand gesungen habe als den Vögeln, und diese können mich nicht loben, aber das kannst Du. Ueberdieß dachte ich, wir könnten wohl gute Freunde werden. Ich werde Dich recht lieb haben.“

Es war Aberney ganz unmöglich über Schuldfrieds ungekünstelte Worte nicht zu lächeln. Er versicherte daß er bereits ihr Freund sei. Wer hätte sich nicht zu diesem bezaubernden und naturfrischen Kinde hingezogen gefühlt? Obschon die Freundschaft in ihrem Alter meist vorübergehend ist, so hat sie gleichwohl etwas so Anziehendes, daß man sich davon fesseln läßt, weil sie gänzlich von der Eingebung des Augenblickes dictirt wird. Ueberdieß hatte Schuldfried etwas so Eigenthümliches an sich, daß sie unwillkürlich Interesse erwecken mußte, selbst wenn sie nicht so schön gewesen wäre.

„Soll ich Dir einige finnische Lieder singen?“ fragte sie. „Liebst Du Finnland?“

„Ja, sehr. Es ist ja mein Vaterland.“

Mit starker und klarer Stimme sang das Mädchen einige Lieder die Aberney nur allzu bekannt waren; das eine hatte Edith in ihrer Kindheit gesungen; das andere war eine seiner ersten Compositionen. Während Schuldfried sang, schloß Aberney seine Augen, und er glaubte sich in die glücklichen heitern Kinderjahre zurückgeführt wo Finnland noch schwedisch war und wo sein Herz Nichts von Kummer und Schmerz wußte. Unwillkürlich stahlen sich einige Thränen aus den Augen des starken Mannes und rannen langsam über seine Wangen beim Gedanken an die erlittenen Verluste.

Schuldfried, die ihre Blicke auf ihn geheftet hielt, verstummte plözlich, als sie Thränen auf seinen Wangen sah. Sie rief heftig:

„Wie, Du weinst? Hat mein Lied Dich betrübt? Und ich glaubte, es würde Dir gefallen.“

„Ich weinte über Finnland,“ antwortete Aberney; „mein geliebtes, theures Finnland! Singe, Kind, Deine Lieder sind mir lieb!“

Schuldfried sang ihr unterbrochenes Lied vollends aus und dann noch eines. Aberney liebkoste und lobte sie, wobei sie so heiter lächelte; aber als er sie bat noch eines zu singen, antwortete sie lachend:

„Nein, heute Abend nicht. Wir müssen eines für morgen aufsparen; jezt muß ich heimgehen.“

Aberney erhob sich mit den Worten:

„Ich will Dich begleiten.“

Schuldfried legte den Finger auf ihre Lippen

und blieb eine Weile nachdenklich stehen; dann erhob sie ihr Haupt und antwortete:

„O ja, das kannst Du wohl thun; aber Du darfst nicht bis in den Hof gehen, wo Annika Dich sehen könnte; denn sonst dürfte ich bestimmt lange nicht mehr über den Garten hinausgehen.“

„Und warum?“

„Annika will nicht daß ich mit andern Leuten als dem Landvolk rede.“ Schuldfried ergriff Aberneys Hand und sie traten den Heimweg durch Wald und Gebüsche an.

„Du sprichst beständig von Annika und nie von Deiner Mutter. Wie kommt das?“

„Meine Mutter ist so gut, so fromm daß ich manchmal glaube, sie sei eine Heilige. Von ihr spreche ich nicht gerne, weil ... weil ... ich sie zwar schrecklich lieb habe; aber dennoch ... dennoch ... habe ich eine solche Verehrung vor ihr daß ich beinahe niemals wage in ihrer Gegenwart zu lachen.“

„Du bist vielleicht selten bei Deiner Mutter?“

„O nein, das bin ich nicht. Ganze Tage lang lese, nähe, spiele, schreibe und zeichne ich bei Mama. Bloß in meinen freien Stunden gehe ich von ihr weg. Dann ist es mein Vergnügen im Wald umherzuspringen.“

„Mit welchen Nachbarn geht Deine Mutter um?“

„Wie närrisch Du fragst! Wir kennen Niemand in der Nachbarschaft. Mama fährt nie weiter als in die Kirche, und da begleite ich sie.“

„Hast Du keinen Spielcameraden?“

„O ja freilich, ich habe eine sehr schöne Kaze und viele, viele Tauben.“

Unter solchem Geplauder wurde der Weg zurückgelegt, und als man ans Ende des Waldes kam, bat Schuldfried ihren Begleiter, er möchte sie jezt verlassen. Sie küßte ihn zum Abschied auf die Finger und eilte dann, leicht und heiter wie eine Gazelle, eine krumme Allee entlang, die aus dem Waldweg hinab zu dem einsamen Höfchen führte, das unbeschreiblich hübsch und romantisch am Ufer eines Sees lag.

Auf Ektorp oder dem Hof der Wittwe, wie Frau Smiths Gütchen gewöhnlich von den Bauern genannt wurde, wollen wir schleunig einen Besuch machen, bevor Schuldfried zurückkommt.

Das Haus selbst lag zwischen einem mit großen Bäumen bepflanzten Hof und einem Garten, der bis an den See hinabging und von einem ungewöhnlich hohen Zaun umgeben war. Rundum lag ein hoher düsterer Fichtenwald. Der am Ufer gelegene Garten war ausgezeichnet gut gehalten und mit verschiedenen Lauben sowie einem kleinen Lusthause versehen. Lezteres war den Sommer über Frau Smiths Lieblingsplaz. Dort saß sie Vormittags mit ihrem Töchterchen und gab ihm Unterricht. Nachmittags, wenn das heitere Kind seine Freiheit genoß und seine Ausflüge machte, blieb Frau Smith allein da, arbeitete, weinte und blickte düster in den leeren Raum hinaus. Sie verbrachte ganze Tage in diesem Lusthaus, ohne sich in ihren Gewohnheiten stören zu lassen.

Frau Smith wohnte seit sechs Jahren in Ektorp.

Ihre Landwirthschaft wurde von einem Verwalter, das Hauswesen von Jungfer Annika besorgt.

Der Ertrag des Hofes war gering und Frau Smiths Mittel beschränkt, so daß große Sparsamkeit im Haus der Wittwe vorherrschte. Sie selbst arbeitete mitunter sehr fleißig; was sie dann that, war ein Geheimniß zwischen ihr und Annika; aber es gab wieder andere Zeiten, wo sie in Schwermuth versank und nichts Anderes that als mit Schuldfried las. Dazwischen hinein wandelte sie in ihrem Zimmer auf und ab oder trieb sich, wie von einer innern Angst gejagt, in der großen Gartenallee herum.

Am fraglichen Abend saß sie eifrig mit einer Stickerei beschäftigt im Lusthause. Sie war ganz schwarz gekleidet und trug auch eine schwarze Haube die ein bleiches Gesicht und ein silberweißes Haar umschloß. Alles um sie war still und schweigsam. Der einzige Ton den sie hörte war das Geräusche der Wogen am Strand und das Singen der Vögel auf den Zweigen. Plözlich erscholl eine gelle Weiberstimme in vollem Gezänke mit einer frischen Kinderstimme.

„Ja das sag ich Dir, Schuldfried, dießmal klage ich bestimmt bei Mama," kreischte die gelle Stimme.

„Das sollst Du bleiben lassen, ich kann Alles selbst erzählen," antwortete die Kinderstimme.

Frau Smith schaute auf und sah Schuldfried die breite Allee hinab in das Lusthaus springen dessen Glasthüren offen standen. Als die Kleine in die Nähe kam, mäßigte sie ihre Eile, und bei der Thüre angelangt, trat sie ganz sittsam und anständig zur

Mutter hinein. Sie ergriff ihre Hand und grüßte sie mit den Worten:

„Guten Abend, geliebte Mama.“ In diesem Augenblick wandte sie sich um und sah Annika den Gang herab und auf das Lusthaus zu kommen. Bei diesem Anblick fügte sie schnell, ehe noch Frau Smith eine Frage gethan hatte, hinzu:

„Mama, Annika will mich verschwazen; aber ich will am liebsten selbst sagen was ich gethan habe.“

„Das wünsche ich auch, mein Kind,“ antwortete die Mutter und ein liebevolles Lächeln verklärte die düstern Züge.

„Nun die Sache ist so daß —“

„Schuldfried springt bei den Nachbarn umher,“ fiel Annika ein, indem sie in das Lusthaus trat.

„Laß Schuldfried selbst reden,“ sagte Frau Smith. „Du weißt ja daß ich es nicht gern sehe wenn Du zu den Nachbarn gehst; warum thust Du es doch?“

„Mama, ich bin bei Niemand gewesen,“ antwortete das Mädchen. „Meine ganze Schuld besteht darin daß ich gestern beim östlichen Vorgebirge meinen Freund, den Eigenthümer von Junta, traf. Ich saß auf dem Berge und sang. Er rief mir zu, ich solle herabkommen, und so wurden wir ganz gute Freunde. Ich bat ihn heute wieder zu kommen und versprach ihm zu singen, und das that er auch. Jezt hat er versprochen mich lieb zu haben und daß wir uns oft treffen wollen. Annika, welche sah daß er mich begleitete, sagt, ich hätte etwas Böses gethan, und Du würdest recht ungehalten auf mich werden; aber das glaube ich nicht.“ Schuldfried ergriff der Mutter Hand und fügte hinzu: „Geliebte Mama, Du darfst nicht

dulden daß Annika mich innerhalb des Gartenzaunes einsperrt, sondern Du wirst mich am Abend gehen und meinem Freund meine Lieder vorsingen lassen. Ich werde den Tag über um so fleißiger sein."

„Wie heißt Dein Freund?"

„Das weiß ich nicht."

„Aber ich weiß es," murmelte Annika, jedoch so leise, daß weder Mutter noch Tochter hörte was sie sagte.

Frau Smith blieb einige Augenblicke still; dann klopfte sie das Mädchen auf den Kopf und sagte ganz freundlich:

„Du hast so wenig Freude, mein liebes Kind, daß ich Dir diese da wahrlich nicht verweigern will. Gehe immerhin zu Deinem neuen Freund und singe ihm Deine Lieder."

„Nein, Madame, das darf das Mädchen nicht thun," fiel Annika ein.

„Und warum nicht?" Frau Smith sah die Alte an.

„Der Eigenthümer von Junta heißt Victor Aberney."

Ein Schauder durchzuckte Frau Smith. Sie saß lange unbeweglich da; dann erhob sie sich, küßte Schuldfried auf die Stirne und verließ das Lusthaus. Schuldfried sah forschend die Mutter an; aber da diese äußerlich ruhig schien, so ahnte das Kind nicht daß ihre Ruhe ein aufgeregtes Inneres verbarg. In der glücklichen Sorglosigkeit ihres Alters legte Schuldfried kein Gewicht darauf daß die Mutter so eilig das Lusthaus verließ. Sie war allzu sehr an die Eigenthümlichkeiten ihrer Gemüthsart gewöhnt, um zu bedenken daß der Name ihres

Freundes die Ursache dieses plözlichen Aufbruches sein konnte. Als sie mit Annika, die ganz betrübt der Entschwindenden nachsah, allein war, sagte Schuldfried mit kindlichem Uebermuth:

„Nun Annika, was hast Du jezt davon daß Du mich verschwazen wolltest? Habe ich einen Zank bekommen? Wurde mir verboten ans Ufer zu gehen und meinen Freund zu treffen?"

„Still, liebes Kind, Du ahnst nicht welchen Schmerz Dein Unverstand hervorruft," antwortete Annika und verließ Schuldfried.

„Jezt ist die Alte böse," dachte das Mädchen und begann unter fröhlichem Singen ihre Blumen zu begießen und ihre Tauben zu füttern, was ihre gewöhnliche Abendbeschäftigung war.

Am folgenden Morgen sah man schon in aller Frühe Frau Smith unruhig in einem der entlegensten Gänge des Gartens auf- und abgehen. Ihr Gesicht war so düster, daß man in jedem Zug eine hoffnungslose Verzweiflung zu sehen meinte die sich mit ihren Klauen im Herzen festgehackt habe und dasselbe ohne alle Schonung zerfleische. Sie preßte die fest zusammengedrückten Hände an ihre Brust, gleich als wollte sie den Schmerz innerhalb der stillen Mauern festhalten, so daß kein Klageton über die farblosen Lippen kommen konnte.

Das aschbleiche Gesicht, die rothen, vom Nachtwachen matten Augen, verkündeten Qualen die in der verflossenen Nacht allen Schlaf und alle Ruhe von ihrem Lager verjagt hatten.

Annika stand lange in der offenen Saalthüre welche auf die Terrasse hinausführte, und betrachtete die unruhige Wandlerin. Endlich, nachdem sie einen tiefen Seufzer ausgestoßen und gemurmelt hatte: „Armes Kind, wann wird Dein Kummer sich mindern?" ging sie über die Terrasse hinab in den Gang wo Frau Smith mit ungleichen Schritten promenirte.

„Wie ist es heute?" fragte Annika mit der Stimme einer Mutter die über ihr Kind unruhig ist.

„Ah Du bists, Annika!" Frau Smith blieb stehen und warf einen fragenden Blick auf die Dienerin.

„Kommen Sie jezt hübsch in den Saal herein; dort habe ich warmen Cafe bereitet. Es ist erst fünf Uhr, so daß außer uns beiden noch Niemand im Hofe auf ist." Annika ergriff Frau Smiths Hand und fügte hinzu: „Thun Sie der Alten ihren Willen und trinken Sie ein wenig Cafe. Nach einer schlaflosen und unter freiem Himmel verbrachten Nacht mag das sehr nöthig sein. Denken Sie an die kleine Schuldfried und seien Sie besorgt um ihre Mama."

Annikas runzliges Gesicht zeigte so viel Zärtlichkeit, daß sein Anblick nur wohlthätig auf das Herz wirken konnte; auch glitt Etwas wie ein freundliches Lächeln über Frau Smiths Züge und schweigend schlug sie den Weg nach dem Saale ein. Als sie dort eine Tasse Cafe getrunken, welchen Annika mit großer Befriedigung auftrug, blieb sie eine Weile in Gedanken vertieft sizen; dann wandte sie sich an die Dienerin und sagte:

„Ist Victor Aberney wirklich mein nächster Nachbar?“

„Ja, und deßhalb zankte ich Schuldfried weil sie mit ihm sprach. Ich wußte ja daß . . .“

„Daß ich ihm sorgfältig ausgewichen bin, meinst Du? Das ist wahr und soll ewig so bleiben. Er und ich können nicht zusammentreffen. Doch mit Schuldfried ist es ganz anders. Sie ist frei von aller Schuld, und wie gut wäre es nicht wenn sie in Victor einen Freund erhielte, für die Zukunft vielleicht eine Stütze?“

„Aber Victor ist nicht freundlich gesinnt!“

„Gegen mich, nein; — aber ein ganzes Jahrzehnt ist seitdem verstrichen . . . Gleichviel, er kennt Schuldfrieds Mutter nicht und wird sie nie kennen lernen. Mag seine Theilnahme nur dem Kinde gelten, welches ihm vom Schicksal in den Weg geführt worden ist! Ueberdieß, Annika, besize ich denn auch das Recht Schuldfried gänzlich von andern Menschen abzusondern?“

„Das wollte ich nicht sagen; aber ich glaube doch daß sie am glücklichsten ist, so lange sie von der Welt abgeschieden lebt.“

„So habe auch ich gedacht; aber Alles hat eine Grenze, und wenn sie daher Etwas wünscht was ihr einsames Leben versüßen kann, so will ich daß sie es bekommen soll. Was ist denn das Ziel und der Zweck meines Daseins? Für ihr Glück zu leben, so daß sie nur das Sonnenlicht des Lebens zu sehen bekommt, ohne alle Ahnung daß es auch eine Nachtseite hat. Lege also meinem kleinen Sommervogel keine Fesseln an; mag er in Wäldern und Thälern

umherfliegen und Alles genießen was ihm Freude schenkt!"

Jezt hörte man eine heitere Stimme die eine muntere Melodie sang, und leichte Tritte auf der Treppe die vom obern Stock herabführte. Im nächsten Augenblick öffnete sich die Thüre, und Schuldfried, blühend und lächelnd wie der klare Lenzmorgen, hüpfte ins Zimmer herein. Beim Anblick der Mutter nahm ihr Gang einen gesezteren Character an, und sie näherte sich ihr mit dem Gepräge der Ehrfurcht das immer in ihrem Benehmen gegen sie vorwaltete.

An diesem Tag las sie fleißiger als gewöhnlich. Mutter und Tochter arbeiteten eifrig bis die Mittagsglocke erscholl. Mit einem: „Jezt ist es aus für heute!" schlug Schuldfried das Buch zu und küßte der Mutter die Hand, worauf sie nach dem Saal eilte um Annika beim Decken zu helfen, was Schuldfried immer that wenn sie die Alte ein wenig erzürnt zu haben glaubte.

Das kleine Mädchen war die Dienstfertigkeit und Freundlichkeit selbst. Annika konnte unmöglich umhin ihr als Belohnung für ihre Artigkeit etwas Rahm mit Gesälz zu geben. Nach Tisch nahm Schuldfried ihren Hut, warf einen schalkhaften Blick auf Annika und einen forschenden auf ihre Mutter, indem sie sagte:

„Jezt gehe ich zu meinen Tauben und dann ans Ufer, um meinen Freund zu treffen."

Annika runzelte ihre Brauen, Frau Smith nickte beifällig, und in der nächsten Minute war der Vogel aus dem Käfig.

Dießmal hatte Aberney sich zuerst beim Rendezvous eingefunden, so daß Schuldfried ihn am Fuße des Berges liegend fand. Als er die Kleine erblickte, streckte er ihr die Hand entgegen und sagte:

„Komm jezt, seze Dich zu mir her und erzähle ein wenig von Deinen Eltern und Dir selbst. Ich habe seit gestern viel an Dich gedacht.“

„Das hab ich auch gethan,“ versezte Schuldfried, indem sie sich neben ihn sezte; dann erzählte sie, Annika sei böse gewesen, weil sie Aberney bei ihr gesehen habe. Nach dieser Mittheilung fragte der Professor:

„Was war Dein Vater?“

„Mein Vater ist todt und von ihm darf man nie sprechen. Ich soll noch sehr klein gewesen sein als er starb, so sagt Annika; aber ich kann mich nicht erinnern daß sie gesagt hat was er war. Das will ich sie fragen.“

„Bist Du in der hiesigen Gegend geboren?“

„O nein, das bin ich gewiß nicht, denn ich erinnere mich ganz deutlich daß ich an einem Orte war wo sehr große Häuser, viele Leute und viele Equipagen waren, wie auch daß Alle eine andere Sprache redeten als wir; aber es war nicht deutsch und auch nicht französisch.“

„Hat man Dir nie gesagt was für ein Ort es war?„

„Nein. Als ich Annika darum fragte, antwortete sie: Das Kind soll nicht an diese Zeit denken, sondern sie vergessen, sonst betrübt es seine Mama. Und das ist Etwas was ich sehr fürchte.“

„Wie alt warst Du als Du diesen Ort verließest? Weißt Du das?"

„Vier Jahre; denn jezt bin ich elf alt und wir wohnen seit sieben Jahren auf Ektorp. Ich erinnere mich so wohl als wir aus der großen Stadt wegreisten, wo ich nur sehr wenig ausgehen durfte. Wir fuhren über breite Straßen und Pläze, wo hübsche Kirchen und Bildsäulen standen. Dann kamen wir an andere Orte die auch Städte sein sollten; aber sie waren klein, und so kamen wir eines Abends hieher. Seitdem war ich nirgends als hier; nur daß wir dreimal im Jahr in die Kirche fahren."

„Nun, möchtest Du nicht noch einmal in die große schöne Stadt kommen?"

„Nein, das will ich gewiß nicht. Dort durfte ich nur selten ausgehen und niemals ohne daß Annika mich begleitete. Hier darf ich im Wald umherspringen, auf dem See rudern und frei und fröhlich sein. Findest Du nicht daß es sehr angenehm ist zu leben?"

Aberney lächelte, und statt die Frage zu beantworten, bat er sie um eines der Lieder die sie Tags zuvor gesungen hatte.

„Und warum gerade dieses?" fragte Schuldfried.

„Das sollst Du nachher erfahren."

Als der Gesang aus war, sagte Aberney:

„Weißt Du wer die Musik zu diesem Liede gemacht hat?"

„Nein."

„Ich."

„Du?" rief das Kind und schlang ganz vergnügt die Arme um seinen Hals, während es seine Ueber-

raschung und Bewunderung in den ungekünsteltsten Worten ergoß und dieselben mit kindlichen Liebkosungen begleitete.

Auch an diesem Abend ging Aberney ein Stück Wegs mit ihr. Das originelle Kind hatte den gelehrten Mann wirklich gefesselt, und am folgenden Tage erhielt Frau Smith einen Brief folgenden Inhalts von ihm:

„Madame! Obschon gänzlich unbekannt, nehme ich mir gleichwohl die Freiheit Ihnen schriftlich meine Aufwartung zu machen. Sie besizen ein Töchterchen, ein ungewöhnlich reichbegabtes Kind. Der Zufall hat mich und sie zusammen geführt. Sie wissen wie. Ich dagegen weiß daß Sie keine Besuche empfangen und daß Sie selbst nie welche machen. Nun wohl, ich respectire Ihre Einsamkeit und will sie nicht dadurch stören daß ich Ihnen meinen Besuch aufnöthige; aber auf der andern Seite interessirt mich Ihr Töchterchen zu sehr, als daß ich mich enthalten könnte Ihnen einen Vorschlag zu machen, nämlich daß Sie mich die Mühe ihres Unterrichtes mit Ihnen theilen lassen und mir die Freude vergönnen möchten ihren ungewöhnlichen Verstand und ihre musicalischen Anlagen ausbilden zu helfen. Ich glaube in beiden Fällen Ihrer Tochter von nicht geringem Nuzen sein zu können. Ich selbst besize einen Sohn, der mit Ihrer Tochter den Unterricht erhalten und in den Freistunden ihr Spielcamerad sein würde. Schuldfried ist jezt in den Jahren wo sie einer Gesellschaft bedarf die ihre kindlichen Freuden theilen und mit der sie von ihren Spielen sprechen kann. Wir Alten können für ei-

so junges Gemüth nicht sein was ein Kind von gleichem Alter ist, und deßhalb glaube ich daß der Umgang mit meinem Sohn ihr sowohl nüzlich als erfreulich sein wird. Genug, ich wünsche denjenigen Theil ihres Unterrichts der unter dem Namen allgemeine Bildung zusammengefaßt werden kann, so wie die vollständige Leitung ihrer musicalischen Studien zu übernehmen.

„Sie wundern sich vielleicht über meinen Vorschlag; aber ich kann ihn motiviren, indem ich Ihnen sage wer ich bin.

„Ich bin was man einen Gelehrten nennt, mit allen Eigenheiten eines Bücherwurms. Das heißt, ein geschworner Feind des Gesellschaftslebens, Freund der Einsamkeit und meiner Bücher; darum interessire ich mich für alles Ungewöhnliche und deßhalb auch für Ihre Tochter. Meine alte Tante hält mir Haus.

„Nehmen Sie meinen Vorschlag an, so wird jeden Nachmittag ein Wagen Schuldfried abholen und nach Junta bringen. Ich erwarte Ihre Antwort.

„Mit Achtung
„Victor Aberney."

Der Bote brachte folgende Antwort von Frau Smith:

„Mit Dank wird der Vorschlag angenommen von
Schuldfrieds Mutter."

Schon am folgenden Mittag stand ein Wägelchen am Gatterthore von Ektorp. Einige Minuten darauf saß Schuldfried mit heiterem Lächeln neben dem alten Anders, der den Pferden einen Klatsch gab und damit abfuhr.

„Was in Gottes Namen fällt dem Mann ein?" murmelte Tante Sara, als Anders wegfuhr um Schuldfried zu holen. „Was will er jezt mit dem jungen Mädchen hier machen? Wie schwer ließ er sich dazu bringen den Knaben zu nehmen!"

Tante Sara war recht verstimmt gegen Schuldfried, und als der Wagen zurückkam und das Mädchen heraushüpfte, gedachte sie ganz verdrießlich auf ihr Zimmer zu gehen ohne das Kind zu begrüßen; aber Schuldfried, welche die conventionelle Höflichkeit ganz und gar nicht verstand, sprang ihr mit einigen hurtigen Schritten nach und verneigte sich so allerliebst vor der Alten, daß ihr Gesicht sich sogleich erheiterte. Sie empfing das Kind mit einem freundlichen Lächeln. In der Saalthüre stand Aberney. Sobald Schuldfried ihn erblickte, eilte sie vor, ergriff seine Hand und küßte sie mit großer Lebhaftigkeit.

Der junge Tage hatte sich an einem der Saalfenster niedergelassen und betrachtete die Fremde mit neugierigen Blicken, indem er dachte:

„Das Mädchen bewegt sich wie wenn es ein Knabe wäre. Es wird vielleicht recht angenehm sie zur Cameradin zu erhalten."

Angenehm wurde es auch, denn in weniger als einer halben Stunde waren die elfjährige Schuldfried und der vierzehnjährige Tage die besten Freunde von der Welt. Tage war der erste Altersgenosse von Kindern sogenannter besserer Leute mit dem Schuldfried in Berührung kam. Bisher hatte sie nur Bauernkinder gekannt und mit diesen war sie nie auf einen vertraulichen Fuß gekommen.

Wir müssen jezt die Bewohner von Junta und Ettorp auf einige Augenblicke verlassen, um ein wenig rückwärts zu gehen und von Ereignissen zu berichten die sich mehrere Jahrzehnte vor unserer Erzählung zugetragen haben.

Nach der Revolution von 1778 fand sich in Schweden ein der Müzenpartei zugehöriger Edelmann, der aus Erbitterung über die stattgehabte Revolution sein Vaterland aufgab und nach Rußland ging. Dort trat er unter dem angenommenen Namen Canitz in Kriegsdienste. Einige Jahre vor der Revolution hatte er sich mit einem reichen finnischen Edelfräulein vermählt und durch sie bedeutende Güter in Finnland erhalten. Als er daher die Vatererde verließ, besaß er eine Frau und zwei Söhne. Seine Gattin unterlag indeß bald dem Gram ihren Mann in den Reihen des uralten Feindes von Schweden zu erblicken. Sie starb kurz darauf in Finnland auf ihrem Gute Kronbrück.

Nach ihrem Tode ließ er seine Söhne nach Rußland holen und erzog sie dort zu künftigen Unterthanen dieses Landes.

Im Kriege von 1788 standen Canitz und sein ältester Sohn bei der russischen Armee gegen ihre Landsleute und wurden wegen ausgezeichneter Tapferkeit belohnt. Bald nach dem Frieden von 1789 starb Canitz. Sein ältester Sohn, damals russischer Hauptmann, vermählte sich im folgenden Jahre mit einer reichen und vornehmen Russin. Ein widriges Schicksal wollte daß diese Ehe mehrere Jahre hindurch kinderlos bleiben sollte. Es sah wirklich aus als ob die neuen Barone von Canitz mit den bei-

den Söhnen des Landesverräthers aussterben sollten; denn der jüngere war ledig geblieben und hielt sich beständig im Auslande auf. Er hatte die diplomatische Laufbahn gewählt.

Am Krieg von 1808 nahm der ältere Canitz wiederum Theil, und stand also zum zweiten Mal mit bewaffneter Faust seinen Landsleuten gegenüber. Sein Name war für das finnische Volk ein Schrecken und Abscheu geworden, weil man gehört hatte daß er ein geborener Schwede war. Beim Friedensschluß wurde er zum General ernannt und Vater eines Sohnes den ihm seine Frau bald darauf schenkte. Das Geschenk kostete die Mutter ihr Leben.

Ein Jahr nach ihrem Tod erhielt General Canitz eine militärische Würde in Finnland, und da erst trat er in den Besiz seines mütterlichen Gutes Kronbrück. Er fand es im höchsten Grad übel verwaltet und ganz verfallen. Doch mit den Mitteln die er jezt besaß wurde es ihm leicht den alten Herrensiz wieder herzustellen. Das Hauptgebäude wurde niedergerissen und dagegen ein stattlicher Palast aufgeführt. Der frühere Verwalter wurde verabschiedet und ein deutscher verschrieben der die Landwirthschaft besser betreiben sollte. Genug, nach einigen Jahren war Kronbrück eines der besten Landgüter in der ganzen Provinz, besonders da der General unaufhörlich noch neues Land dazu kaufte.

Sein Söhnchen Lothar Constantin hatte er nach Finnland mitgenommen, und so lange der Vater sich dort aufhielt, wurde der Junge zu Hause von einem älteren deutschen Frauenzimmer aus guter Familie erzogen. Als der Erbe des fürstlichen Vermögens

sieben Jahre alt wurde, schickte man ihn in Begleitung eines jungen Polen als Hofmeisters in eine deutsche Lehranstalt.

Was aus dem jüngeren Bruder des Generals geworden, war nicht bekannt. Er war gleichsam verschwunden, und des Generals ganzes Auftreten in Kronbrück gab zu erkennen daß er sich als den einzigen Eigenthümer des mütterlichen Gutes betrachtete.

Von den Wenigen welche die beiden Brüder in ihren Kinderjahren gekannt als ihre Eltern in Finnland gewohnt hatten, fühlte Niemand Lust sich dem Manne zu nähern der gegen seine Landsleute gefochten, und so war der General von allen Fragen in Betreff seines Bruders befreit.

Der düstere, strenge und stolze Krieger war eben so wenig geneigt mit seinen Jugendgenossen die Bekanntschaft zu erneuern, sondern zeigte gegen Alles was Finne und Schwede hieß einen eisigen Hochmuth. Mit allen seinen Sympathien Russe geworden, hegte er einen sichtbaren Abscheu gegen Alles was an Schweden erinnerte. Vielleicht weil ihn bei diesen Erinnerungen eine Stimme in seinem Innern wegen des Bösen verklagte das er dem Vaterland anthun geholfen. Sicher rief das Bruderblut das er vergossen um Rache, so oft er mit Landsleuten zusammentraf, und so kam es daß er aller Berührung mit ihnen auswich.

Zehn Jahre waren verflossen, seit der General von seinem Posten in Finnland abberufen worden. Während dieser Zeit war er einige Male in Kronbrück gewesen, indessen nur ganz kurz; aber er

schickte jedes Jahr seinen Amtmann herüber, um die Rechnungen zu untersuchen und dafür zu sorgen daß das Gut sorgfältig verwaltet wurde.

Im selben Jahre wo Aberney nach Junta zog, hatte der Verwalter von Kronbrück schon im April Befehl erhalten daß das Gut in Ordnung gebracht und mit der größten Pracht eingerichtet werden solle; denn der General und sein Sohn beabsichtigten zugleich mit einer größeren Anzahl von Gästen gegen Johannis anzukommen und den Sommer über dort zu verweilen.

Die große Wohnung, alle Gastzimmer und die Zimmer des jungen Barons erhielten neue Möbel und wurden mit fabelhafter Pracht eingerichtet. Die ganze Gegend und die Nachbarn, bis auf die Einwohner der elendesten Hütte herab, wußten von nichts Anderem als von den Herrlichkeiten zu erzählen die nach Kronbrück gebracht wurden.

Die Bewohner Ektorps und Juntas waren indeß die einzigen die nicht davon sprachen, obschon ersteres nur fünf Viertelmeilen und lezteres nur eine Meile von Kronbrück lag. Die Ursache lag gewiß nicht in einer etwaigen Unkenntniß von diesen Merkwürdigkeiten, sondern ganz einfach darin daß alles Neue was man sich erzählte zwischen dem Großknecht Ivar und der alten Annika blieb, die es weder Schuldfried noch Frau Smith mittheilte. Ebenso stand es mit Tante Sara. Die Alte interessirte sich ungemein für Klatschereien und Neuigkeiten, brachte sie aber niemals weiter zu ihrem Neffen, weil sie wußte daß er alles solches Gerede verabscheute. So kam es daß die Hauptpersonen in gänzlicher Unwis-

senheit von Dingen lebten welche die Zungen des ganzen Bezirks ausschließlich beschäftigten.

Am Tag vor Johannis kam der General sammt seinem Sohne und einer großen Anzahl von Gästen nach Kronbrück. Das so lange verlassene Gut wimmelte von Leuten. Schöne Damen, stattliche Cavaliere in schimmernden Uniformen und sterngeschmückte alte Herren erfüllten die Säle. Die Rückkehr des jungen Erben von den deutschen Universitäten wurde mit allen möglichen Lustbarkeiten gefeiert.

Lothar Constantin Canitz war damals ein Jüngling von 17 Jahren, mit einem feinen, intelligenten, bleichen und interessanten Gesicht. Ein übermüthiges Lächeln und ein Gepräge höhnischer Verachtung entstellten indeß die sonst regelmäßigen Züge. Es schien als wären allzu früh geweckte Leidenschaften in scharfen Streit mit den edleren Instincten seines Herzens gerathen und hätten in seinem Innern ein Chaos hervorgerufen, aus welchem nur hochmüthige Selbstüberschäzung und Verachtung gegen Andere recht deutlich hervorgingen. Er war groß und schlank, von beinahe schwächlicher Constitution, die mit dem Feuer in seinem Auge und der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen nicht recht zusammenstimmte. Wenn man diesen Jüngling ansah, fragte man sich unwillkürlich, ob es ein physisches oder moralisches Leiden sei was vor der Zeit die Wangen gebleicht und den Körper gebeugt, so daß erstere ihre Jugendfrische und lezterer seine Geschmeidigkeit verloren hatte.

Constantin hatte seit seinem siebenten Jahre seinen Vater nicht gesehen. Sechs Wochen vor ihrer

Ankunft in Kronbrück umarmte der General seinen Sohn nach so langer Trennung. Vielleicht hatte diese Vater und Sohn einander entfremdet und die Kälte hervorgerufen womit er dem General bei ihrem ersten Zusammentreffen entgegentrat. Dem sei wie ihm wolle, Thatsache war daß er einen gänzlichen Mangel an kindlicher Ergebenheit zeigte und die Zärtlichkeit des Vaters mit auffallender Kälte erwiderte. Gleich nach Constantins Ankunft in Petersburg äußerte der General den Wunsch, der Sohn möchte in die Kriegsschule treten und sich zum Marineoffizier ausbilden. Darauf antwortete Constantin:

„O ja, warum nicht? Es ist ganz eins was ich werde. Für einen Russen paßt es am besten ein Henkersknecht von Handwerk zu werden."

„Mein Sohn, Du solltest Dich erinnern daß..."

„Daß ich in diesem verfluchten Lande hier vorsichtig sein muß," fiel Constantin höhnisch ein. „Seien Sie ruhig, Vater; ich werde das nicht vergessen."

Der General runzelte die Brauen, ohne zu dem Sohne ein Wort zu sagen. Dagegen ließ er dessen Hofmeister, Dr. Wagner, rufen. Mit scharfen Reden verwies er ihm die falsche Richtung in welche der Geist seines Sohnes geleitet worden zu sein scheine.

„Ich beauftragte Sie darüber zu wachen daß er zu einem verständigen Jüngling und einem guten russischen Edelmann ausgebildet werde; aber zu meinem Erstaunen finde ich daß er weder in der einen noch der andern Beziehung meinen Erwartungen entspricht. Sollte Ihr polnisches Blut Sie vielleicht verleitet haben meinen Instructionen zuwider zu handeln? In diesem Fall könnte es geschehen daß..."

„Herr General," fiel Wagner mit einem einschmeichelnden Lächeln ein, „ich habe meine Pflicht als Gouverneur gewissenhaft zu erfüllen gesucht; aber Baron Constantin ist wie ein junger Löwe; er läßt sich nicht so leicht zähmen und geht die entgegengesezte Richtung von derjenigen die man ihm vorzeichnet. Gleichwohl ist er sehr klug und wird sich nie compromittiren."

„Gut, wir wollen sehen. Sie bleiben mir verantwortlich."

Abends stellte sich der Doctor bei seinem Schüler ein, der in einem äußerst prachtvollen Cabinet in seiner Privatwohnung auf einem Sopha lag.

„Ah so, der Alte hat Ihnen den Marsch gemacht, mein lieber Doctor," sagte der Jüngling, „und das haben Sie so krumm genommen daß Sie aus purer Angst nicht auf die Abenteuerjagd mit mir ausgehen wollen? Pah! Lassen Sie ihn nur brummen! Ich schwöre daß Ihnen, was auch geschehen mag, kein Leid widerfahren soll. Also fort mit allen Scrupeln, und lassen Sie uns versuchen ob dieß abscheuliche Petersburg nicht auch Würfel, Mädchen und Wein bieten kann."

„Baron, wir sind nicht mehr in Heidelberg, und darum sage ich bestimmt: Hier werden keine Tollheiten gemacht!"

„Meinen Sie? Und wenn ich sie auf eigene Faust, ohne Gesellschaft begehe, wer will mich daran hindern?"

„Ich!"

„Auf welche Art?" rief Constantin und sprang auf.

„Ich würde mich dann gezwungen sehen dem

General zu sagen daß ich schwach genug gewesen sei in directem Gegensaz zu seinen Instructionen zu handeln, und daß ich Sie, statt einen russischen Unterthanen aus Ihnen zu bilden, zu einem freisinnigen Manne erzogen habe. Ja, ich würde dann gestehen daß ich seinen Willen vollständig übertreten und Sie seinem Verbote zum Troz Schwedisch habe lernen lassen."

„Nun was geht es mich an wenn Sie ihm das Alles sagen?"

„Nicht viel; aber er würde mich nach Sibirien schicken lassen."

„Ha, Wagner, Sie haben eine abscheuliche Art über mich zu siegen."

Constantin warf sich wieder auf den Sopha. In diesem Augenblick hatten die Züge des Jünglings einen wahrhaft edlen Ausdruck.

Einen ganzen Monat hatte sich die vornehme Gesellschaft in Kronbrück aufgehalten, als Schuldfried und Tage an einem schönen Juliabend von Junta weggingen. Lezterer wollte seine Spielgenossin nach Hause begleiten, was ganz zur Tagesordnung gehörte.

Durch den großen hohen Fichtenwald der zwischen Junta und Ektorp lag, führte ein schöner Weg. Wenn man fuhr, hatte man nicht viel über eine Viertelmeile von Aberney's Gut bis auf den Hof der Wittwe. Halbwegs von der Anhöhe pflegten die Kinder sich zu sezen und auszuruhen; sie schwazten dann über dieß und das, oder auch sang Schuldfried ihrem Be-

gleiter Etwas vor. Der genannte Abend war ungewöhnlich warm und ruhig. Sie sezten sich unter eine alte hohe Tanne welche sie mit ihren Zweigen überschattete.

„Warst Du auch schon in Kronbrück?" fragte Tage.

„Nein, gewiß nicht, und Du kannst überzeugt sein daß ich nie hingehen werde," antwortete Schuldfried mit der allerliebsten schnippischsten Miene von der Welt.

„Und warum das? Ich denke mit der nächsten Gelegenheit einmal hinüber zu kommen und diesen stattlichen Herrensiz anzusehen. Du mußt wissen, Anders erzählt mir, die Zimmer dort seien mit Sesseln und Sophas von Gold und Silber möblirt. Es sind jezt so viele Gäste aus Rußland da, daß täglich große Feste gegeben werden. Gewiß wäre es recht angenehm Alles das mitanzusehen, und ich gedenke dieser Tage einmal mit Anders hinüberzugehen."

„Nein, Tage, das darfst Du nicht thun," rief Schuldfried mit einem Ausdruck von Angst.

„Warum nicht?"

„Weil . . ." Schuldfried sah sich erschrocken um und fuhr dann mit gedämpfter Stimme fort: „Weil auf ganz Kronbrück ein Fluch ruht, der alle diejenigen trifft die diesen Unglücksort betreten, so daß ein Unglück sie früher oder später heimsucht."

„Wie kindisch Du herausschwazest," versezte der vierzehnjährige Tage mit einer Miene überlegenen Verstandes.

„Liebster Tage, das ist gar kein so unverständiges Gerede, sondern die reine Wahrheit. Du mußt

wissen daß der Vater des Generals Canitz ein Verräther war, d. h. daß er Schwede war und dennoch gegen die Schweden Krieg führte. Während des Krieges wurden viele finnische und schwedische Gefangene nach Kronbrück gebracht, und da soll der General sie so schlecht behandelt haben daß sie vor Elend starben. Jeder von ihnen rief einen Fluch auf Kronbrück, seinen Eigenthümer und Alle die sein Haus betreten herab. Ueberdieß starb die Mutter des Generals dort aus Gram darüber daß ihr Mann sich an den Russen verkaufte, und sie geht als Geist und weint über ihren bösen Sohn. Der General hat auf Kronbrück seinen Bruder umbringen lassen und ihn in einem Keller begraben, so daß man, wenn es Mitternacht wird, tiefe Seufzer aus dem Grabe hört. Hu! was für ein grauenhafter Ort dieses Gut ist!"

„Wer hat Dir diese Geschichten da erzählt?" fragte Tage mit einer sehr nachdenklichen Miene.

„Annika hat mir an den Winterabenden so viele sonderbare Sachen über Kronbrück und seinen Eigenthümer gesagt. Eines Abends erzählte sie wie schlecht die schwedischen und finnischen Gefangenen behandelt wurden, und während sie so sprach, kam meine Mutter und hörte was sie sagte. Mama ersuchte sie dann nie mehr Etwas zu erwähnen was den General betreffe, sondern lieber von andern Dingen zu reden. Meine Mutter legte ihre Hand auf meine Schulter und fügte hinzu: ‚Beschäftige Deine Einbildung nicht mit Kronbrück, sondern bedenke daß wir auch in unsern Gedanken das Böse meiden sollen, und böse ist Alles was den Namen Canitz führt.'"

„Ich will doch mit Papa darüber reden," fiel Tage ein. „Von ihm kann ich gewiß erfahren ob es wahr ist was Deine Annika gesagt hat."

Nachdem dieser Beschluß gefaßt worden, bat Tage seine kleine Begleiterin um ein Lied. Mit klarer Stimme sang sie wie folgt:

Nein, meine Ruhe tausch' ich nimmer
Um alles Gold der neuen Welt;
Was hilft des Staubes eitler Schimmer,
Wenn's mich im tiefen Herzen quält?
Mich rührt nicht leckrer Mahlzeit Lust,
Mich locket nicht des Goldes Pracht:
Ach, nur die Unruh' in der Brust,
Das ist's was ewig in mir wacht.

Im Augenblick wo der Gesang verstummte, sprang ein Jüngling über den Graben hinter ihnen und rief in gebrochenem Schwedisch:

„Höre Mädchen, singe das Lied noch einmal, es gefällt mir; ich will es noch einmal hören."

Schuldfried und Tage erhoben sich beim Anblick des Fremdlings. Tage nahm Schuldfried bei der Hand und sagte:

„Komm, laß uns gehen!"

„Thue zuerst was der Baron befohlen hat," sagte ein Herr von etlichen und dreißig Jahren, der jezt ebenfalls über den Graben sprang und sich vor die Kinder stellte. Auch seine Aussprache hatte etwas Fremdes in der Betonung.

„Sollst Du auf Befehl singen, Schuldfried?" fragte Tage. Auf den Wangen des Knaben brannte die Röthe des Verdrusses und er blickte die Unbekannten stolz an.

„Du unverschämter Junge, Du wirst doch nicht verlangen daß ich das Mädchen darum bitten soll?" rief der Jüngling.

„Ja, das verlange ich," antwortete Tage trozig.

„Liebe Kinder, es ist der junge Baron Canitz," sagte der ältere Herr und wollte den Knaben auf den Kopf tätscheln; dieser aber stieß die Hand weg und ergriff nur um so fester Schuldfrieds Arm, indem er mit einem Ausdruck des Entsezens sagte:

„Canitz!"

Beide machten eine Bewegung sich zu entfernen.

„Bleibt stehen!" commandirte Constantin und stellte sich ihnen in den Weg. „Hast Du nicht gehört daß ich das Lied da noch einmal hören will?"

„Ich will nicht singen," sagte Schuldfried und warf einen Blick des Abscheus auf Constantin. „Ich singe nie für . . ."

„Einen Russen," ergänzte Tage und that einige Schritte um sich mit Schuldfried hinwegzubegeben; aber Constantin ergriff das Mädchen am Arm und riß sie von Tage weg, indem er heftig sagte:

„Ich habe gesagt daß Du singen sollst, und da hilft Alles nichts. Wenn Du nicht gehorchst, so bekommst Du Schläge und Dein naseweiser Protector da auch." Constantin erhob seine Reitgerte als wollte er wirklich seine Drohung ausführen.

„Keine Uebereilung," warnte der ältere Herr, konnte jedoch nicht mehr sagen; denn als Tage sah daß Constantin über Schuldfried seine Reitgerte erhob, stürzte er auf den jungen Baron los und versezte ihm einen Schlag ins Gesicht, indem er ganz rasend rief:

„Laß Schuldlried los!“

Mit einer kräftigen Bewegung seines Arms schleuderte Constantin den Knaben, der ihm an Größe und Stärke sehr unterlegen war, weit von sich, so daß er rücklings in einen Graben fiel.

„Elender Junge, ich zermalme Dich und Deine Schwester, weil Du es gewagt hast Hand an mich zu legen,“ schrie Constantin und gab Schuldfried zuerst einen Schlag ins Gesicht und dann auf die Schulter. Bei diesem Anblick war Tage wieder auf den Beinen, und mit wilder Raserei warf er sich auf Constantin, der, um sich selbst zu vertheidigen, Schuldfried loslassen mußte. Es entstand ein fürchterlicher Kampf, aber nach einigen Augenblicken blieb der Sieg auf Seite Constantins. Er hatte Tage unter sich bekommen und erhob seine Reitgerte um seinen Gegner mit dem Stiel recht gründlich durchzubläuen, aber Schuldfried ergriff den erhobenen Arm indem sie mit angstvoller Stimme rief:

„Sie sollen, Sie dürfen Tage nicht schlagen!“

Ohne seine Bewegung in seinem aufgereizten Zustand zu berechnen, schleuderte Constantin das Mädchen eben so heftig von sich wie so eben den Knaben. Sie fiel rücklings und blieb unbeweglich liegen. Bei Schuldfrieds Dazwischenkunft war es jedoch Tage gelungen wieder loszukommen, und einige Augenblicke wälzten sich die beiden Jünglinge wie Bälle um einander her, bis sie wieder auf den Beinen standen. Aber beim erneuten Zusammentreffen ergriff Constantin seinen Gegner im Nacken, hielt ihn hoch in die Luft und schleuderte ihn dann rück-

lings auf den Boden, worauf er ihm noch einige Streiche gab mit den Worten:

„Unverschämter Bauernlümmel, jezt wirst Du Deinen Ton herabstimmen lernen."

„Um Gotteswillen, Baron, bedenken Sie daß wir in Finnland sind," rief Dr. Wagner, der über die bewußtlose Schuldfried hingebeugt dastand. „Ich glaube Ihre Raserei hat beide Kinder das Leben gekostet."

Bei Wagners Worten entfiel die Reitgerte der Hand Constantins; er faßte Tage um den Leib und richtete ihn auf. Das Blut rann dem Knaben von der Stirne. Als er aufgehoben war, schöpfte er tief Athem, machte eine schwache Anstrengung um loszukommen, und stand wieder aufrecht, taumelte aber als er einen Schritt gegen Constantin thun wollte, so daß er stehen bleiben und sich an einen Baum stüzen mußte. Jezt hörte man das Geräusche eines Wagens der herannahte.

„Fort, Baron!" sagte der Doctor; „wenn Jemand Sie sähe, könnte es zu großen Widerwärtigkeiten führen. Sputen Sie sich, oder bei Gott, wenn Sie noch einen Augenblick bleiben, so thue ich nichts um den Kindern hier zu helfen."

„Aber . . ." stammelte Constantin.

„Baron Canitz!" sagte der Doctor in entschiedenem Tone und erhob sich in seiner vollen Größe. „Entfernen Sie sich sogleich; Sie haben bereits mehr als zu viel Unheil angerichtet."

Constantin sprang über den Graben und verschwand im Walde.

Tage hatte sich soweit erholt daß er mit dem

Schnupftuch das Blut abtrocknen konnte das ihm über die Augen rann. Sein erster Blick, als er diese frei hatte, fiel auf Schuldfried.

„Mein Gott, was ist geschehen?“ stammelte er, und das Schnupftuch um seine blutige Stirn haltend, taumelte er auf seine kleine, bleiche Camerädin zu, die eben jezt einen tiefen Seufzer ausstieß und die Augen aufschlug.

„Wie ist's, mein Kind?“ fragte der Doctor.

„Liebe, liebe Schuldfried, wie steht's mit Dir?“ schluchzte Tage, indem er sich an ihrer Seite auf die Kniee warf und mit seiner freien Hand eine der ihrigen ergriff.

Schuldfried schaute zuerst den Doctor, dann ihren Cameraden an und warf sich hierauf diesem um den Hals, indem sie in Thränen ausbrach und murmelte:

„Tage, Tage, er hat uns geschlagen!“

Sie griff nach ihrem Backenknochen, über dessen feiner Rundung ein dunkelrother Streif von Constantins Reitpeitsche zu sehen war. Inzwischen kam der Wagen immer näher und wurde bald sichtbar. Es war ein bedeckter Reisewagen. Als er eben vorbeifahren wollte, rief Wagner dem Kutscher Halt zu. Dieser kam der Aufforderung sogleich nach.

„Wohin fährst Du?“ fragte der Doctor.

„In das Wirthshaus von X.,“ lautete die Antwort.

„Sagt mir, Kinder, woher seid ihr?“ sagte Wagner zu Tage, der noch immer Schuldfrieds Hände in den seinigen geschlossen hielt. Die Kleine hatte einen so heftigen Schlag ins Genick bekommen daß sie ganz verwirrt war.

„Schuldfried wohnt in Ektorp, dicht hier neben,“

sagte der Junge, indem er den Schmerz vergaß den seine Stirnwunde ihm verursachte.

„Kannst Du," fuhr der Doctor gegen den Kutscher fort, „Deine Herrschaft bitten daß sie diese beiden Kinder in den Wagen nehme und auf ein kleines Gut bringe das auf dem Wege nach X. liegt? Sie sind gefallen und haben sich verlezt, so daß sie nicht heimgehen können."

„Das müssen Sie selbst fragen, denn sehen Sie, die Dame die ich führe, versteht mein Gerede nicht," antwortete der Kutscher.

Die Reisende schob in diesem Augenblick die Vorhänge vom Wagenfenster weg, und ein verschleiertes Frauengesicht kam zum Vorschein.

„Verzeihen Sie, Madame," sagte der Doctor auf Französisch, „daß ich Sie aufhalte; aber ich muß Sie bitten daß Sie diesen Kindern da die Güte erweisen möchten sie auf ein Gut zu bringen das ganz in der Nähe liegt."

Die Dame nickte zustimmend und öffnete selbst den Schlag. Wagner hob Schuldfried und auch Tage, der sich kaum vor einem Augenblick entschließen konnte ihre Hand loszulassen, hinein.

„Warte am ersten Hof rechts wohin Du kommst," sagte der Doctor zu dem Kutscher, nachdem er der Dame gedankt hatte. „Ich werde vor Dir dort sein," fügte er hinzu. Im nächsten Augenblick war Wagner über dem Graben und verschwand im Walde.

Während der Fahrt behandelte die Dame die beiden Kinder mit großer Zärtlichkeit. Sie hatte ihr Schnupftuch genommen und Tages blutende Stirne verbunden, wie auch Schuldfrieds Schläfe

mit wohlriechendem Wasser besprengt. Während dieser Beschäftigung hatte sie den dichten Schleier aufgehoben. Sie hatte ein bleiches kummervolles Gesicht mit großen dunkeln Augen. Sie war nicht mehr jung; aber Etwas in diesen Zügen flüsterte daß sie in ihren jüngern Jahren ein vortheilhaftes Aeußeres gehabt habe. Als sie an die krumme und schmale Allee kamen die aus dem Waldweg nach Ektorp hinabführte, hielt der Wagen an. Doctor Wagner öffnete den Schlag. Nachdem er der Dame abermals gedankt, hob er Schuldfried heraus; aber als er Tage heraushelfen wollte, stieß der Junge seine Hand hinweg und sprang selbst herab. Im nächsten Augenblick war die Reisende verschwunden und der Doctor mit seiner Last nach Ektorp hinabgegangen, wo er Annika begegnete, die beinahe einen Schlag bekam, als sie das Kind von einem fremden Herrn getragen und von einem Jungen mit blutiger Binde um den Kopf begleitet sah. Gleichwohl gelang es Wagner der Alten klar zu machen daß die beiden Kinder erschreckt worden, in Folge deß gefallen seien und sich verlezt haben, wie auch daß Schuldfried Ruhe und Pflege bedürfe. Da Wagner mit starker ausländischer Betonung schwedisch sprach, so hatte Annika einige Mühe ihn sogleich zu verstehen. Sie begriff indeß die Hauptsache, nämlich daß für Schuldfried Ruhe und Pflege Noth thue; auch währte es nicht lange, so lag das kleine Mädchen in ihrem Zimmer im obern Stock. Annika wurde von dem Doctor in volle Thätigkeit versezt mit Senfpflastern u. s. w. Tage hatte Schuldfried getreulich begleitet und mit ängstlichen Blicken das verwirrte Aussehen seiner

Freundin betrachtet. Während er so an der Sophalehne stand, kam es ihm vor als begänne der Boden unter seinen Füßen sich zu bewegen, und endlich war es ihm als ob er Schuldfried nur noch durch einen Nebel sähe; er griff krampfhaft in die Sophalehne, fühlte sich aber in diesem Augenblick von ein paar Armen umfaßt, worauf Alles um ihn her verschwunden war.

Als Annika zurückkam, fand sie Tage auf dem Bette liegend und Schuldfried auf dem Sopha.

„Herr Jemine, ist des Professors Junge auch weg!“ rief sie; „Gott tröste mich!“

Nachdem Tage vom Doctor verbunden und wieder zur Besinnung gebracht war, ersuchte er Annika anspannen und ihn nach Junta zurückführen zu lassen. Wagner erklärte, die Ohnmacht sei nur eine Folge des Blutverlustes und Tages Zustand im Uebrigen ganz und gar nicht gefährlich. Anders verhielt es sich mit Schuldfried; sie hatte eine schwere Contusion am Kopfe erhalten und diese hatte eine starke Gehirnerschütterung verursacht.

Mit elf Jahren, wenn man einen gesunden Körper hat, ist die Natur ein mächtiger Arzt. So auch bei Schuldfried.

Frau Smith, die erst nach des Doctors Weggang von Annika unterrichtet worden war, nahm sogleich ihren Plaz an Schuldfrieds Krankenbett ein, aber nach einigen Wochen befand sich diese außer aller Gefahr. Doctor Wagner hatte sie mit rühmenswerthem Eifer und einer Sorgfalt die dem Arzt alle Ehre machte verpflegt.

Frau Smith wich beharrlich jedem Zusammen-

treffen mit dem Doctor aus, obschon sie Tag und Nacht bei dem Kinde wachte. Sobald Wagner kam, ging Frau Smith ins anstoßende Zimmer, und Annika war diejenige die ihn empfing und seine Vorschriften ausführte.

Schon am ersten Tag nach dem betrübenden Ereigniß fand sich Aberney auf Ektorp ein. Er wurde von einer Dienerin in den Saal geführt, und nachdem er eine Weile dort gewartet, übergab ihm ein Dienstbote ein Billet folgenden Inhalts:

„So lange Schuldfrieds Zustand erfordert daß die Mutter an ihrem Krankenlager wacht, bittet die Mutter daß Sie diese Tochter nicht besuchen mögen. Ueber ihren Gesundheitszustand sollen Sie jeden Morgen in Kenntniß gesezt werden."

Aberney las das seltsame Billet zweimal durch und entfernte sich dann. Während der ganzen Krankheit Schuldfrieds schickte er zweimal täglich um nach ihrem Befinden zu fragen; aber wenn auch der Professor, mit seinen hohen Begriffen von der persönlichen Freiheit jedes Menschen, Frau Smiths Wunsch allzu sehr respectirte um sie auf irgend eine Weise zu belästigen, so war dieß doch Etwas wozu der kleine Tage ganz und gar keine Lust hatte.

Vier volle Tage mußte der Junge vor Schmerz und Wundfieber das Bett hüten, aber troz Allem was er dabei ausstand, würde er sich ganz sicher nach Ektorp begeben haben, wenn Aberney ihm nicht verboten hätte sein Zimmer zu verlassen. Es ist sehr ungewiß ob er diesem Verbote nachgekommen wäre, wenn nicht Tante Sara oder Aberney ihm beständig Gesellschaft geleistet hätte. Es blieb ihm

also nichts Anderes übrig als daß er sich ruhig hielt, und dieß machte ihn höchst ungeduldig. Es kam ihm vor als würden seine Schmerzen mit jedem Tage schlimmer, und in seiner Unruhe darüber daß er auf Junta bleiben mußte, während er bei Schuldfried hätte sein mögen, jammerte er unaufhörlich und warf sich auf seinem Lager hin und her. Er bereitete seiner Umgebung eine ordentliche Geduldprobe. Ganze Tage lang grübelte er über ein Mittel aus seinem Krankenzimmer zu entkommen und sich nach Ektorp zu begeben.

Am vierten Abend, als Aberney selbst einen neuen Verband um die Stirne des Jungen gelegt und dieser dabei große Unverträglichkeit gezeigt hatte, sagte der Professor:

„Du bist doch ein rechter Tropf, daß Du wegen dieser Schramme so jammern magst! Wie kann ein Junge sich wegen einer solchen Kleinigkeit grämen?"

„O es ist nicht darum, sondern weil ich eingesperrt sein muß," stammelte Tage.

„Du hast immer Fieber gehabt, und so lange dieses währt, mußt Du auf Deinem Zimmer bleiben. Gute Nacht jezt, Junge, und danke Gott daß Du nicht eben so krank bist als die kleine Schuldfried." Der Professor tätschelte ihn auf den Kopf und entfernte sich.

Wie unwissend zeigen sich nicht die klügsten Menschen bei Beurtheilung der Gefühle von Kindern oder jungen Leuten! Sie fassen nur die Aeußerungen derselben auf, aber nicht die Motive. So auch jezt. Aberney sah bei Tage nur die Ausbrüche seiner Ungeduld, nicht aber das was sie hervorrief,

und deßhalb glaubte er ihn daran erinnern zu sollen daß seine Camerädin noch übler daran sei als er. Die Folge davon war jedoch daß Tage um jeden Preis nach Ektorp gehen mußte.

Abends, nachdem Tante Sara gute Nacht gesagt hatte und alle Hausgenossen von Junta zur Ruhe gegangen waren, stand Tage auf. Er war zwar ein wenig wirr im Kopf und auch etwas schwach auf den Beinen, aber sein Beschluß stand fest; er mußte nach Ektorp, und sollte er auch dahin kriechen müssen.

Ganz behutsam schlich er sich die Treppe hinunter und hatte große Mühe um mit freundlichen Worten den Hofhund zu beschwichtigen, der sich der nächtlichen Wanderung widersezen wollte. Endlich war es ihm gelungen in den Wald zu kommen, und obschon seine Kräfte gering waren, so wanderte er doch unerschrocken weiter in der schönen Sommernacht. Wohl zehnmal mußte er ausruhen und eine Weile seinen schwer schmerzenden Kopf in die Hände legen um Kraft zu sammeln; aber troz Schmerzen und Schwäche fiel es ihm nicht ein einziges Mal ein seinem Plan zu entsagen. Als er ungefähr drei Viertheile des Weges zurückgelegt hatte, sank er vor Mattigkeit zusammen. Er legte seinen kranken Kopf an einen Rasen und dachte:

„Ich muß weiter, ich muß weiter, und sollte ich darüber sterben. Es ist bloße Weichlichkeit daß ich mir so müde vorkomme; in einer Weile seze ich meinen Weg fort und ruhe nicht bis ich in Ektorp bin."

So groß war die Willenskraft des fünfzehnjährigen Jungen daß er nach einigen Minuten seine

Wanderung ununterbrochen bis nach Ektorp fortsezte. Er ging in den Hof und schleppte sich buchstäblich bis unter den Giebel des Hauses, wo, wie er wußte, Schuldfrieds Fenster sich befand. Wie oft hatte sie es ihm nicht gezeigt! Unter dieses Fenster, welches den liebsten Gegenstand umschloß den der Jüngling besaß, sezte er sich. Es wurde ihm jezt leichter ums Herz als er sich so nahe bei ihr befand. Er legte sich auf die Bank, gebrauchte seine Müze als Kopfkissen, faltete die Hände zum Gebet und so schlief er vor Müdigkeit ein.

Die ersten Strahlen der Sonne fielen auf den Schlafenden und weckten ihn. Sein Kopf schmerzte heftig, und es währte lange ehe er ihn aufzurichten vermochte. Mit einer kräftigen Anstrengung geschah es endlich dennoch. Lange saß er unbeweglich da und begann zu überlegen wie er Schuldfried zu Gesicht bekommen könnte. In diesem Augenblick öffnete sich das Fenster über seinem Kopf. Tage schaute hinauf, sah aber Niemand. Statt dessen entdeckte er hinter der Hecke ein Spalier das an der Wand hinaufging und beinahe zum Fenstersims reichte. Tage überlegte:

„Wenn ich Annika bitte mich zu Schuldfried hineinzulassen, so weist sie mich ab, wie Papa gethan hat; aber wenn ich an diesem Spalier da hinaufklettern und ins Zimmer hineinspringen würde, so träfe ich sie ganz gewiß, wer auch drinnen sein möchte.“

Gesagt, gethan. Tage begann, obschon mit einiger Schwierigkeit, am Spalier hinaufzuklettern. Als er ans Fenster kam, warf er einen Blick ins Zim-

mer hinein. Es war Niemand darin. Rechts stand ein Bett dessen Vorhänge sorgfältig zugezogen waren. Noch ein Paar Schritte und der junge Abenteurer befand sich in Schuldfrieds Zimmer. Die Thür eines anstoßenden Zimmers stand halb offen. Tage blieb einen Augenblick stehen und lauschte, aber als Alles ruhig und still blieb, schlich er sich bis zum Bette vor und schob die Vorhänge weg. Hier ruhte Schuldfried auf dem schneeweißen Lager, selbst blaß wie eine geknickte Lilie. Sie schlummerte. Tage stand unbeweglich da und betrachtete die theuren Züge mit bethränten Augen. Sie kam ihm wie todt vor. — So verfloßen einige Minuten, als Schuldfried plözlich die Augen aufschlug.

„Tage!" rief sie mit einer Stimme die, obschon matt, dennoch ihre ganze Freude verkündete. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und flüsterte: „Gott sei Lob und Dank daß Du gekommen bist!"

Bei Schuldfrieds Ruf ließ sich eine Bewegung im anstoßenden Zimmer vernehmen; ohne daß eines der Kinder darauf achtete, wurde die Thüre aufgeschoben und Frau Smiths düstere Gestalt erschien auf der Schwelle. Beim Anblick des Jungen zog sie sich schnell zurück, und unmittelbar darauf hörte man ein Geklingel. In der nächsten Minute trat Annika ein. Die Alte wagte nicht zu brummen, obschon sie beim Anblick Tages große Lust zu hadern empfand; denn der Doctor hatte gesagt, Schuldfried müsse in Ruhe erhalten werden. Sobald sie davon zu sprechen anfing daß er sich entfernen solle, wurde Schuldfried aufgeregt, und nun verstummte Annika

sogleich. Schuldfried hielt Tages Hand fest und wollte nicht daß er sie verlasse. Annika, die nicht wußte wie sie sich benehmen sollte, ging zu Frau Smith hinein um ihren Willen zu hören. Inzwischen ergriff Schuldfried den Arm Tages und sagte heftig:

„Tage, Du darfst nie davon reden daß man uns geschlagen hat. Du hast es doch zu Niemand gesagt?"

„Nein, Schuldfried, das habe ich nicht. Ehe ich Genugthuung für mich und für dich erhalten habe, sage ichs Niemand," antwortete der Junge mit einer stärkeren Farbe auf seiner Wange. Er erzählte jezt wie er sich fortgestohlen habe und daß er vor dem Frühstück wieder daheim sein müsse.

Als Annika zurückkam, brachte sie von Frau Smith die Erlaubniß mit daß Tage wiederkommen und Schuldfried besuchen dürfe wie er es wünsche. Frau Smiths Oberknecht erhielt Befehl Tage nach Junta zurückzukutschiren.

Bei seiner Heimkehr erhielt Tage Vorwürfe von Aberney; diese aber waren nicht gefährlich und wurden gänzlich vergessen, als der Professor versprach daß er am folgenden Tag nach Ektorp gehen dürfe.

Nach einigen Wochen befand sich Schuldfried vollkommen auf dem Wege der Besserung und verbrachte die Nachmittage auf einer Bank außen im Hofe liegend. Sie litt jezt nur am Schwindel, einem Uebel von welchem der Doctor behauptete daß sie es noch einige Zeit behalten würde. Tage

war jeden Nachmittag bei ihr und dann las er ihr vor oder erzählte Geschichten.

Endlich nach einem Monat war sie vollkommen gesund und konnte zu ihrer unbeschreiblichen Freude die Fahrten nach Junta wieder unternehmen; aber mit den angenehmen Spaziergängen nach Hause war es zu Ende, denn der alte Anders brachte Schuldfried zu Wagen hin und her.

Oft wenn Tage und Schuldfried allein waren, sprachen sie mit tiefer Erbitterung von Constantin Canitz, und dann pflegte das Mädchen mit feuerrothen Wangen und blizenden Augen zu rufen:

„Wenn ich hundert Jahre alt würde, könnte ich die abscheuliche Schande nicht vergessen daß Du und ich von ihm geschlagen worden sind. Mama hat immer gesagt, es sei eine unaustilgbare Erniedrigung Schläge zu bekommen, und siehst Du, Tage, noch nie hat mich Jemand auch nur mit einem Finger berührt, um mich zu schlagen. Er, ein Canitz hat es gethan und ich werde es ihm nie verzeihen.“

Sie deutete auf die Schramme an Tage's Stirne und fügte hinzu:

„Bis in meinen Tod werde ich den Menschen verabscheuen der Dir dieß zugefügt hat, und wenn ich seinen Namen höre, wird mich immer der Schlag schmerzen den er mir ins Gesicht gab.“

Constantin hatte nach den Vorfällen mit den Kindern ganz plözlich Kronbrück verlassen, obschon alle Gäste und der General selbst noch blieben. Dr. Wagner war zum Bezirksarzt ernannt worden und somit ebenfalls geblieben.

Alles was man von Constantins plözlicher Ab-

reise erfuhr, war daß er noch am selben Abend wo der Auftritt im Walde statt hatte ein Billet erhielt das ein Bote aus dem Gasthaus brachte. Nach Durchlesung desselben war er sogleich fortgeritten und erst am folgenden Morgen zurückgekommen, wo er den General aufsuchte und eine lange Unterredung mit ihm hatte.

Nachmittags erklärte der General seinen Gästen, sein Sohn müsse in die Kriegsschule in Petersburg eintreten.

Wir wollen uns jezt sechs Jahre weiter versezen. Für die Bewohner von Ektorp und Junta waren sie verflossen, ohne daß sich etwas besonders Merkwürdiges zutrug.

Jeden Herbst reiste Professor Aberney von Junta nach Abo. Tage und Tante Sara zogen dann mit, und während ihrer Abwesenheit wurde Junta von einem Oberknecht und seiner Frau bewohnt. In Ektorp verfloß der Winter einförmig; Schuldfried las, spielte, arbeitete, fuhr in die Kirche und besuchte die eine oder andere Hütte wo ihre mildthätigen Hände immer einen Segen hinterließen. So war ihr Leben von Kindheit auf dahingegangen, und sie empfand keine Sehnsucht nach einer andern Lebensweise.

Im Frühjahr kehrte Aberney nach Junta zurück; sie traf dann ihren guten Freund Tage und Tante Sara wieder, und nun begannen die Lectionen, Spaziergänge, Spiele und Gespräche, welche Schuldfried immer mehr an Tage und Aberney fesselten. So

waren drei Jahre vergangen. Am vierten Frühling kamen Sara und Aberney allein. Tage war auf Aberneys Wunsch nach Schweden gegangen und sollte sich in Carlsberg zum Marineoffizier auszubilden.

So verfloßen drei Jahre, ohne daß Schuldfried ihren theuern Jugendfreund wieder sah.

Schuldfried zählte jezt siebzehn Sommer. Aus dem hübschen Kind war eine schöne Jungfrau geworden, die noch immer ihren frischen frohen Sinn und ihr ungekünsteltes Herz bewahrte. Das in vollkommener Einsamkeit erzogene Mädchen hatte indeß Nichts von der Scheu eines Einsiedlers, und wußte von keiner schwermüthigen Träumerei. Wenn sie manchmal beim Singen ihrer Lieder träumte, so waren es heitere Träume, frisch und naturwahr wie ihr ganzes Wesen, oder auch stolz wie ihr Character, niemals aber sehnsuchtskrank oder wehmüthig.

Fröhlich wie eine Lerche, eilte sie an einem schönen Tag zu Anfang Mai nach Junta. Sie war durch einige Zeilen Aberneys von seiner Ankunft daselbst unterrichtet worden. Ihr guter Freund war im höchsten Grad überrascht, als er seinen Schüzling wieder erblickte, und sah wie sie sich in den lezten Monaten zum Weibe entwickelt hatte. Der Blick den er auf sie heftete, bewies daß der gelehrte Mann, obschon in seine Studien vertieft, gleichwohl von einer ungewöhnlichen Schönheit überrascht werden konnte.

Tante Sara, deren ganz besonderer Liebling sie geworden war, bewirthete sie mit allem Kostbaren was ihre Vorrathskammer an Eingemachtem und

Backwerk besaß, und das junge Mädchen war an Seele und Herz noch so vollkommen Kind, daß sie sich all die guten Sachen die Sara aufstellte recht wohl munden ließ.

Der erste und auch der zweite Besuch auf Junta wurden vollständig von Erzählungen wie man den Winter zugebracht, so wie von all den mehr oder weniger merkwürdigen Ereignissen die einigermaßen von der täglichen Ordnung abwichen, in Anspruch genommen. Vor dem Erker sitzend erzählte sie ihrem guten Freund, wie sie Alberney fortwährend nannte, daß sie ein langes Gewebe gemacht, daß sie so und so viel Garn gesponnen, welche Bücher sie gelesen, welche Musik sie eingeübt, wie oft sie die Kirche besucht, was für schöne Topfpflanzen sie aufgezogen, und wie viele Taubenpaare sie jezt besaß. Als der Bericht über all diese Merkwürdigkeiten zu Ende war, fügte sie hinzu:

„Ich habe auch reiten gelernt."

„Reiten!" wiederholte Sara und sah bestürzt von ihrer Stickerei auf. „Das ist nicht möglich. Es ziemt sich nicht für ein sittsames Mädchen. In meiner Jugend würde man so Etwas nicht gestattet haben. Bloß sehr vornehme Damen können sich solche Unweiblichkeiten erlauben, ohne daß es sehr auffällt."

„Wenn eine vornehme Dame reiten kann ohne daß es anstößig ist, so kann auch ich es thun; denn was für die eine paßt, das paßt auch für die andern." Schuldfried sah mit einer lächelnden und trozigen Miene Tante Sara an. „Annika daheim," fuhr sie fort, „bekam beinahe einen Schlag, als sie mich

zum ersten Mal zu Pferde sah. Sie sprang sogleich zur Mama um zu klagen; aber damit war Nichts gewonnen. Ich erhielt von meiner Mutter volle Erlaubniß meinen Zelter zu tummeln." Schuldfried lachte. Tante Sara glättete ihre Schürze, ein Zeichen daß die Alte bei übler Laune war. Aberney ergriff mit echter Professorsmiene das Wort:

„Liebes Kind, das solltest Du, glaube ich, ganz bleiben lassen. Eine Reiterin zu sein, ist gerade Nichts was ein Weib schmückt. Es ist gar nicht anmuthig zu sehen wie ein junges Mädchen gleich einem Cosaken zu Pferde einhersprengt. Wir Männer bewundern in der Frau gerne ein schüchternes und mildes Wesen das in seinem Thun und Lassen alles Mannhafte verabscheut."

„Ach mein guter Freund, ein solches mildes und schüchternes Wesen werde ich nie," versezte Schuldfried. „Die Furcht ist mir fremd, und da ich nichts Böses thue, so muß ich Alles thun können was mich gelüstet. Ich liebe Bewegung und Freiheit. Diese zwei Vortheile habe ich besessen so weit ich mich zurückerinnern kann. Sie waren meine Schäze und sind es noch jezt; deßhalb liebe ichs wie eine Windsbraut auf meinem Pferde dahinzufliegen. Wollte Gott daß ich ein rechtes Reitpferd besäße, aber so glücklich bin ich nicht."

Ein kleiner Disput entstand zwischen Schuldfried und Aberney, wobei er sich über den wirklich überlegenen Verstand des Mädchens, ihr logisches Denken und die Klarheit ihrer Beweisführung wundern mußte. Dieß war indeß ganz natürlich, wenn man bedenkt daß Schuldfried, in Folge der wissenschaft-

lichen Richtung die sie durch Aberney erhalten, ihren Geist wahrhaft ausgebildet und ihren von Natur außerordentlich guten Kopf ungewöhnlich geübt hatte.

Bei ihrem dritten Besuch begannen die Lectionen wieder. Wenn Schuldfrieds Stimme schon in ihren Kinderjahren schön war, so hatte sie jezt eine ungemeine Kraft und Klarheit gewonnen und war eine wahre Nachtigallenstimme geworden.

Ein Paar Wochen verfloßen schnell für Schuldfried, die ihre Lectionen liebte und sich an der Seite ihres väterlichen Freundes so glücklich und froh fühlte. Eines Tags beschloß Schuldfried nach Junta zu reiten. Sie machte den Weg sonst immer zu Fuße. Der Oberknecht Ivar hatte ihr Mittags gesagt daß Bleß, das beste von den drei Pferden auf Ektorp, frei sei, im Fall das Fräulein davon Gebrauch machen wolle. Natürlich wollte Schuldfried das, und der Oberknecht erhielt den Auftrag es zu satteln.

Nach dem Mittagessen ging Schuldfried in den Stall hinab. Sie wollte Annika nicht wissen lassen daß sie ritt, weil die Alte sonst ein Geschrei von dem Schreck angefangen hätte worein Schuldfried sie verseze.

In einem kurzen Blousenröckchen und Beinkleidern von dunklem selbstgewobenem Zeug, mit einem runden Strohhut auf dem Kopf, war Schuldfried eine, wenn auch nicht gerade elegante, doch ausgezeichnet schöne Reiterin. Mit dem Pferd und Geschirr verhielt es sich jedoch anders. Bleß war ein kleiner, brauner Bauernklepper, mit einem weißen Stern auf der Stirne, einer langen ungekämmten Mähne und kurzen Ohren die er unaufhörlich spizte.

Die Ausrüstung bestand aus einem alten abgetragenen Sattel den der Oberknecht bei irgend einer Auction gekauft, so wie aus einem Zaumgeschirr das ebenfalls seine besten Tage gesehen hatte. Die Zügel waren von Hanf, allerdings ganz neu, aber unbeschreiblich einfach. Doch was bedeutete das Alles? Die Hauptsache für Schuldfried war daß sie reiten durfte; das Uebrige war Nebensache. Fröhlich und stolz saß sie im Sattel, gleich als wäre ihr Klepper ein ausgezeichneter andalusischer Springer und das Gebiß mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Es ging frisch weg, obschon nur im sogenannten Hundetrab. Als sie ein Stück weit gekommen war, hielt sie ihr Pferd an und ließ es im Schritt gehen. Der Wald war Schuldfrieds Entzücken und durch diesen ritt sie immer langsam.

Gott weiß an was das Mädchen dachte, während Bleß mit seiner Last gemächlich voranschritt. Ganz plözlich wurde sie durch Hufschläge hinter ihr aus ihren Gedanken geweckt. Es kam Jemand in gestrecktem Galopp einhergeritten. Bleß erhob seinen Kopf und wieherte. Schuldfried wandte sich um und wartete mit nicht geringer Neugierde wer es wohl sein könnte. Sie erinnerte sich nicht einen Reiter in der Gegend gesehen zu haben, seit General Canitz vor drei Jahren gestorben war. Daß es kein Bauernjunge war der auf der Waide umherritt, hörte man wohl an den leichten Hufschlägen.

„Wie angenehm,“ dachte Schuldfried, „daß man einmal einen Fremden zu sehen bekommt! Das wäre wahrhaft epochemachend!“

Kaum hatte sie das gedacht, als ein schneeweißer

Zelter den kleinen Hügel heransprang den sie hinter sich gelassen hatte. Das Pferd trug auf seinem Rücken einen schlanken Reiter.

Ohne im Mindesten über den Anblick eines jungen Mannes zu Pferde zu erschrecken, ließ Schuldfried ihren Bleß seinen bescheidenen Hundetrab weiter gehen und wartete ungeduldig bis sie den Reiter zu sehen bekäme. Jezt war er ganz nahe. Wieder wandte sie ihren Kopf.

Bei dieser Bewegung riß der Reiter die Zügel an sich, just in dem Augenblick wo sein Pferd vorbeispringen sollte. War es die ungewöhnliche Schönheit des Mädchens, oder war es der eigenthümliche Anblick dieser schlanken, eleganten Frauengestalt in einem so dürftigen Reitkleid und auf einem Pferd das zu ganz andern Diensten bestimmt war als es jezt verrichtete, was den jungen Mann veranlaßte so plözlich anzuhalten, oder war es wirklich der Grund den er angab, als er seine Uniformsmüze abnahm und sagte:

„Entschuldigen Sie und erlauben Sie mir die Frage ob dieß der rechte Weg nach Kronbrück ist?"

Seine Augen hafteten mit dem Ausdruck der größten Ueberraschung auf dem Mädchen.

„Nein, Sie sind ganz davon abgekommen, und müssen entweder bis zu dem Kreuzweg bei Junta vorreiten oder zurück bis zu dem Hauptweg am Ende des Waldes," antwortete Schuldfried, zwar mit einer starken Röthe auf den Wangen, aber sonst ohne allen Zwang. Sie hatte mit der Hand die beiden verschiedenen Richtungen bezeichnet die er einzuschlagen hatte.

„Dann will ich lieber vorwärts," antwortete der junge Mann mit einem fremden Accent; „ich kehre nicht gerne um, wenn ich einen Weg betreten habe."

„Dieß ist gleichwohl zuweilen unumgänglich nöthig, denn sonst würden wir nie in die Heimath zurückkehren die wir verlassen müssen."

Schuldfried sagte dieß mit ihrer gewöhnlichen Ungezwungenheit, ohne sich durch die klaren und strahlenden Augen des Fremden belästigt zu fühlen. Sie war sich ihrer eigenen Schönheit viel zu wenig bewußt, um den Ausdruck unverstellter Bewunderung in seinem Blicke zu beachten. Der junge Mann dagegen schien gar nicht geneigt seinen Weg allein fortzusezen, sondern ritt im gleichen Schritt mit Schuldfried weiter, nahm das Gespräch wieder auf und führte es auf eine eigenthümlich lebhafte und originelle Art die unwillkürlich interessirte. Schuldfried wußte kein Wort davon, bis sie an dem Kreuzweg waren.

„Hier scheiden sich unsere Wege," sagte sie lächelnd; „Kronbrück liegt rechts."

„Und wohin geht Ihr Weg?" fragte der Fremde.

„Links nach Junta. Wenn Sie jezt gerade vorwärts reiten, werden Sie bald die Hauptstraße finden." Sie nickte zum Abschied mit dem Kopfe.

„Erlauben Sie eine Frage: Ist das Ihre Heimath wohin Sie jezt reiten?"

„Nein, ich will nur einen Freund besuchen. Leben Sie wohl!" Schuldfried nickte abermals mit dem Kopfe. In dieser Bewegung lag etwas so bestimmt Abweisendes, daß des jungen Mannes einzige Antwort darin bestand seine Müze abzunehmen und

mit einigen verbindlichen Worten für die angenehme Gesellschaft zu danken, worauf er sich im Galopp entfernte.

Nachdenklich sezte Schuldfried ihren Weg fort. Die feinen schönen Gesichtszüge des Fremden, seine stolze und dennoch ungezwungene Haltung, seine tiefen und durchdringenden Augen, Alles das hatte auf Schuldfried einen lebhaften Eindruck gemacht, besonders da in diesem Gesichte etwas lag was ihr bekannt vorkam.

„Vermuthlich gleicht er irgend einem Traumbild in meinem Innern," dachte Schuldfried lächelnd, „denn in der Wirklichkeit selbst habe ich noch keinen andern Menschen gesehen als den Pastor, Aberney, Tage und Tante Sara, so wie die Leute im Hause."

An diesem Tag ging es mit der Lection ungewöhnlich schlecht. Schuldfried schenkte dem naturgeschichtlichen Vortrag ihres guten Freundes keine Aufmerksamkeit, sondern unterbrach ihn unaufhörlich mit Fragen über ganz andere Gegenstände. Endlich sagte sie lachend:

„Heute wäre es gewiß angenehmer Etwas über Finnland und den lezten Krieg zu hören. Ach mein guter Freund, die Wärme ist so drückend daß ich nicht denken kann."

Aberney sah mißlaunisch aus, was er seit der Ankunft Schuldfrieds gewesen war; denn es war ihm unangenehm sie zu Pferde zu sehen. Aber bei diesem Beweis von mangelndem Interesse wurde er es noch mehr. Schuldfried bemerkte sogleich die Wolke auf seiner Stirne; sie neigte ihren Kopf schief und sagte lächelnd:

„Sie dürfen nicht böse sein, Onkel, wenn ich zü-weilen unaufmerksam bin, aber dieß kommt daher daß mich manchmal eine Sehnsucht ergreift von diesem Lande reden zu dürfen das so manche blutige Kämpfe durchgemacht hat, und das ich eben deßhalb so innig, so von ganzem Herzen liebe daß ich mich nie versöhnen kann mit . . ." Eine Hand legte sich auf Schuldfrieds Lippen; es war Tante Sara.

Inzwischen war die Wolke von Aberneys Stirne verschwunden, und er begann von diesem Finnland zu reden das auch ihm lieb und theuer war. Ein Besuch des Pastors unterbrach indeß bald das Gespräch, und da Aberney jezt von diesem in Anspruch genommen wurde, so nahm Schuldfried Abschied und begab sich nach Hause. Als sie den großen Waldweg hinabritt, wunderte sich Schuldfried darüber daß sie Onkel Aberney Nichts von der Begegnung mit dem Fremden gesagt hatte. Sie konnte nicht begreifen warum sie es nicht gethan, und wäre beinahe umgekehrt um diesen Fehler gut zu machen, als ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand am Kreuzweg gelenkt wurde. Dort stand nämlich ein weißes Pferd an einen Baum gebunden. Sie erkannte es sogleich.

„Hat er seinen Weg nach Kronbrück nicht fortgesezt?" fragte Schuldfried in Gedanken; „oder warum hat er das Pferd hier gelassen?"

Jezt erhob sich eine männliche Gestalt. Er hatte von den Gebüschen verdeckt unter dem Baume gelegen wo das Pferd stand. Ehe Schuldfried an Ort und Stelle kam, hatte er sich in den Sattel geschwungen und erwartete sie zu Pferde.

„Zürnen Sie über meine Keckheit Sie hier zu

erwarten?" fragte er mit einer höflichen Verbeugung und einem verbindlichen Lächeln.

„Sie wollten ja nach Kronbrück?"

„Allerdings; aber bei näherer Ueberlegung zog ich es vor den andern Weg zu nehmen den Sie mir bezeichneten."

„Geschah es darum weil Sie dann doppelt so weit zu reiten hatten?"

„Ja, es gibt wirklich in unserem Leben Augenblicke wo wir die Zeit festzuhalten und den Weg zu verdoppeln wünschen den wir zurückzulegen haben."

„Sie sagten indeß daß Sie nicht gerne umkehren."

„Das ist wahr, aber ich kehre nicht um, sondern seze nur meinen Weg fort. Im Uebrigen liegt in den Umständen so viel was uns veranlaßt unser Benehmen zu ändern. Nur unsere Principien dürfen nie verändert werden."

Ohne eine weitere Erlaubniß abzuwarten, ritt er neben Schuldfried her.

„Wenn man Finnland zum ersten Mal besucht," sagte er im Laufe des Gesprächs, „so hat seine Natur etwas Abschreckendes durch seine tiefen Wälder, seine Moräste und seine Berge. Das Land ist für einen Nichteingebornen nicht sehr einladend."

„Das sagen Sie weil Sie dieses Land mit seinem Reichthum an Seen und seiner großartigen Natur nicht kennen. Ach, in meinen Augen ist es schön und lieblich."

„Sie sind darin geboren und erzogen. Wenn Finnland noch so häßlich wäre, so hätte es doch ein Recht auf seine schönen Töchter stolz zu sein."

„Sagen Sie lieber auf seine muthigen Söhne. Seine Männer sind wie die Felsen bei denen sie aufgewachsen sind, stark und muthig.“

Der junge Mann lächelte, indem er antwortete: „Das glauben wir alle von unsern Landsleuten.“

„Möglich, aber in diesem Fall entscheidet die Geschichte. Das Volk das mit Heldenmuth für seine Selbstständigkeit gesiegt und gestritten hat, ist von Character ein großes Volk.“

„Wie die Finnen,“ fiel der Fremde etwas ironisch ein.

„Ja, das finnische Volk ist groß von Character,“ antwortete Schuldfried mit flammenden Wangen und blickte den Fremden stolz an.

„Ich kenne Ihr Volk nicht, aber ich glaube gern was so schöne Lippen sprechen, besonders wenn es mit so vieler Begeisterung vorgetragen wird. Sie dürfen indeß nicht vergessen daß Finnland jezt ein russisches Fürstenthum ist. Es ist also nicht immer siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen.“

„Es wurde nicht besiegt, sondern verrathen. Gegen die Gewalt hat der Finne bis auf den lezten Mann gestritten, aber gegen Betrug und Verrath gibt es keinen Heldenmuth.“

„So jung und schon so heimisch in ernsten Dingen daß Sie mit Wärme Ihre Nation vertheidigen?“

Das Interesse des Fremden hatte sich bedeutend gesteigert.

„Sind wirklich hohes Alter und große Kenntnisse nöthig um die Vatererde zu lieben? Jeder Bauer hegt ja dasselbe Gefühl. Die Liebe zum Vaterland ist uns angeboren.“

„Möglich; sie ist indessen ein Instinct den nicht Alle haben. Ich kenne Menschen welche die ganze Welt als ihr Vaterland betrachten."

„Dieß müssen sehr Wenige sein."

„Glauben Sie das?" sagte der Fremde mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Ich gehöre leider zu diesen Wenigen die kein Vaterland anerkennen."

„Ich beklage Sie," versezte Schuldfried und versezte ihrem Pferde einen kleinen Schlag mit der Weidengerte die sie als Reitpeitsche benüzte.

Bleß trabte ein wenig schneller.

„Warum reiten Sie ein so schlechtes Pferd?" rief der Fremde unwillkürlich, als er eine Weile den Bauerngalopp betrachtet hatte welchen Bleß ausführte.

„Aus dem einfachen Grund weil ich kein anderes besize," antwortete Schuldfried lachend, ohne im Mindesten verlegen zu werden.

„Wer hat Sie reiten gelehrt?"

„Unser Oberknecht und ich selbst. Sie halten mich ganz gewiß für eine schlechte Reiterin. Aber das bedeutet Nichts, denn ich reite einzig und allein weil ich es angenehm finde. Ach ich möchte wie ein Sturmwind dahineilen können!"

„Wirklich! Und doch reiten Sie so langsam?"

„Durch den Wald, ja! Da lausche ich gerne auf die Seufzer der Waldfrau die durch die Bäume säuseln, und auf den Gesang der Vögel; da ist mir so wohl."

Es entstand eine kleine Pause. Schuldfried hatte ihr Pferd wieder im Schritt gehen lassen und schien

einige Augenblicke vergessen zu haben daß sie nicht allein war. Der Fremde brach das Stillschweigen.

„Sie wohnen hier in der Gegend?“

„Ja, ich bin hier aufgewachsen.“

Sie waren jezt auf einem Hügel, und durch eine Oeffnung im Wald zeigte sich ein schöner Landsee und an demselben ein Gut. Schuldfried deutete auf das Leztere und fügte hinzu:

„Dort liegt meine Wohnung Ektorp.“

„Ah!“ — Eine leichte Wolke glitt über die breite und klare Stirne des Fremden, als drängte sich ihm eine unangenehme Erinnerung auf.

„Sie sind vermuthlich ein Reisender der Finnland zum Erstenmal besucht,“ begann Schuldfried wieder, ohne die Veränderung auf seinem Gesicht zu bemerken.

„Ja ich bin Reisender und halte mich gegenwärtig in Kronbrück auf.“

„In Kronbrück! — Der Eigenthümer ist also zurückgekehrt? Er war, Gott sei Dank! mehrere Jahre nicht hier.“

„Warum sagen Sie Gott sei Dank?“

„Weil . . . weil . . . er ein Russe ist,“ antwortete Schuldfried. „Für jeden solchen der sich nicht in Finnland befindet danke ich Gott.“

Das Gesicht des Fremden verfinsterte sich, und es lag ein eigenthümlicher Ausdruck in seiner Stimme, als er antwortete;

„Sie sind unbedachtsam und vergessen gänzlich daß ich ein Fremder bin.“

„O nein; aber welchen Nuzen hätten Sie davon wenn Sie meine Worte übel deuteten? Ich habe

ja bloß gesagt was ich denke, und das kann doch kein Verbrechen sein?"

„Zuweilen doch, z. B. wenn ich selbst ein Russe wäre!"

„Sie!" — Schuldfried zerrte so stark an ihrem Pferde, daß Bleß, der an solche Bewegungen ganz und gar nicht gewöhnt war, einen heftigen Seitensprung machte und bei dieser Gelegenheit die Reiterin aus dem Sattel warf. Sogleich stand der Fremde auf dem Boden und beugte sich hinab um Schuldfried aufzuheben. Bleß, der sich frei fühlte, folgte seinem Verlangen nach dem Stalle und sprang in vollem Carriere nach Hause. Das Pferd des Fremden dagegen blieb lammfromm stehen, während sein Herr Schuldfried aufhob.

„Wie ists? Haben Sie sich beschädigt?" fragte er theilnehmend.

Ein sonderbares Spiel des Schicksals wollte daß sie sich jezt auf demselben Plaze befanden wo Constantin vor sechs Jahren Tage und Schuldfried mißhandelt hatte.

„Ich kann auf dem einen Fuß nicht stehen; ich muß ihn verrenkt haben," antwortete Schuldfried, die bei dem Versuche zu stehen vor Schmerz todesblaß wurde.

Mit starken Armen trug der Fremde sie auf eine weiche Grasbank wo er sie niedersezte.

„Dieses Ihr Mißgeschick muß ich auf mein Gewissen nehmen," sagte er. „Wie stehts mit dem Fuße?" fügte er sanft hinzu. „Wenn Sie nicht hier bleiben wollen, so reite ich auf Ihr Gut und schaffe einen Wagen her; oder wenn Sie auf meinem Pferde

sizen zu können glauben, so will ich Sie zu Fuße begleiten. Das Gehen wird, wie Sie selbst finden, unmöglich."

„Ach da will ich lieber Ihr Pferd benüzen. Sie sind gar zu gütig daß Sie es mir so ritterlich anbieten." — Schuldfried lächelte.

„Aber Sie dürfen nicht länger hier bleiben, denn Ihr Fuß erfordert baldige Hilfe, und bis ich nach Kronbrück zum Arzte komme, steht es noch lange an."

„Zum Arzte!" rief Schuldfried erschrocken. „Nein, um Gottes willen schicken Sie nach keinem Arzt. Man wird mich daheim schon pflegen."

Das Wort Arzt erinnerte sie an das einzige Mal wo sie eines solchen bedurft hatte.

„Und man wird es schlimmer machen. Das ist wahrscheinlich."

Er beugte sich hinab um Schuldfried aufzuhelfen, aber sie schob sachte seinen Arm zurück und sagte:

„Ich bin schon manchmal gefallen und habe mir wehe gethan, aber ich habe nur ein einziges Mal ärztliche Hilfe gebraucht. Versprechen Sie mir daher daß Sie keinen Arzt schicken wollen."

„Ich verspreche Nichts; aber ich sage mit aller Bestimmtheit daß Sie hier nicht länger bleiben dürfen." Ehe Schuldfried noch weitere Einwendungen machen konnte, war sie vom Boden aufgehoben und auf das Pferd gesezt.

„Thut der Fuß sehr weh?" Schuldfried konnte vor Schmerz kein Wort sagen; auch erwartete er keine Antwort, sondern nahm das Pferd beim Zügel und brachte so das arme Mädchen nach Ektorp. Kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt. Am Thor

bat Schuldfried ihren Begleiter, er möchte anhalten und ihr aus dem Sattel helfen, was er auch that. Sie sezte sich auf eine kleine Bank die dort stand, und als er sie über den Hof führen wollte, sagte sie:

„Nein, lassen Sie mich hier bleiben. Wenn Sie sich entfernt haben, will ich Jemand zu Hilfe rufen."

„Warum erlauben Sie nicht daß ich Sie die wenigen Schritte über den Hof begleiten und stüzen darf?"

„Meine Mutter sieht nicht gern Gäste," antwortete Schuldfried. Er betrachtete sie einige Minuten, als wäre er unschlüssig ob er gehorchen solle oder nicht; dann nahm er seine Müze ab, machte eine achtungsvolle Verbeugung und entfernte sich mit den Worten:

„Leben Sie wohl! Möge Ihr Fuß bald gut werden!"

Ehe Schuldfried einige Worte des Dankes stammeln konnte, hatte er sich auf sein Pferd geschwungen und enteilte ventre à terre. Sie blickte ihm wehmüthig nach. Es kam ihr vor als ob der Buchfink der zwitschernd auf dem Baum über ihrem Kopfe saß eine ganze Menge trauriger Geschichten erzählen wollte. Eine eigenthümliche Unruhe und Qual erfüllte ihre sonst so ruhige Brust, und eine stille Ahnung flüsterte daß die Geschichte mit dem Fuß Unglück bedeute. Endlich als sie von dem enteilenden Reiter nichts mehr sah, begann sie zu rufen, und nach einer Weile erschien Annika in der Küchenthüre; da eine hohe Syringenhecke die Bank verdeckte wo Schuldfried saß, so konnte die Alte sie nicht

sehen, sondern ging erst nach einigen wiederholten Rufen auf die Richtung los woher die Töne kamen.

„Was gibts? Warum schreist Du so schrecklich?"

„Liebe Annika, ich habe den Fuß verrenkt und kann nicht vom Fleck," antwortete Schuldfried.

„Herr mein Vater, was ist das? Hast Du den Fuß verrenkt? Wie Du aussiehst! Ganz verrückt wie eine Landstreicherin! Jezt begreife ich; Du bist ausgeritten. Das Mädchen, das Mädchen, es stürzt gewiß noch in sein Verderben . . ." Hier unterbrach sich Annika plözlich, denn Schuldfried wurde sehr blaß.

„Peter, Peter," begann die Alte einem Knecht zuzurufen der des Weges kam; „trag das Fräulein hinauf, sie hat sich den Fuß verlezt."

Annika ging selbst hadernd voran, und Peter folgte mit Schuldfried, die er auf Jungfer Annikas Befehl in ihr Zimmer hinauftrug.

Als man ihr den Strumpf auszog, zeigte es sich daß der Fuß geschwollen war. Annika wusch ihn mit Branntwein, während sie mit Schuldfried überlegte wie man es vermeiden könne Frau Smith wenigstens an diesem Abend noch Etwas zu sagen. Troz aller Bemühungen Annikas wurden die Schmerzen immer stärker, und die Alte wurde ganz trostlos, als der Versuch den Fuß durch Ziehen wieder ins rechte Geleise zu bringen ohne Erfolg blieb.

„Es wird wohl das Beste sein, liebes Herzchen, wenn Ivar oder Peter nach Kronbrück zum Doctor hinüberreitet," sagte Annika. In diesem Augenblick hörte man einen Wagen vorfahren und vor dem Gitterthor anhalten. Dieß war etwas so Außer=

ordentliches daß Annika troz ihrer Angst von der stöhnenden Schuldfried hinweg und ans Fenster sprang.

„Ein fremder Herr und das mitten in diesem Elend,“ rief sie und eilte hinaus. Im Vorhaus traf sie den Ankömmling, einen ältern Mann von vortheilhaftem Aeußern. Annika erkannte sogleich Dr. Wagner.

„Man hat mir gesagt daß Fräulein Smith sich verlezt habe,“ sagte der Doctor.

Annika stierte ihn an, und in ihrem Kopf spuckten wunderliche Ideen von Waldgeistern und dergleichen die Botendienste verrichtet hätten. Wer sonst hätte nach dem Doctor schicken können, und wie ließ es sich natürlich erklären daß er gerade in dem Augenblick kam wo sie seine Hilfe wünschte? Als die Alte nichts antwortete, fuhr Wagner fort:

„Sollte man etwa Spott mit mir getrieben haben, und sollte Fräulein Smith meiner Hilfe nicht bedürfen?“

„Ach Du lieber Gott, freilich bedarf sie Hilfe; aber es ist so wunderbar, es ist . . . es ist . . .“ — Annika verneigte sich einmal ums andere und führte den Doctor zu Schuldfried hinauf.

Er grüßte die Patientin, die bei seinem Anblick die Farbe wechselte, mit ausgesuchter Höflichkeit, untersuchte den beschädigten Fuß und fand daß er gänzlich verrenkt war. Mit einigen gewählten Worten bat er Schuldfried um Entschuldigung daß er genöthigt sei ihr Schmerz zu verursachen. Schuldfried überstand jedoch den Schmerz mit bewundernswürdiger Geduld und ohne daß ein Laut der Klage über

ihre Lippen kam. Der Doctor verschrieb hierauf einige Umschläge.

Als der Wagen mit dem Arzt weiter rollte, kam Frau Smith langsam aus dem Garten. Die verflossenen sechs Jahre hatten die Runen des Kummers noch tiefer in ihre Züge eingegraben. Ihr ganzes Aussehen schien von Schmerz versteinert zu sein. Bei ihrem Eintritt in die Vorhalle rief sie Annika, die sogleich aus Schuldfrieds Zimmer herabkam.

„Ich meinte ein Wagengerassel zu hören,“ sagte Frau Smith. „War ein Gast da?“

„Ja, der Doctor von Kronbrück,“ antwortete Annika ganz dreist.

„Was sucht er hier?“

„O, drum hat Schuldfried . . .“

„Schuldfried, Schuldfried,“ wiederholte Frau Smith, indem sie auf die Alte zutrat. „Was ist ihr begegnet?“

„Sie hat den Fuß verrenkt. Aber es ist nichts Gefährliches, der Doctor hat ihn bereits eingerichtet.“

Ohne mehr anzuhören, ging Frau Smith zu ihrer Tochter hinein. Annika murmelte:

„Gott sei Dank daß sie nicht fragte wie der Doctor hieherkam, denn da hätte ich ihr nicht antworten können.“

Wir versezen uns jezt nach Kronbrück. Der große Herrensiz hatte seit dem vor drei Jahren erfolgten Tod des Generals leer gestanden. Constantin befand sich, als sein Vater starb, auf einer See-

expedition. Jetzt nach sechs Jahren kam der junge Eigenthümer ganz plözlich in Begleitung zweier russischen Edelleute die leidenschaftliche Jäger waren auf seinem Erbgute an.

Das Schloß in Kronbrück war ein viereckiges Gebäude mit zwei großen Flügeln. General Canitz hatte die Zimmer mit fürstlicher Pracht einrichten und möbliren lassen. Da war aller Luxus angehäuft der den Geschmack des reichen Russen kennzeichnete. Das Haus mit seinen Marmorsäulen und Balconen war ein wahrer Palast. Der größte Saal im ersten Stock, der mitten im Hause lag und quer durch dasselbe ging, mit Fenstern die bis auf den Boden reichten, und Glasthüren die zum Balcon hinausführten, kann als Probe für die Einrichtung der übrigen Gemächer dienen. Die Tapeten daselbst waren von grauem Seidendamast mit eingewobenen Blumen in Roth und Silber. Die zwischen den Fenstern angebrachten Spiegel waren in versilberte Rahmen eingefaßt, mit Einlagen von den prächtigsten Crystallen und Mineralien. Die Möbel, von versilbertem Holz, waren mit demselben Zeug überzogen woraus man die Tapeten genommen. Ein großer und vier kleinere silberne Kronleuchter mit rothen Gläsern hingen von der Decke herab, und in allen Ecken des Salons standen Marmorgruppen die silberne Candelaber hielten.

Die Vorhänge waren mit kostbaren Borten und Quasten von Roth, Grün und Silber versehen.

Auf einem der vielen kleinen Sophas die sich in diesem Zimmer befanden, lag an demselben Abend wo Schuldfried ihre Begegnung mit dem Fremden

gehabt der junge Eigenthümer von Kronbrück. Die Glasthüren nach dem Gartenbalcon standen offen und ließen balsamische Blumendüfte hereinströmen.

Lothar Constantin Canitz war um diese Zeit etwa zwei und zwanzig Jahre alt und hatte ein höchst vortheilhaftes Aeußere. Die hohe und breite Stirne war so frei und offen, daß es schien als könne sie von keinen Wolken beschattet werden. Die tief liegenden, großen und dunkeln Augen hatten einen gemischten Ausdruck von Intelligenz, Milde, Feuer, Leidenschaft und Kühnheit. Das Gesicht war geradezu oval, die Nase fein geschnitten, der Mund klein und mit blendend weißen Zähnen versehen; ein dunkles Haar und dito Backenbart umrahmten das Gesicht.

Für den Augenblick schien Constantin von unruhigen Gedanken gequält zu sein. Einmal ums andere sah er auf seine Uhr, und da ihm dieß keine Zerstreuung gewährte, ergriff er endlich eine silberne Glocke, die auf einem Marmortischchen neben ihm stand, und klingelte heftig. Ein Bedienter in grüner und rother Livree erschien sogleich.

„Ist der Doctor zurückgekommen?“ fragte Constantin den Eintretenden auf russisch.

„Nein, noch nicht,“ lautete die Antwort die in derselben Sprache abgegeben wurde.

„Sage ihm, sobald er kommt, daß ich warte.“ — Dieselbe Frage und derselbe Auftrag wiederholte sich jezt zum siebenten Mal, seit der Doctor Kronbrück verlassen hatte. Als der Bediente nach einer tiefen Verbeugung das Zimmer verließ, begann Constantin in sichtbarer Ungeduld auf und ab zu gehen. Endlich

blieb er bei einer der aufgeschlagenen Glasthüren stehen und schaute hinaus. In der Ferne zeigte sich der See. Die Sonne lehnte ihre glühende Wange an seinen kühlen Schooß.

Welcher Art auch die Betrachtungen waren die den jungen Mann beschäftigten, so wurde er bald durch den Eintritt einer Person darin gestört. Constantin wandte sich sogleich um und Dr. Wagner kam auf ihn zu.

„Nun Doctor, wie stehts?" fragte Constantin auf französisch.

„Den Fuß habe ich jezt eingerichtet, aber sie muß sich zwei bis drei Wochen ruhig halten und darf sich gar nicht rühren," antwortete der Doctor mit einem verbindlichen Lächeln.

„Ich versprach Ihnen die größtmögliche Belohnung, wenn Sie den Schaden bald heilen würden."

„Herr Baron, meine Kunst kann nur der Natur zu Hilfe kommen; wir Aerzte sind keine Götter."

„Nein, das merke ich wohl; und wahrlich, ich weiß nicht was Ihre Kunst nüzen soll wenn die Natur die größte Arbeit verrichten muß." — Constantin warf sich auf einen kleinen Sopha den er an die offenen Glasthüren geschoben hatte.

„Sie dient dazu einen verrenkten Fuß einzurichten, einen gebrochenen Arm zu verschienen, Wunden die man sich zugezogen hat zu heilen, ferner . . ."

„Aha, Sie haben ein gutes Gedächtniß, merke ich. Wissen Sie was, Doctor, Sie sind ein eigenthümliches Gemisch von Schlauheit und Keckheit, von demüthiger Kriecherei und dreister Offenheit. Sie sind, wie alle Ihre Landsleute, eine wunderliche Zu-

sammensezung aus einem Schurken und einem ehrlichen Kerl."

Ueber die lächelnden Züge des Doctors flog ein drohender Ausdruck, aber so schnell daß er keine Spur hinterließ.

„Was Sie über mich und meine Landsleute bemerken, das kann man, wage ich zu behaupten, von allen Leuten sagen. In jedem Winkel unsers Innern findet sich immer der Same woraus ein Schurke gebildet werden kann. Es kommt ganz auf die Verhältnisse an worein wir kommen, ob der Schurke oder der ehrliche Mann die Oberhand behält."

„Oder ob sie Hand in Hand gehen werden, wie bei Ihnen?"

„Ganz richtig, aber jezt muß ich Sie verlassen." Der Doctor machte einen tiefen Bückling. Constantin streckte die Hand aus und sagte lächelnd:

„O glauben Sie nicht daß Sie mir so leicht davon kommen. Gurtzskow und Brunskowirtz sind auf der Jagd. Ich bin also allein und wünsche daß Sie mir heute Abend Gesellschaft leisten. Ich habe allerlei mit Ihnen zu plaudern; es ist sehr lange her daß wir uns nicht mehr vertraulich unterhielten. Sie müssen mir also für den Rest des Tages Gesellschaft leisten."

„Mit dem größten Vergnügen," antwortete der Doctor verbindlich, legte seinen Hut weg, schob einen Lehnstuhl vor und wollte sich eben sezen, als Constantin sagte:

„Haben Sie die Güte zu klingeln. Wir können unmöglich reden, wenn wir nicht Pfeifen und Wein haben."

Als der Doctor nach der Klingel griff, warf er einen düstern Blick auf den jungen Mann der ihn mit einer gewissen gleichgiltigen Ueberlegenheit behandelte.

Einige Augenblicke später finden wir den Arzt und den Eigenthümer von Kronbrück mit Pfeifen im Mund und mit Gläsern vor sich, aus denen sie einen sehr edeln Traubensaft nippten. Eine lange Pause war entstanden. Der Doctor schien gänzlich damit beschäftigt seine außerordentlich kleinen Füße zu betrachten. Constantin dagegen schaute gedankenvoll die Rauchwirbel an. Seine Nachdenklichkeit war wirklich, aber des Doctors Bewunderung für seine Stiefel war rein fingirt, weil er von Zeit zu Zeit auf Constantin einen lauernden Blick warf. Endlich brach Lezterer das Schweigen. Er heftete seine durchdringenden Augen auf den Doctor und fragte:

„Haben Sie Nichts von Ihrer neuen Patientin zu erzählen?“

„Ich habe Ihnen ja bereits über ihren Gesundheitszustand berichtet,“ antwortete der Doctor ganz gleichgiltig, ohne scheinbar verstehen zu wollen daß Constantin von ihr zu hören verlangte.

„Ei wie, spielen Sie nicht den Einfältigen. Sollten Sie Ihren Scharfsinn so gänzlich verläugnen um . . .“

„Um nicht zu ahnen daß ganz andere Gefühle als Mitleid Ihnen Unruhe um das Schicksal des Mädchens einflößen, wollen Sie sagen. O nein, ich verstehe Ihre Gefühle jezt vollkommen eben so gut wie früher, aber jezt schweige ich und warte auf Ihr

Geständniß daß Sie das Mädchen nicht bloß schön, sondern unwiderstehlich reizend gefunden haben. Sie gleicht einer üppigen Rose die mit ihrer Schönheit und ihrem Duft selbst einen Heiligen verlocken kann sie brechen zu wollen. Und daher kommt Ihr Interesse."

„So!" Constantin lächelte beinahe höhnisch. „Sie glauben also ich könne kein Mitleid empfinden, wenn es nicht in meinen egoistischen Begierden seinen Ursprung habe?"

„Vom Glauben, Herr Baron, ist hier nicht die Rede; ich bin vollkommen überzeugt daß es sich so verhält; aber Sie wollten nicht davon mit mir reden, sondern von dem schönen Mädchen da drüben auf dem kleinen Ektorp."

„Sie haben Recht. Was ich bin, wie viel Gutes oder Böses in mir liegt, das weiß noch Niemand, nicht einmal ich selbst, und am allerwenigsten Sie."

Es enstand eine Pause.

„Sahen Sie des Mädchens Mutter?" fragte Constantin.

„Nein, nur die alte Magd."

„Wissen Sie Etwas von den Bewohnern Ektorps?"

„O ja, eben so viel wie alle Andern hier in der Gegend, vielleicht noch Etwas mehr. So z. B. weiß ich daß dieses Mädchen, dessen Schönheit Sie jezt eingenommen hat, dasselbe Kind ist das Sie vor sechs Jahren mißhandelten."

„Wirklich? Ich fürchtete es in Wahrheit." — Constantin sah betrübt aus. — „Noch mehr; ich meinte in diesen schönen Zügen das Gesicht des Kin-

des zu erkennen, als es bewußtlos dalag und Sie mich zwangen zu entfliehen."

„Ferner weiß ich daß die Mutter ein gänzlich abgeschiedenes Leben führt. Sie geht mit Niemand um, fährt niemals aus, außer dreimal jährlich in die Kirche, empfängt nie einen Besuch außer vom Pastor. In dieser Einsamkeit hat sie ihre schöne Tochter erzogen, die ohne allen Zwang aufwachsen durfte. Sie ist in Bezug auf Gewohnheiten und Benehmen ein Naturkind, aber an Geistesbildung den meisten Mädchen ihres Alters überlegen. Ferner weiß ich Etwas was Sie vielleicht selbst nicht wissen, nämlich daß Frau Smith von dem General, Ihrem Vater, Ektorp auf zwölf Jahre gepachtet hat, und daß dieser Pacht jezt erneuert werden oder die Wittwe abziehen muß. Das gibt natürlich ein Geschäft zwischen Ihrem Verwalter und der alten Dame." — Des Doctors Augen ruhten mit einem beinahe boshaften Ausdruck auf Constantin.

„Nun das sind ja ganz gleichgiltige Sachen," bemerkte dieser.

„Allerdings; aber wer weiß wozu die Kenntniß davon in Zukunft führen kann? Es ist immer gut zu wissen auf welchem Fuß man mit Leuten steht für die man sich interessirt. Der eigene Vortheil ist der Ursprung aller Ergebenheit."

„Welche abscheuliche Lebensphilosophie!"

„Möglich, aber gleichwohl ist sie es der wir alle in unserer Handlungsweise huldigen."

Constantin zuckte verächtlich die Achseln, als wollte er andeuten daß er diesen Einwurf ganz und gar keiner Antwort werth finde.

„Von wem hat das Mädchen die ungewöhnliche Geistesbildung erhalten von der Sie sprechen?“

„Theils von ihrer Mutter, theils von einem Nachbar, Professor Aberney, dem Eigenthümer von Junta.“

„Dem Vater des Jungen der an jenem abscheulichen Tage so hartnäckig das Mädchen zu vertheidigen suchte?“

„Er ist nur Pflegevater. Der Professor ist Junggeselle und ein Mann von etlichen und vierzig Jahren, stattlich in seinem Aeußern und ein echter Finne von Character.“

„Ich verstehe, ein Stierschädel.“

„Ja wenn Sie die unerschütterliche Festigkeit, Rechtschaffenheit und warme Vaterlandsliebe welche das finnische Volk auszeichnen so nennen wollen.“

„Wann wurden Sie, Doctor, ein solcher Bewunderer dieses „trägen und halsstarrigen“ Volks?“

„Mit Erlaubniß, Herr Baron, ich bewundere nicht, sondern spreche bloß von einer Thatsache.“

„Gut, wollen Sie jezt hören was ich in Bezug auf das Mädchen wünsche?“

„Brauchen Sie es wirklich zu sagen? Ich sollte meinen, das wäre vollkommen überflüssig. Fürs Erste, das Mädchen soll nicht erfahren daß Sie Constantin Canitz sind. Sie soll Sie für Gurtzskow oder irgend einen Andern halten, nur nicht für den Eigenthümer von Kronbrück. Ferner wollen Sie durch mich eine Correspondenz zu Stande bringen, und endlich soll ich das Terrain sondiren, damit Sie erfahren wie Sie mit dem Mädchen in Berührung kommen können.“

Constantin sprang vom Sopha auf, stürzte ein volles Glas hinab, lief einmal im Zimmer hin und her, und blieb dann mit gekreuzten Armen vor dem Doctor stehen, indem er langsam sagte:

„Haben Sie das Mährchen gelesen wie der Teufel Seelen wirbt?"

„Nein, ich lese niemals Mährchen."

„Das ist Schade, sonst würden Sie sich selbst darin erkannt haben, denn er macht es ganz wie Sie. Er nimmt die schönsten Vorsäze eines Menschen und wendet sie zum Bösen. Dieß geht so zu, daß er, im Augenblick wo ein guter Beschluß gefaßt wird, der menschlichen Schwachheit alle möglichen Mittel zeigt wie sie ihre Leidenschaft befriedigen kann. Das thun auch Sie. Als ich mich von dem Mädchen entfernte, beschloß ich sie nie wieder zu sehen. Ich schickte Sie hin, damit sie baldige Hilfe erhalten sollte, weil ich mich für den Urheber des Unglücks ansah. Ich wollte unerkannt bleiben, damit in ihr keine unangenehme Erinnerung an unser kurzes Beisammensein erwachen sollte. Endlich wollte ich Ihnen meinen Wunsch mittheilen von ihrer öconomischen Stellung Kenntniß zu erhalten, und dann sollten Sie sagen daß der Fremde der ihr die Unannehmlichkeit mit dem verrenkten Fuße zugezogen habe jezt wieder abgereist sei. Alles das war, auf Ehre und Seligkeit, meine feste Absicht."

„In diesem Fall können Sie ja Ihre schönen und romantischen Vorsäze auch ausführen."

Constantin that in sichtlicher Aufregung wieder einen Gang durch das Zimmer. Des Doctors Blick folgte ihm.

„Ich möchte wissen,“ begann Constantin wieder, indem er vor den offenen Glasthüren stehen blieb, „ob mein Vater nicht einen schrecklichen Mißgriff beging als er Sie zu meinem Gouverneur machte. Sie waren der Mann den ich bis zur Anbetung liebte. Sie besaßen also eine unbegrenzte Gewalt über mich, Sie hätten mich mit Ihrem überlegenen Verstand leicht vom Bösen abhalten können, und gleichwohl gab es kaum eine Ausschweifung oder unrichtige Handlung in meinem Jünglingsleben, die nicht aus dem Samen erwachsen wäre den Sie in mein Inneres gelegt hatten.“

„Wenn es so wäre, wie konnten Sie mich dann einen ehrlichen Mann nennen?“

„In Ihrem Verhältniß zu mir als Lehrer habe ich Sie nie ehrlich genannt, sondern gerade darin waren Sie ein Schurke.“

„Und dennoch haben Sie mir den Plaz verschafft den ich jezt besize?“

„Das that ich aus zwei Gründen. Erstens weil Sie durch Ihre Hofmeisterstelle bei mir eine Zeit vergeudeten die Sie nüzlicher hätten anwenden können. Ich stand bei Ihnen in einer großen Schuld die ich nicht so leicht abtragen konnte. Ihr Einkommen als Hofmeister konnte Ihnen den Verlust der Zeit die ich Sie kostete nicht ersezen. Um meine Schuld zu bezahlen, mußte ich es so einrichten daß Sie ein Amt erhielten das mit Ihren Ansprüchen übereinstimmte.“

„Und dieß glauben Sie von der Stelle die ich jezt inne habe? Warum nicht eben so wohl von der-

jenigen die Ihr Vater mir bei der Fürstin N. verschaffen wollte?"

„Darum weil Sie dann in Rußland hätten leben müssen, bei einer Russin, umgeben von Allem was Ihre gehässigen Gefühle gegen die Unterdrücker Polens hätte wecken können. In Rußland würde jede Spur eines bessern Instinctes in Ihnen vertilgt worden sein. Hier dagegen, in einem Lande dessen Volk den Leiden fremd war die Ihr eigenes getroffen, gab es Nichts was die schlummernde Erbitterung in Ihrer Seele weckte. Dem ehrlichen Manne Wagner verschaffte ich durch meinen Vater die Stelle als Bezirksarzt und machte ihn zum Arzte für Kronbrück, weil ich vollkommen überzeugt war daß Sie da ein hinreichendes Feld für Ihre Thätigkeit und Menschenliebe erhalten würden. Die vergangenen Jahre haben mir gezeigt daß ich Sie nicht unrichtig beurtheilte. Sie sind bei Arm und Reich beliebt und hochgeschäzt. Sie waren der Freund der Armen, der Beistand der Reichen, Sie haben als Arzt und Mensch gewissenhaft Ihre Pflicht erfüllt."

„Und gleichwohl nannten Sie mich so eben noch einen Schurken," fiel der Doctor mit seinem geschmeidigen Lächeln ein.

„Ja und das thue ich noch jezt, denn die Lebensphilosophie die Sie mir beibringen wollten, verräth einen Schurken. Die Geschicklichkeit womit Sie auf den Saiten meines Innern spielten, so daß Sie vor der Zeit meine Begierden erregten, verräth einen Schurken, und wenn ich heute nicht ein grundverdorbener junger Mann mit einem von Ausschweifungen vertrockneten Herzen bin, so ist dieß nicht

Ihr Verdienst, sondern diese Ehre gebührt meinen Naturanlagen und dem Umstand daß ich mehrere Jahre hindurch von dem schleichenden giftigen Einfluß Ihrer Lehren getrennt war." Constantin verstummte.

Dr. Wagner schien nicht geneigt das Gespräch fortzusezen. Er rauchte ganz gleichgiltig seine Pfeife und ließ den jungen Baron ungestört in den Betrachtungen fortfahren worein er versunken war. Plözlich wandte sich Constantin an den Doctor:

„Warum wollten Sie einen moralisch elenden Menschen aus mir machen? Warum haben Sie bei jeder Versuchung die Mittel angedeutet wodurch ich meine unedlen Wünsche befriedigen könnte? Sie haben somit Alles gethan damit ich untergehen sollte?" Constantins Stimme war gereizt.

„Herr Baron, Sie haben sich selbst aufgeregt, und deßhalb erscheint Ihnen Alles in einem falschen Licht, sonst würden Sie einsehen daß ich nur nach meinen Grundsäzen gehandelt habe. Ich bin all diesen Vorurtheilen die dem großen Haufen als Geseze gelten fremd, und ich habe Sie behandelt ohne dieselben dazwischen treten zu lassen. Ich habe die Ueberzeugung daß ein junger Mann von allen Verhältnissen des Lebens Kenntniß erhalten muß, um vom Leben selbst eine wahre Anschauung zu bekommen. Er muß den schäumenden Pocal des Genusses gekostet haben, um seine eigene Schwäche und Stärke kennen zu lernen. Meine Lebensphilosophie lautet dahin daß wir unser Dasein genießen sollen. Ist diese Ansicht unrichtig, so mögen Sie mich beklagen, aber nicht anklagen; denn sie ist einmal die

meinige und eine andere konnte ich Ihnen nicht beibringen."

„Ihr eigenes Leben ist durchaus keine Reihenfolge von taumelnden Genüssen, sondern ganz untadelhaft."

„Warum? Weil meine Genüsse nicht von der gleichen Art sind wie bei andern Menschen. Ich liebe den Wein, aber nur in mäßigem Gebrauche; ich habe noch nie ein Weib gefunden das mir reizend erschienen wäre. Dieß hat zur Folge daß ich mich niemals den Freuden des Weins oder der Liebe hingegeben habe. Ich habe eine Hauptleidenschaft, das sind meine Studien. Ihnen gebe ich mich hin und genieße sie mit vollen Zügen. Mein Beruf als Arzt ist mir theuer. Dieß der Grund warum ich ihm sorgfältig nachkomme. Wenn es mir kein Vergnügen machte, so würde ich ein saumseliger und gleichgiltiger Doctor sein. Denn wir thun nur das gut was uns Freude gewährt. Ich überlasse mich ohne Zwang Allem was das Leben angenehm machen kann. Es ist nicht meine Schuld, Herr Baron, wenn die Natur mir weniger Mittel zum Genuß verliehen hat als Ihnen."

Wiederum entstand eine kleine Pause, worauf der Doctor von etwas Anderem zu reden anfing, und bald war es ihm gelungen Constantins Interesse so sehr an den Gegenstand zu fesseln den er behandelte, daß dieser ihr früheres Gespräch vergessen zu haben schien.

Wenige Menschen besaßen ein größeres Talent mit ihrer Beredsamkeit zu interessiren und zu fesseln als Dr. Wagner, und gerade das machte ihn so ge-

fährlich, wenn er seine in sittlicher Beziehung so gefährlichen Sophismen verfocht.

Die beiden Herren nahmen ein leckeres Abendbrod zu sich. Es war Mitternacht vorüber, als der Doctor nach seinem Hute griff um nach Hause zu gehen. Er bewohnte den linken Flügel, der an und für sich einen stattlichen Herrensiz ausmachte.

Constantin reichte dem Doctor zum Abschied die Hand und ließ ihn bis an die Thüre gehen, ohne über seinen morgigen Besuch bei Schuldfried ein Wort zu sagen. Der Doctor hütete sich wohl den Gegenstand zu berühren. Er wollte eben öffnen, als Constantin mit erkünstelter Gleichgiltigkeit sagte:

„Wann besuchen Sie morgen Ihre junge Patientin?"

„In aller Frühe," lautete die Antwort. Noch eine Verbeugung, ein Druck auf das Schloß und der Doctor verschwand.

Constantin blieb mitten im Zimmer und schaute noch immer nach der Thüre. Er murmelte vor sich hin:

„Welche höllischen Gedanken und Wünsche hat nicht dieser Dämon in meiner Brust erweckt! Ach welch ein erbärmliches Werkzeug bin ich nicht in dieses Menschen Hand! Aber bin ich denn wirklich der schwache Character der sich von Leidenschaften beherrschen läßt die ihm ein Anderer einimpft? Ach! Ich weiß selbst nicht was ich bin, bis ein mächtiges und starkes Gefühl die Seele beherrscht und in die Saiten des Herzens greift. Bisher habe ich keine von diesen innern Kräften empfunden die aus uns Sterblichen entweder Größen oder Erbärmlichkeiten

machen. Ich habe nie Eltern, nie eine Familie besessen, nie Liebe weder zu Vater noch zu Mutter empfunden; ich habe nie einen Freund und, was noch schlimmer ist, nie ein Vaterland gehabt. Mit einem Vater der von seinem Vaterland abgefallen, einer Mutter die ich nie gekannt, ist sogar mein Blut gemischt, und nicht einmal der Instinct fesselt mich mit Vorliebe an Landsleute oder eine Vatererde. Ich gehöre zu einer Nation die ich verachte; ich diente einem Monarchen den ich verabscheue; meine ganze Stellung ist geeignet in meinem Innern dieses Chaos von Bösem und Gutem hervorzurufen das bisher meinen Character gekennzeichnet hat. Ich, der reiche und mächtige Canitz, bin sehr beklagenswerth; denn mit 22 Jahren bin ich lebenssatt und besize nichts Anderes als einen Reichthum wofür ich mir Alles kaufen kann, nur keine wirklichen Freunde, keine Eltern, kein Vaterland und kein Glück. Der Ueberfluß kann einen Sinnenrausch schaffen und Gelegenheit geben unsere Launen zu befriedigen, aber nicht einen einzigen glücklichen Augenblick schaffen."

Am folgenden Morgen, als der Doctor eben seinen Cafe trinken wollte, trat Constantin in seine elegante und behagliche Wohnung. Wagner saß in einer großen Bibliothek, deren sämmtliche Wände mit vollen Bücherschränken besezt waren. Bei Constantins Anblick erhob er sich sogleich und begrüßte ihn mit ausgesuchter Höflichkeit, indem er sagte:

„Was verschafft mir so frühe die Ehre Ihres

Besuchs, Herr Baron?" Bei sich dachte er: „Ich war überzeugt daß er vor meiner Wegfahrt noch kommen würde, und ich will mein Leben daran sezen daß er einen Brief mitbringt den ich dem Mädchen geben soll."

„Ich wollte Sie vor Ihrer Abfahrt treffen, lieber Doctor, um Sie zum Mittagessen einzuladen," sagte Constantin.

„Ich nehme die Einladung mit großem Danke an. Sobald ich von meinen Krankenbesuchen heimkomme, werde ich die Ehre haben mich einzufinden."

Constantin sprach von einigen gleichgiltigen Sachen und entfernte sich dann zu nicht geringer Ueberraschung des Doctors, der einen Vertrauensauftrag erwartet hatte.

„Was beabsichtigte er eigentlich mit diesem Besuch?" fragte Wagner sich selbst. „Solche Einladungen läßt er sonst immer durch die Dienerschaft ergehen; folglich war diese hier nur ein Vorwand. Er, der reiche und stolze Canitz, sollte sich einer Einladung wegen persönlich bei Wagner einfinden? Unmöglich." Der Doctor lächelte höhnisch und ging an das Cafetischchen zurück das er verlassen hatte. Als er die Tasse aufhob, bemerkte er einen Brief der daneben lag. Er war an ihn adressirt.

„Aha!" sagte der Doctor mit einem sardonischen Lächeln; „jezt erklärt sich die große Artigkeit." Er wog den Brief in der Hand und hielt in Gedanken folgenden Monolog:

„Was enthält wohl das da? Laß uns darüber nachdenken. Nun, einige Phrasen darüber daß ich mit meinen Redensarten seinen schlechteren Menschen

geweckt habe u. s. w. und dann bittet er mich zu guter Lezt einen Gruß oder ein Billet an das Mädchen zu bestellen das ich behandle. Pah! Der Tropf besizt nicht einmal moralische Kraft genug um den Bruder Liederlich zu spielen, ohne deßhalb Andere anzuklagen." Die lächelnde Miene des Doctors veränderte sich plözlich und nahm ein Gepräge unversöhnlichen Hasses an, indem er fortfuhr: „Du täuschest Dich, weichlicher Jüngling, wenn Du glaubst daß ich Dich einzig und allein zu Ausschweifungen verleiten wolle. Nein, ich will Deinen Untergang; ich wünsche aus Deinem Leben eine Kette von Qualen und Verbrechen machen zu können die Dein Inneres mit den Martern der Angst zerfleischen sollen, wenn Dein stolzes Herz zum Bewußtsein seiner Selbsterniedrigung erwacht. Was müßtest Du nicht erleiden, wenn es einen Vergleich mit dem Unheil aushalten sollte das Dein Geschlecht über die Meinigen gebracht hat!"

Er erhob sich heftig und erbrach das Siegel. Der Brief enthielt ein Billetchen an Fräulein Smith und folgende Zeilen an Wagner:

„Sie haben mir Ihre Botendienste angetragen; folglich, bester Doctor, beleidige ich Sie nicht mit dem Auftrag. Uebergeben Sie inliegendes Briefchen an seine Adresse, aber am Liebsten so daß sie es erst findet wenn Sie sich entfernt haben."

„Keine Anklagen," murmelte der Doctor, „um so besser." Er steckte den Brief ein. „Ich kannte Dein schwaches Gemüth zu gut, um nicht zu wissen daß Du Dich an der Angel verfangen würdest die ich auswarf."

Eine Viertelstunde später rollte des Doctors Wagen nach Ektorp.

Auf dem Sopha der gerade vor dem Fenster in Schuldfrieds Zimmer stand, lag das junge Mädchen und sah betrübten Blickes auf die belaubten Bäume, die im Winde nickten, und auf die Wellen des Sees, die langsam von dem Ufer wegrollten. Beide Fenster waren offen, und die leichten Sommerwinde kamen mit den Armen voll von Samenduft, und flogen in das jungfräuliche Gemach des Mädchens, um ihre frischen Wangen zu liebkosen.

Frau Smith hatte die ganze Nacht bei der Tochter zugebracht, aber am Morgen sie verlassen, weil Annika den Arzt erwartete und die scheue Wittwe keinen Fremden treffen wollte.

Annika war äußerst geschäftig gewesen, hatte Blumen hereingebracht, die Umgebung des Sophas mit Laub geschmückt und alles Mögliche gethan um ihren kleinen Wildfang nicht gar zu sehr durch die Gefangenschaft leiden zu lassen.

Schuldfried hinwiederum war außerordentlich zerstreut und achtete nicht auf die tausenderlei Aufmerksamkeiten wodurch die alte Dienerin ihre Ergebenheit zeigen wollte. Es schien klar daß Etwas sie quälte. Endlich konnte Annika die Frage nicht unterdrücken:

„Mein Herr und Gott, liebes Kind, thut der Fuß so schrecklich weh oder was fehlt Dir denn? Es ist gerade als hättest Du Deinen Kopf in einem Ameisenhaufen liegen, so drehst und verzerrst Du

Dich, und bemerkst gar nicht wie zierlich ich Alles für Dich hergerichtet habe. Sprich jezt, Kind, was macht Dich so unruhig?" Annika klopfte Schuldfried mit ihrer braunen, knotigen Hand auf die Wange.

„Ach, liebste Annika, der Schmerz im Fuß ist es nicht; er thut nicht so besonders weh, sondern der Verdruß darüber daß ich meinen guten Freund, Onkel Aberney, nicht treffen kann. Ich möchte ihm gar zu gerne einen Brief schreiben, aber ich weiß nicht wie ich es anstellen soll. Alles das beunruhigt mich."

„Hem, hem," sagte Annika, konnte aber nicht mehr vorbringen, denn jezt kam der Doctor. Wagners Besuch währte dießmal länger als am vorhergehenden Tag, und sein Benehmen war weniger ceremoniös und herzlicher. Er sprach von der Gegend, von Finnland und dem finnischen Volk, und es gelang ihm durch seine angenehmen Manieren so wie durch seine gewandten Formen Schuldfried mehr Vertrauen einzuflößen als zuvor. Als er aufstand um sich zu entfernen, sagte er:

„Jezt habe ich eine ganze Stunde mit Ihnen verschwazt; aber ich mache mir kein Gewissen daraus. Sie besizen, während Ihr Fuß Sie ans Bett fesselt, noch immer Zeit genug zu Betrachtungen."

Annika begleitete ihn hinaus. Im Vorsaal sagte sie mit einem Knix:

„Verzeihen Sie, Herr Doctor, aber ich möchte gern eine Frage an Sie stellen."

„Recht gern."

„Wie haben Sie erfahren daß Schuldfried sich den Fuß verrenkte?"

„Die Sache ist ganz einfach. Ich war auf dem Heimweg begriffen, als ein junger Herr mich anrief und sagte, das Fräulein auf Ektorp habe sich beschädigt, worauf ich sogleich hieher fuhr."

„Ah dann war es also wirklich eine Fügung Gottes," sagte Annika.

„Oder des Teufels," murmelte der Doctor, als er in seinen Wagen stieg.

Auf dem Tisch neben Schuldfried lag ein Buch worin sie gelesen hatte; als der Doctor gegangen war, nahm sie es wieder. Bei dieser Bewegung öffnete sich das Buch von selbst, und siehe da lag ein elegant zusammengelegter Brief mit der Adresse an Fräulein Smith. Eine dunkle Röthe zog sich über Schuldfrieds Wangen, und zornig schlug sie das Buch wieder zu. In diesem Augenblick trat Annika ein, um zu fragen ob Schuldfried Etwas bedürfe, weil sie sonst gehen würde um etwas Wichtiges mit der Frau zu sprechen. Als das junge Mädchen wieder allein war, öffnete sie ganz langsam das Buch und drehte den Brief mit unentschlossener Miene, während sie dachte: Von wem mag dieß sein? Und wie ist dieß hiehergekommen? Ihr Herz schlug ganz ängstlich und der Brief wurde wieder zurückgelegt. Du darfst ihn nicht öffnen, sprach die Vernunft. Was kann wohl Böses daran sein? flüsterte die Neugierde. Der Brief wurde wieder vorgenommen, umgedreht, besichtigt und zulezt, ohne daß Schuldfried recht wußte wie es zugegangen, war er geöffnet. Die lebhaften und neugierigen Augen lasen Folgendes:

„Als ich Sie gestern verließ, war mein fester

Entschluß Sie **nie** wieder zu sehen, weil ich mich anklagte die Ursache des geschehenen Unglücks gewesen zu sein. Noch mehr, ich sah in diesem Unglücksfall ein warnendes Zeichen des Schicksals, das mich gewiß ausersehen habe Ihnen einen Schmerz, einen Kummer zu bereiten. Diesem wollte ich dadurch zuvorkommen daß ich aller Berührung mit einer Dame auswich die schon bei unserer ersten Bekanntschaft von einem Leiden betroffen wurde. Troz all meiner Vorsäze erhalten Sie diesen Brief von mir. Mein gestriger Beschluß ist also heute umgestoßen worden. Doch das weiß ich selbst noch nicht; ich weiß bloß daß ich mein ganzes Leben lang dankbar sein würde, wenn ich Ihre Verzeihung für die Unannehmlichkeit erlangen könnte die ich durch Aufdrängung meiner Gesellschaft gestiftet habe."

Schuldfried las dieses Schreiben, dem alle Namensunterschrift fehlte, zu wiederholten Malen. Was war an seinem Inhalt das sie fesselte und angenehm berührte? Sie wußte es selbst nicht; aber alle Unruhe und Ungeduld war verschwunden, und als Annika wieder zu ihr kam, war sie ganz überrascht von Schuldfrieds ruhigem und freundlichem Aussehen.

„Ei wie artig Du aussiehst! Nun, nun, ich komme auch mit einer frohen Botschaft. Mama hat Ivar erlaubt nach Junta hinüber zu reiten und dem Professor zu sagen daß Du den Fuß verrenkt hast."

Schuldfried machte in der Freude eine so heftige Bewegung, daß ihr Fuß zu schmerzen anfing; aber dieß verhinderte sie nicht Annika von ganzem Her-

zen zu umarmen und zu drücken, die dem jungen Mädchen so gutmüthig entgegen lächelte.

Schuldfried durfte einen Brief schreiben und Ivar schaffte ihn an Ort und Stelle. Als Frau Smith bei ihrer Tochter eintrat, streckte diese beide Hände gegen sie aus und sagte mit der Lebhaftigkeit ihres Alters:

„Du gute geliebte Mama, daß Du mich nach Junta schicken ließest! Jezt schreibt mir gewiß Onkel Aberney einige Zeilen; ach wie bin ich so dankbar!“ Frau Smith lächelte in ihrer düstern Weise, tätschelte das Mädchen auf ihren Kopf und sezte sich ans Fenster, ohne ein Wort zu sagen. Sie hatte einen solchen Plaz daß Schuldfried ihr Gesicht im Profil sah. Als sie den Kopf über ihre Arbeit gebeugt dasaß, schienen ihre Züge in Marmor gehauen, so leblos waren sie. Die pergamentartige Farbe ihres Gesichtes, das silberweiße Haar, die gerade Nase und die fest eingepreßten Lippen, Alles das sah beinahe gespensterhaft aus. Ganz mechanisch führte sie die Nadel, ohne auch nur ein einziges Mal aufzuschauen. Eine unaussprechliche Beklommenheit kam über Schuldfrieds kaum noch so fröhliches Gemüth und inniges Mitleid erfüllte ihr Herz. Sie dachte:

„Welcher Art ist der Schmerz der so unauswischbare Furchen in meiner Mutter Gesicht gezogen? Was sind das für bittere und düstere Erinnerungen die ihre Seele in einem ewigen Kummer erhalten? O mein Gott! Welche Qual dieses Gesicht zu betrachten und darin Leiden zu lesen die nie gemildert werden können! Gibt es denn keine Freude für sie, die so gut, so zärtlich, so bewundernswürdig ist?

Sie gleicht einem Märtyrer und wie ein solcher flößt sie eine beinahe religiöse Verehrung ein. Man fühlt daß der Abstand zwischen ihr und uns Andern unermeßlich ist, und eben darum wagt man ihr nicht nahe zu kommen." Schuldfried seufzte so tief, daß Frau Smith hastig aufschaute und sie anblickte.

„Was fehlt Dir, mein Kind? Hast Du heftige Schmerzen?" fragte sie.

„O nein, Mama, aber es beunruhigt mich Etwas." Schuldfried streckte ihre Hände gegen die Mutter aus. „Komm und seze Dich hieher. Wenn ich Dich so weit von mir wegsizen sehe, so kommt es mir vor als ob der Abstand zwischen uns unendlich wäre."

Frau Smith stand auf und sezte sich zu ihrer Tochter. Kosend streichelte sie den schönen Kopf, während sie mit ihrem unbeschreiblich wehmüthigen Lächeln sagte:

„Der Abstand zwischen Dir und mir ist wirklich unermeßlich. Du bist der lächelnde frische Frühling der nichts von den Stürmen des Herbstes weiß. Ich ..." sie drückte den Kopf der Tochter an ihre Brust .... „ich bin der Winter. Mein Leben ist Nacht; das Deinige dagegen ist ein sonniger heiterer Lenzmorgen. Ach, möge es ewig so bleiben, möge nicht ein einziger Schatten von meinem düstern Schicksal auf Deinen Lebenspfad fallen!" Frau Smith küßte der Tochter Stirne.

„Dein Leben, Mutter, ist also sehr unglücklich gewesen?" Schuldfried sah mit einem eigenthümlich fürchtenden und dennoch forschenden Blick zu Frau

Smith auf. Die Züge der Mutter blieben finster und sie antwortete mit düsterem Tone:

„Kind, suche niemals das verflossene Leben Deiner Mutter zu erforschen. Das wäre der Tod für mich und ein Unglück für Dich selbst.“ Sie erhob sich um von der Tochter wegzugehen, aber Schuldfried hielt sie zurück.

„Verzeih wenn ich Dich betrübte; aber Du ahnst nicht wie mir zu Muthe wird, wenn mein Blick auf Deinem Gesichte ruht und ich bedenke daß es, so lange ich mich erinnern kann, immer gleich traurig war; daß nie ein Lächeln des Glücks und der Befriedigung Deine Züge erheitert hat. O meine geliebte, theure Mutter, ich bin ja Dein Kind, laß mich jezt Deine Freundin werden, diejenige welche die Last Deiner Sorgen theilt; sie werden dann gewiß weniger schwer werden.“

Schuldfried schlang ihre Arme um den Hals der Mutter und schaute mit zärtlich bittendem Blick zu ihr auf. Frau Smith schloß das Mädchen an ihre Brust und sagte mit ungewöhnlich klarer und ruhiger Stimme:

„Ja Du bist meine Schuldfried, und eben darum will ich daß des Lebens düstere Seiten Dir ewig fremd bleiben sollen. Siehst Du die Blume dort im Fenster, wie schön sie blüht, welche Uppigkeit in diesen Farben und welches heitere Grün in den Blättern die sie umgeben! Nun wohl, die Erde, ihre Mutter, ist gleichwohl schwarz, aber die Blume fragt nicht warum sie ein Trauerkleid trägt. Mach Du es eben so. Genieße die Strahlen der Sonne, den Hauch des Westwindes, Alles was Dein junges

Gemüth erheitern und erfreuen kann; aber frage nicht warum Deiner Mutter Haar vor der Zeit ergraut, ihre Wange vom Kummer gefurcht oder ihr Glück entschwunden ist. Diese Fragen würden Deinen Lebensmorgen in eine düstere Nacht verwandeln."

Es lag etwas Feierliches und dennoch liebevoll Warnendes in der Stimme. Eine Pause entstand, Schuldfried war in eine so wunderbare Stimmung gekommen, daß sie es nicht wagte das Schweigen zu unterbrechen. Frau Smith begann nach einer langen Pause wieder:

„Wenn Dein Blick auf meinen düstern Zügen weilt, so bedenke daß der Gott der die Herzen liest auch gerecht ist, und daß er Niemandens Leben durch Kummer verzehren läßt, ohne daß der Leidende denselben verdient hat. Laß Du Deinen unschuldigen Blick nicht auf meinem düstern Gesichte ruhen, sondern erhebe ihn zum Himmel. Welcher Art auch meine innern Leiden sein mögen, so besize ich dennoch einen Reichthum, ich besize Dich. Du bist meine schöne, herrliche Blume, die ich gleich der Erde in meinem Schooße genährt und aufgezogen habe. Gottes Sonne hat mit Wohlgefallen Deine schuldfreie und sündlose Wange gekost; — und Gott ist gnädig gegen mich gewesen, da ich Dich behalten durfte."

„Mutter, wie fromm und ergebungsvoll bist nicht Du! O wer auch einmal so werden könnte!"

Bei diesen Worten zuckte Frau Smith zusammen, blickte mit angstvollem Beben auf die Tochter, küßte sie schnell auf die Stirne und murmelte:

„Gott bewahre Dich, mein Kind, daß Du nicht so wirst wie ich!“ Dann verließ sie eilig das Zimmer.

Als Ivar von Junta zurückkam, brachte er den Gruß daß der Professor am Nachmittag herüberkommen würde. Bei dieser Nachricht that Schuldfried einen lauten Freudenschrei; aber im nächsten Augenblick schaute sie ganz ängstlich auf Annika, als hätte sie von ihr zu wissen gewünscht ob es wohl angehe daß ein Fremder nach Ektorp auf Besuch komme.

„O, liebes Kind, Du begreifst doch daß ich die Sache veranstaltet habe, als ich von Mama Erlaubniß erhielt nach Junta zu schicken.“

„Welche Sache?“ fragte Schuldfried, die der Alten durchaus nicht das Talent zutraute ihre Gedanken zu errathen.

„Stelle Dich nicht so einfältig. Ich sehe wohl, Du bist unruhig darüber daß Mama es übel nehmen könnte wenn der Professor kommt.“

„Ja, das bin ich allerdings. Ich fürchte daß . . .“

„Du bist eine Närrin daß Du glauben kannst, Annika habe nicht mehr Verstand als ein Spaz . . . Sei ganz ruhig, Dein lieber Professor darf hereinkommen; ich habe für die Sache gesorgt.“

Annika ging hinaus, und Schuldfried bekam eine wahre Achtung vor dem Verstand der Alten, einer Eigenschaft welche sie bisher ganz und gar nicht bei ihr anerkannt hatte.

Sie konnte den Nachmittag kaum erwarten, und dann lauschte sie mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch das sich hören ließ, bis endlich Wagengerassel an ihre Ohren schlug. Jetzt war es etwas Hartes ruhig liegen bleiben zu müssen und dem willkommenen Gast nicht entgegeneilen zu dürfen. Endlich ging die Thüre auf, und mit einem Freudenruf streckte sie ihre Arme dem Eintretenden entgegen.

Ein unbeschreiblich freundliches Lächeln spielte auf Aberneys Lippen, als er die Wonne erblickte die aus dem Gesicht des jungen Mädchens hervorleuchtete.

„Ich sollte böse sein," sagte er lächelnd, „und Dich tüchtig ausschelten wegen Deiner Missethat. Was habe ich über das Reiten gesagt?"

Er ergriff ihre beiden Hände und drückte sie herzlich.

„Nur nicht schelten!" rief Schuldfried und führte die Hände des geliebten Lehrers an ihre Lippen. „Bin ich nicht genug gestraft daß ich nicht ausgehen, nicht herumstreifen und nach Junta kommen darf? Jetzt bedarf ich meines Freundes der mich tröstet. Ach Onkel, Sie wissen nicht wie sehr ich Sie liebe, wie der Gedanke mich schmerzte Sie nicht treffen zu dürfen! Wenn Sie das wüßten, so würden Sie einsehen daß die Strafe welche ich erleide groß, viel zu groß ist."

Ein wundersames Gefühl regte sich in Aberneys Brust, als er Schuldfrieds ungekünstelte Versicherung ihrer Ergebenheit und Sehnsucht hörte. Er, der während seines ganzen Manniesalters so einsam da-

gestanden, besaß jezt zwei junge warme Herzen die mit wahrer ungeheuchelter Zärtlichkeit an ihm hingen.

Wie sehr man sich auch in Studien vertiefen mag, so will doch das Herz seine Nahrung haben, und es gibt Augenblicke wo es sich öde empfindet so einsam mit all seiner Gelehrsamkeit dazustehen, ohne ein menschliches Wesen das man liebt und von dem man geliebt wird. Auch fühlte sich Aberney in diesem Augenblick zufriedener und glücklicher als während seines ganzen Mannesalters. Gerührt drückte er einen Kuß auf Schuldfrieds Stirne und sagte:

„Habe Dank für Deine herzliche Liebe, mein Kind. Sei überzeugt daß Du in mir immer einen treuen Freund besizen wirst, wie auch das Schicksal sich für uns beide gestalten mag.“

Aberney kam jezt jeden Mittag nach Ektorp. Als Schuldfried ein wenig besser wurde, pflegte er sie in den Hof hinauszutragen.

Der Doctor besuchte seine Patientin jeden Vormittag und hielt sich gewöhnlich lange auf, indem er sich mit Schuldfried über Gegenstände unterhielt von denen er dachte daß sie sich dafür interessiren würde. Treu wie eine Schildwache, blieb Annika während seines Besuches im Zimmer sizen. Die Alte dachte, es sei nicht in der Ordnung daß man den Arzt allein mit dem Kinde lasse. Wagner schien durch diese Anwesenheit ganz und gar nicht belästigt zu werden, sondern that als ob sie nicht vorhanden

wäre. Er brachte Schuldfried oft werthvolle Bücher mit. Bei jedem Buch das er ihr übergab erröthete sie, besonders wenn er mit verbindlichem Lächeln hinzufügte:

„Hier ist eine Arbeit die Sie interessiren muß." Sie war dann überzeugt einen Brief, einige Zeilen der Unruhe, der Theilnahme darin zu finden.

Bei Aberneys erstem Besuch hatte Schuldfried fest beschlossen ihm ihr Zusammentreffen mit dem Fremden zu erzählen, wie auch den am Morgen empfangenen Brief zu zeigen. Aber so oft sie den Mund öffnete um dieses bemerkenswerthe Ereigniß mitzutheilen, strömte ihr das Blut in die Wangen, und es wollte ihr durchaus nicht über die Zunge kommen. Als Schuldfried zwei Tage nach des Doctors erstem Besuch wieder ein Billet erhielt, wurde es unruhig in ihrem Innern. Sie empfand ein großes Bedürfniß sich Jemand anvertrauen zu dürfen, und nun beschloß sie Alles zusammen der Mutter zu erzählen. Aber als Frau Smith eintrat und Schuldfried ihre düstern Züge erblickte, da wurde sie von demselben unergründlichen Gefühl der Furcht ergriffen das sie von Kindheit an empfunden hatte. Es war ihr unmöglich zwanglos und vertraut mit der Mutter zu sprechen. Folglich wurde die Geschichte mit dem Fremden wiederum auf die Seite geschoben, und nun entstand etwas Anderes was sich immer zu einem Geheimniß gesellt, nämlich daß sie in ihrem Innern auszuklügeln anfing, es sei ganz und gar nichts Böses daran wenn ein Mensch ihr schreibe, und die Sache gehe ja Niemand an als sie selbst. Nie hatten die Mutter, Annika oder Aberney

es als etwas Unrechtes bezeichnet wenn ein Mensch dem andern einen Brief schicke. Tage hatte ja mehrere Jahre lang an Schuldfried geschrieben und sie an ihn; warum brauchte sie sich also darüber zu beunruhigen daß der Fremde sich auf diese Weise um ihr Befinden erkundigen wollte? Der Schluß ihrer Betrachtungen war daß sie ohne weitere Scrupel jede Zeile las die sie erhielt, und bald kam es so weit daß sie sich darnach sehnte, obschon der Brief oft bloß aus folgenden Worten bestand:

„Wann wird Ihr Fuß Ihnen gestatten einen Spaziergang zu machen? Sehen Sie, das ist meine erste Frage wenn ich erwache, die lezte wenn ich einschlafe."

Oder auch ein andermal: „Ich möchte wissen ob Sie sehr böse auf mich sind."

Oder: „Werden Sie mir ein Paar Zeilen von Ihrer Hand in einem der Bücher lassen die hieher zurückkehren?"

So inhaltslos diese Billete waren, so las Schuldfried sie doch unzählige Male. Es war ein unerklärlicher Zauber der die Einbildungskraft des jungen Mädchens auf eine eigenthümlich hinreißende Art fesselte und verführte. Deßungeachtet hatte sie sich keinen Augenblick versucht gefühlt eine Antwort zu schicken. In Folge ihrer höchst eigenthümlichen Erziehung und gänzlichen Unkenntniß der Geseze der Convenienz würde sie, wenn sie Lust gehabt hätte die Briefe zu beantworten, es auch gethan haben ohne etwas Tadelnswerthes daran zu finden. Jezt schien es ihr als würde sie den Zauber dieser schriftlichen Mittheilungen gänzlich zerstören, wenn sie selbst

einen einzigen Buchstaben als Antwort schriebe. So waren zwei Wochen vergangen. Vormittags der Besuch des Doctors mit beifolgenden Billeten die sich immer irgendwo fanden, wenn er sie verlassen hatte; Nachmittags Aberney und Lectionen; Abends Gesang oder Gespräch bis acht Uhr, wo Aberney seine Schülerin, wie er Schuldfried nannte, verließ.

In der dritten Woche sagte der Doctor, seine Patientin könne, auf Annikas Arm und einen Stock gestüzt, einen Gang versuchen. Als Aberney an diesem Tage kam, fand er Schuldfried im Hofe sizend.

„Jezt, mein lieber guter Freund, darf ich zu gehen anfangen," rief sie ihm entgegen. „Ach geben Sie mir Ihren Arm, Onkel, und lassen Sie uns über das Thor hinaus am Birkenhain spazieren gehen."

Lachend und vergnügt wie ein Vogel der aus dem Käfig entkommen ist, ging Schuldfried, auf Aberneys Arm gestüzt, zum Thore hinaus. Er wandelte so langsam mit ihr, daß sie zulezt mit heiterer Ungeduld sagte:

„Ach das ist ja ein wahrer Schildkrötenschritt, wir müssen etwas rascher gehen."

„Allerdings, aber dann könnte der Fuß wieder wehe thun. Wer die Freuden des Lebens genießen will, muß es mit Maß thun, sonst wird man bankrott."

„Dann werden Sie gewiß niemals bankrott, Onkel," meinte Schuldfried.

„Nein, und zwar aus zwei Gründen." Aberney sah nachdenklich aus.

„Lassen Sie hören."

„Erstens weil ich so wenig Freuden genossen habe, und zweitens weil man um so sparsamer wird je weniger man zu vergeuden hat."

Schuldfried betrachtete ihn. Sie gingen schweigend den Hügel hinan. Als er ihr geholfen Plaz zu nehmen, und sich selbst ein Stück weg von ihr ins Gras gestreckt hatte, sagte sie:

„Haben auch Sie Kummer gehabt, mein Freund?"

„Das Vergangene liegt hinter uns, und ich sehe nicht gerne zurück, sondern vorwärts," antwortete Aberney mit einem so entschieden abweisenden Tone, daß Schuldfried ein wenig erschrack. Höchst selten gebrauchte der Professor diesen kalten Ton gegen sie.

Eine lange Pause entstand; Aberneys Augen folgten den leichten, hineilenden Wolken welche der Wind über den Himmel jagte. Schuldfrieds Blick weilte auf ihm. Sie dachte:

„Wie sonderbar ist nicht der Mensch! Sein Gesicht gleicht einem Büchereinband, worauf man den Titel liest, aber ganz und gar nicht den Inhalt. Ob dieser heiter oder ernst ist, gibt der Umschlag nicht zu erkennen. Ich möchte gar zu gerne einen Blick in die Seele meiner Mutter und meines Freundes werfen."

In diesem Augenblick wandte sich Aberney zu ihr und sagte mit einem freundlichen Lächeln:

„Warum bist Du so still, mein fröhliches Kind?"

„Ich dachte an meine Mutter, und an Sie, Onkel."

„Und was dachtest Du?"

„Das wage ich nicht zu sagen."

„Fürchtest Du mich?“ Er reichte ihr die Hand. Schuldfried legte die ihrige hinein.

„Ja, der Ausdruck in Ihrer Stimme erschreckte mich.“

„So vergiß ihn und sage mir was Du dachtest.“

„Ihre Antwort erinnerte mich daß ich im Ganzen doch sehr einsam in der Welt dastehe.“

„Du? Du besizest doch eine Mutter, einen Freund und einen Jugendcameraden, die Dich alle drei lieben.“

„Meine Mutter und mein Freund sind beide Fremde für mich, wenn es sich um sie selbst handelt.“

„Du hast entschieden Unrecht.“

„Sagen Sie das nicht, sondern denken Sie ein wenig nach. Ist es auch schon vorgekommen daß Sie mit mir von sich selbst gesprochen haben?“

„Und warum sollte ich das thun?“ Aberneys Züge wurden wieder ernster. „Du bist noch ganz jung. Dein Herz und Dein Gemüth kennen die Schattenseiten des Lebens nur aus den Schilderungen die Du davon gelesen hast. Du bist glücklich so lange dieser Zustand währt. Mein Leben bietet nichts Lehrreiches für ein Mädchen und kaum etwas für einen Jungen. Merke, nur Kinder und alte Leute fühlen das Bedürfniß von der Vergangenheit zu erzählen. Ein Mann genügt sich selbst in Allem was ihn allein betrifft! Wir müssen übrigens nie wünschen in das Leben Anderer einzudringen, weil dieß ein Gebiet ist das lediglich dem Individuum allein gehört.“

Wiederum entstand eine Pause. Schuldfrieds

Hand blieb geschlossen in der Hand Aberneys, ohne daß sie oder er darauf zu achten schien. Schuldfried brach das Schweigen.

„Sie sagen daß wir nie in das Leben Anderer einzudringen suchen sollen. Vielleicht haben Sie Recht, und gleichwohl erscheint es mir unausführbar. Wie können Sie, mein Freund, eine solche Beschaffenheit des Herzens verlangen, daß es gleichgiltig den Ausdruck von Schmerz auf einem Gesichte sehen kann, ohne die leidende Person trösten zu wollen? Wenn dieß unsern Mitmenschen im Allgemeinen gilt, wie viel mehr also denjenigen die wir lieben! Ach, Onkel, Sie wissen nicht was es heißt, von Kindheit auf Kummer und Verzweiflung in den Zügen einer geliebten Person zu lesen, und dennoch wie eine Fremde dastehen zu müssen und die Kümmernisse nicht theilen zu dürfen!“

„Mein Kind, Du denkst jezt an Deine Mutter,“ sagte Aberney.

„Ja.“

„Sage mir, Schuldfried, warum sprichst Du so selten von ihr mit mir? Schon als Kind vermiedest Du es von dieser für Dein Herz theuren Person zu sprechen, und wenn es je einmal geschah, so war es stets flüchtig und kurz. Ich wollte keine Fragen an Dich machen, weil . . .“

„Weil Sie in die Geheimnisse Anderer nicht eindringen wollten.“ Schuldfried lächelte wehmüthig. „Und gleichwohl habe ich manchmal gewünscht daß Sie es thäten. Es war mir zuweilen als ob die Unruhe die mich quält verschwunden wäre, wenn ich Ihnen die Ursache hätte erzählen dürfen.“

„Aber, mein Kind, es stand Dir ja immer frei mir Dein Herz zu öffnen.“ Aberney streichelte ganz väterlich die kleine Hand die er in der seinigen hielt.

„Nein, es war mir unmöglich ohne Veranlassung von meiner Mutter zu sprechen. Ueberdieß . . .“

„Nun, warum unterbrichst Du Dich?“

„Ueberdieß dachte ich daß mein Freund, wenn er mich nur halb so lieb hätte wie ich ihn, mehr von sich selbst reden würde.“

„Du bezweifelst also daß ich Dich liebe?“

„Nein, das nicht gerade, aber Sie lieben nicht so warm wie ich. Sie sind wie ein Vater, ein Lehrer, ein Freund; aber ich bin Ihnen nicht so lieb wie eine Tochter.“

„Du bist noch zu sehr Kind, Schuldfried, um zu begreifen daß eines Vaters Ergebenheit sich nicht auf dieselbe Art äußert wie die einer Tochter. Sonst würdest Du schon lange eingesehen haben daß ich Dich so herzlich liebe, wie wenn Du mein eigenes Kind wärest. Aber lassen wir das; ich spreche nicht gern von meinen Gefühlen.“ Er streichelte wieder die kleine Hand. „Aber ich höre Dich gerne Deine Gedanken und Eindrücke erzählen. Wenn ich nicht früher den Wunsch aussprach daß Du von Deiner Mutter sprechen mögest, so geschah dieß aus dem einfachen Grunde weil ich erwartete, Du würdest es thun.“

Aberney und Schuldfried hatten keine Ahnung davon daß sie von zwei Personen bespäht wurden, die indeß so weit von ihnen entfernt waren daß sie nichts von dem Gespräch hören konnten. Die eine

war Frau Smith. Als die Tochter, auf Aberneys Arm gestützt, das Haus verließ und sich nach der Laube begab, hatte sie sich ganz unbemerkt an der Hecke hin und zu einer Bank geschlichen, hinter welcher sie durch das Laub hindurch sie und ihren väterlichen Freund sehen konnte.

Frau Smiths Augen hatten sich gleichsam in Aberneys Züge eingebohrt, und einmal ums andere hob ein schwerer qualvoller Seufzer ihre Brust.

Der zweite Beobachter war Niemand anders als Constantin. Er lag hinter einem Wachholderbusch auf der andern Seite des Weges, von wo aus man den Hof von Ektorp und auch den Hügel sehen konnte wo Schuldfried jezt saß. Man konnte sagen, in den Zügen des jungen Mannes sei, vom Augenblick an wo Aberney die Hand Schuldfrieds faßte, eine solche Veränderung vorgegangen, daß man bei dem wilden Ausdruck in seinem Blick Mühe gehabt hätte ihn wieder zu erkennen. Als Aberney, der sein Gesicht von ihm abgewandt hatte, Schuldfried streichelte; ballte Constantin krampfhaft seine Fäuste und biß seine Zähne so heftig zusammen, daß einige Blutstropfen auf den Lippen sichtbar wurden.

Schuldfried fuhr fort:

„So lange ich mich erinnern kann, habe ich, bevor ich Sie und Tage kennen lernte, nur zwei Menschen geliebt, meine Mutter und Annika. Mein Gefühl für die erstere hat auf einem so hohen Grad von Verehrung beruht, daß ich es nie wagte mich ihr mit vollem Vertrauen zu nähern; ja ich weiß kaum daß ich mich in ihrer Anwesenheit erdreistet habe zu lachen oder mir irgend einen Ausdruck der-

Freude zu gestatten. Wenn ich als Kind ganz munter ein Liedchen sang, tanzte oder spielte, und meine Mutter kam, so verstummte ich augenblicklich; meine Freude verschwand."

„War Deine Mutter streng?" fragte Aberney.

„Nein weit entfernt, sie hat mir nie ein böses Wort gesagt. Ich kann mich nicht erinnern daß ich je von ihr einen Zank erhalten hätte; sie war immer sehr gut, zärtlich und freundlich."

„Und dennoch diese Furcht?"

„Ja! Die Ursache dürfte in ihrem düstern, verschlossenen und melancholischen Character liegen. Als ich noch ganz klein war, sprach sie höchst selten, weder zu mir noch zu Annika. Sie pflegte mich dann auf ihren Schooß zu nehmen, heftig an ihr Herz zu drücken und hernach in ein wildes Weinen auszubrechen, das so gewaltsam wurde daß Annika mich gewöhnlich von ihr trennte; und dann geschah es daß ich sie mehrere Tage lang nicht sah. Wenn sie sich wieder zeigte, so war sie still und düster, liebkoste mich mit einer Miene verzweifelten Schmerzes, und dann verbrachte sie einige Tage bei strenger Arbeit, bis ein neuer Ausbruch von Kummer erfolgte, und hernach war sie wieder mehrere Tage unsichtbar. Diese Anwandlungen von wilden Zärtlichkeitsbezeugungen und heftigem Schmerz beunruhigten und erschreckten mich. Ich liebte, aber fürchtete sie. Mein heiterer Sinn scheute sich vor ihrem Kummer, weil ich ihn weder begriff noch theilen durfte. Wenn ich fragte: ‚Mama, warum weinst Du?' so wurde ihr inneres Leiden noch größer und sie eilte von mir weg. Annika sagte dann immer:

‚Liebes Kind, Du darfst Mama nichts fragen.‘ Als ich heranwuchs, wurden die heftigen Ausbrüche seltener, und als das Schicksal Sie und mich zusammenführte, hatten sie gänzlich aufgehört. Die Thränenquelle schien erschöpft zu sein, ohne daß der Kummer sich gemildert hatte, und ich glaube daß der stumme und düstere Schmerz meiner Mutter mich noch mehr erschreckte, während der Eifer womit sie für meine Erziehung sorgte und mich Gott und meine Mitmenschen lieben lehrte, meine Liebe noch erhöhte. Frei und ohne alle Bande durfte ich aufwachsen, und meine Unterrichtsstunden waren die einzigen warüber ich nicht nach eigenem Belieben verfügte. Annika verhätschelte mich einerseits und suchte andererseits meine oft übermüthigen Anwandlungen im Zaume zu halten, aber ohne daß ich mich um ihr Gerede viel bekümmerte. Sie war nicht meine Vertraute, weil sie brummte wenn ich meine Ausflüge machte, und obschon ich mich nicht im Mindesten darum bekümmerte, so fand ich es doch nicht angenehm. Mit meiner Mutter wagte ich beinahe nie zu reden, außer wenn ich und Annika manchmal in Unfrieden kamen.“

„Aber warum wagtest Du nicht mit Deiner Mutter zu reden? Mißfiel es ihr?“

„Ich weiß nicht, denn sie antwortete mir immer freundlich und mild. Aber es war mir immer als stände sie so hoch über mir daß ich sie mit meinen kleinen Freuden und Leiden nicht belästigen wollte. Sie war und ist noch jezt in meinen Augen eine Heilige. Schon oft habe ich sie in Gedanken wie ein höheres Wesen angeredet. Im vorigen Jahre,

als ich zur Beichte ging, sagte ich es zu ihr. Aber da erschrack sie dermaßen darüber daß sie sich vor mir auf die Kniee warf und unter heftigem Schluchzen rief: ‚O mein Kind, wie soll ich es wagen Deinen Blicken zu begegnen, nachdem ich Dich so schrecklich getäuscht habe?‘ Seitdem kommt manchmal eine qualvolle Unruhe über mich, und ich meine ein undankbares Kind zu sein, weil ich das Vertrauen meiner Mutter nicht suche, sondern mich freier und heiterer fühle wenn ich nicht bei ihr bin. Ach, Sie wissen nicht wie ergebungsvoll sie ist. O ich wollte viel darum geben wenn ich das Recht hätte sie zu trösten, die Vertraute ihres Kummers zu werden." Schuldfried verstummte.

„Dank, mein Kind, für Deine Mittheilung," sagte Aberney; „aber laß alle Unruhe schwinden. Denke so: Meine Mutter hat das Theuerste was sie besaß durch irgend ein Unglück verloren, und dieß ist die Wunde woran ihr Herz blutet. Jede Berührung derselben verursacht ihr ein großes Leiden. Laß sie deßhalb ihren Kummer für sich behalten; er kann nur dadurch gemildert werden daß Du nicht davon sprichst."

„Ach sagen Sie mir das noch einmal, damit ich mich nicht darum anklagen muß daß ich Nichts zur Milderung dieses Kummers beitrage."

„Du kannst gegen ein solches Seelenleiden Nichts ausrichten. Das Einzige was in Deiner Macht steht, ist daß Du sie in Frieden und Freude einen Strahl von Trost sehen lässest. Und jezt wollen wir Nichts mehr von diesem Gegenstand sprechen. Sieh, welch ein herrlicher Abend! Höre wie die

Vögel ihr Abendlied an die untergehende Sonne singen! Und Du mußt dankbar sein gegen Gott."

Aberney hatte dadurch daß er Schuldfrieds Aufmerksamkeit auf den schönen Abend lenkte, ihre Gedanken gänzlich von dem Gegenstande abgeführt wovon sie so eben sprachen. Er stellte Betrachtungen an über die Poesie die wir auch in der Materie wiederfinden. Es lag etwas so Tiefes in seinen Worten daß seine Zuhörerin staunte und sich zugleich hingerissen fühlte. Er verstand es durch geniale Ideen zu blenden und sie zugleich durch die Einfachheit seines Vortrags klar zu machen, so daß jeder denkende und fühlende Mensch sie begriff. Er sprach lange davon, wie nothwendig es für unsern vorwärts strebenden Geist sei in Allem das Ideal von Vollkommenheit zu suchen, damit wir selbst ihm nahen können.

Als die Sonne hinter dem Wald verschwunden war, erhob sich Aberney mit den Worten: „Jezt will ich Dich hinein begleiten und mich dann nach Hause begeben."

Einige Augenblicke darauf rollte des Professors Wagen fort, und in demselben Augenblick meinte Schuldfried die Hufschläge eines vorbeikommenden Pferdes zu vernehmen; sie saß am offenen Fenster und wandte ihren Kopf um zu sehen ob sie recht hörte. Auf dem Waldweg der an Ektorp vorbeiführte, galoppirte wirklich ein Reiter. Schuldfried erkannte den weißen Springer, und es wurde ihr nicht schwer den Mann zu errathen. Bei dieser Entdeckung brannte eine lebhaftere Farbe auf ihren

Wangen und ihr Herz schlug schneller. Warum? Das wußte sie selbst nicht.

Die Sommernacht war so weit vorangeschritten, daß man auf Kronbrück im großen Salon die Lichter anzündete. Das prächtig beleuchtete Zimmer war leer; nur Dr. Wagner streckte sich ganz gemächlich in einem der Fauteuils, rauchte seine Pfeife und las in einem Buch. Außen auf dem Balcon stand Constantin über die Brustwehr hingelehnt. Er schaute in die halbdunkle Sommernacht hinaus, als hätte er gehofft daß ihre milden kosenden Winde den Aufruhr in seinem Innern beschwichtigen oder das siedende Blut kühlen sollten. Endlich als er lange unbeweglich dagestanden, ging er in den Salon hinein. Beim Getöne seiner Tritte sah der Doctor von seinem Buche auf, las aber sogleich weiter. Constantin ging im Zimmer auf und ab.

„Wissen Sie, Doctor, was für Leute Ektorp besuchen?"

Seit Wagners erstem Besuch bei Schuldfried hatte Constantin nicht von den Leuten auf dem Hof der Wittwe gesprochen. Der Doctor unterrichtete ihn, so oft er heimkam, von Schuldfrieds Befinden und fügte auch das eine oder andere Wort über ihre Liebenswürdigkeit und seltenen Talente hinzu. Constantin hörte es an ohne ihn zu unterbrechen oder aufzumuntern. Wenn er fertig war, begann der junge Mann gewöhnlich von andern Dingen zu reden. Die Briefe an Schuldfried schickte er dem Doctor jedesmal vor seiner Abfahrt zu. Es schien

klar daß Constantin absichtlich einem Gespräche über sie auswich. Auch wunderte sich Wagner daß er jezt so direct mit einer Frage herausrückte die auf sie Bezug hatte. Wagner antwortete sogleich, ohne das Buch wegzulegen, als ob es sich um die gleichgiltigste Sache von der Welt handelte:

„Außer mir und Professor Aberney soll Niemand diesen einsamen Ort besuchen."

„So, dann sind Sie sehr schlecht unterrichtet."

„Wirklich? Ich möchte gleichwohl das Gegentheil glauben."

„Jeden Nachmittag kommt auf Besuch ein stattlicher Mann in den besten Jahren. Er verbringt den ganzen Abend bei Ihrer Patientin. Wissen Sie wer das ist?"

„Professor Aberney."

„Ich sage Ihnen ja daß es ein Mann in seinen besten Jahren ist und ganz und gar kein Greis."

„Entschuldigen Sie," fiel der Doctor lächelnd ein. „Ich habe nie behauptet daß der Professor ein Greis sei."

„Aber er ist doch wohl ein guter Fünfziger?"

„Ganz und gar nicht; er ist höchstens etliche und vierzig alt."

„Derjenige von dem ich rede, ist jedoch jünger," rief Constantin ungeduldig.

„Er sieht jünger aus als er ist. Ich kann Sie versichern daß der Mann den Sie meinen kein Anderer ist als Professor Aberney."

„Er scheint auf einem sehr vertraulichen Fuß mit Ihrer Patientin zu stehen?"

„Ja, sie hegt eine unbedingte Ergebenheit gegen ihn."

Bei diesen Worten des Doctors schwollen die Adern auf Constantins Stirne. Er drehte sich auf dem Absaz und ging einige Male auf und ab. Der Doctor begann seine Lectüre wieder; dann folgte er dem Baron mit einem eigenthümlichen langen Blicke.

„Sie sagten mir einmal," fuhr Constantin nach einigen Gängen fort, „von diesem Professor; was war es?"

„Ich kann mich nicht erinnern was es sein mochte, außer daß er für keinen Freund Rußlands gilt. Seit einigen Jahren halten die russischen Behörden ein Auge auf ihn. Sie hielten ihn im Verdacht politischer Intriguen."

„Ja, ja, ich erinnere mich jezt auf Alles. Er geht also bei der menschenscheuen Wittwe aus und ein?"

„Nicht bei der Mutter, aber bei der Tochter, oder vielmehr die Tochter geht bei dem Professor aus und ein. Er war und ist ihr Lehrer. Vielleicht wird er eines Tags noch etwas mehr."

„Was meinen Sie?"

„Ich meine daß Nichts ihn verhindert um die Hand seiner liebenswürdigen Schülerin anzuhalten; er wäre nicht der Erste der sich eine Frau erzogen hätte."

„Sie wollen meine Eifersucht gegen den Mann reizen," sagte Constantin mit gedämpfter Stimme.

„Ihre Eifersucht? Wie ist das möglich? Das Mädchen ist Ihnen ja gleichgiltig."

„Sie wissen das Gegentheil."

„Ganz und gar nicht."

„Still, diese Fuchsschwänzerei da hilft Sie nichts, Sie ärgern mich nur damit, denn Sie wissen daß das Mädchen mich interessirt."

„Nun wohl, Baron, so sage ich: Wenn es so steht, nehmen Sie sich in Acht. Professor Aberney steht hoch in der Achtung des schönen Kindes. Er verabscheut übrigens schon den Namen Russe."

„Das thut auch sie," dachte Constantin.

„Es wird Ihnen nie gelingen einen Einfluß auf das Herz des Mädchens zu gewinnen, so lange der Professor ihr zur Seite steht. Er hinwiederum wird Ihnen ganz sicherlich nicht erlauben ihm ein Kleinod zu nehmen das er entweder selbst zu besizen wünscht oder seinem Pflegesohn bestimmt hat."

„Warum folgte ich doch nicht meiner Eingebung weit von diesem Mädchen hinwegzureisen, von dem ich schon beim ersten Zusammentreffen fühlte daß es für meine Ruhe gefährlich werden sollte?"

„Dieses Mittel bleibt Ihnen noch immer und kann jeden Augenblick ins Werk gesezt werden." Der Doctor las weiter, und eine Viertelstunde verfloß ehe ein Wort gewechselt wurde.

„Sie müssen es auf irgend eine Art einrichten daß ich Eintritt im Hause bekomme," sagte Constantin.

„Das ist unmöglich; doch besizen Sie ein Mittel, nämlich wenn Sie Ihren Verwalter hinüberschicken und sagen lassen daß Sie die Erneuerung des Pachtes selbst abmachen wollen."

„Taugt Nichts. Mein Incognito ist dann zerstört. Wird Ihre Patientin nicht bald gesund?“

„In einer Woche ungefähr kann sie wieder als vollkommen hergestellt betrachtet werden.“

„Sie fahren morgen zur gewöhnlichen Zeit hinüber?“

„Ja.“

„Gute Nacht!“ Constantin ging ins Zimmer rechts.

„Noch ein Wort, Herr Baron, Frau Smith steht mit ihrem lezten Jahrespacht im Rückstand.“

„Nun und dann?“

„Sie können ihn verlangen wann Sie wollen.“

„Glauben Sie daß ich um das Mädchen markten wolle?“ fragte Constantin stolz.

„Ich wünsche Ihnen gute Nacht!“ antwortete der Doctor lächelnd, machte eine tiefe Verbeugung und verließ den Salon.

„Höllengeist!“ murmelte Constantin und ging in sein Cabinet.

Am folgenden Tag erhielt der Doctor nicht ein Billet von etlichen Zeilen, sondern einen Brief nebst einem Band von Schiller für Schuldfried.

Beim Abschied übergab er ihr das Buch mit den Worten:

„Hier ist Don Carlos von Schiller, den Sie zu lesen wünschten. Ich hoffe, Sie werden Vergnügen daran finden; aber erlauben Sie mir nur den Rath daß Sie an schöne Worte eben so wenig glauben dürfen als an ein hübsches Feuerwerk. Poeten

und Liebhabern kommt es auf Phrasen nicht an."

Dieser lezte Saz wurde mit starker Betonung ausgesprochen und jagte das Blut in Schuldfrieds Wangen. Als sie allein war, untersuchte sie schnell den Inhalt des Buches und fand darin nachstehenden Brief:

„Sie werden sich ganz sicher über das wundern was ich jezt schreibe, wenn Sie finden daß ich kühn eine Frage stelle deren aufrichtige Beantwortung ich eben so dreist von Ihnen verlange. Sie lächeln und denken: Ich bekümmere mich nichts um das was er fordert. — Ich bitte nur um einen Augenblick, und dann wird es mir leicht sein Ihnen zu beweisen, daß Sie das Schweigen brechen müssen das Sie bis heute so hartnäckig beobachten.

„Als der Zufall Sie und mich zusammenführte, geschah es ganz sicher weil das Schicksal, der Beherrscher des Ungefährs, es so beschlossen. Welche Rolle Sie in meinem Leben spielen werden, weiß ich nicht. Ich kann sogar dem Interesse das Sie in mir erweckt haben nicht einmal einen Namen oder eine bestimmte Form geben. Nur Eines steht klar vor mir, daß es mir eine Freude ist an Sie zu denken, in Ihrer Nähe zu sein und Sie aus einiger Ferne zu betrachten. Ich weiß auch daß Ihr Anblick, wenn ich an Ihrem Hause vorbeiritt oder unbemerkt vorbeischlich, mir genügte, und daß ich keine Annäherung zwischen uns wünschte. So gewiß dieß wahr ist, eben so gewiß ist es auch daß es mich schmerzte, ein männliches Wesen das weder Ihr

Vater noch Ihr Bruder ist, an Ihrer Seite zu erblicken.

„Glauben Sie nicht daß ich diesen Mann um sein Glück beneide. Um zu beneiden, müßte ich Sie lieben und dazu kenne ich Sie noch zu wenig. Aber es hat mich glücklich gemacht Sie frei wie einen Vogel denken zu dürfen, und es quält mich wenn man sagt: ‚Dieser Mann ist zu ihrem Gatten bestimmt.‘

„Wollen Sie wissen warum? Unsere kurze Bekanntschaft ist so eigenthümlich und Ihr ganzes Benehmen so verschieden von der Art und Weise aller andern Weiber, daß Sie mir wie eine Rose vorkamen die mitten in einem Wald, unbekannt mit den Blumenbeeten des Gartens, dem Gekose der Schmetterlinge und dem Zwang der Spaliere, aufgewachsen ist. Sie waren ein Naturkind, unerfahren in allem Bösen der Welt, in ihren schiefen Begriffen und ihren lächerlichen Vorurtheilen, dagegen mit einem ausgebildeten Verstand, einem unschuldigen Herzen und einem poetischen Gemüthe geschmückt. Genug, Sie waren nach meiner Auffassung eine Vereinigung von Natur, Wahrheit und Bildung mit dem frohen und offenen Character eines Kindes. Es lag für mich etwas Bezauberndes darin Sie so zu denken. Ich hatte keinen höhern Wunsch als dieses schöne Traumbild behalten zu dürfen. Da kam Ihr Gesellschafter und verdunkelte das freundliche Gemälde wie ein finsterer Schatten.

„Gestern sagte man: sie ist zur Braut des Professors Aberney bestimmt. Nun wohl, was kann ich dagegen einzuwenden haben? Nichts. Aber Sie

waren nicht mehr mein holdes Traumbild, sondern ein Weib das sich verheirathen wird.

„Was will ich wohl? Ich will von Ihnen Bestätigung oder Abläugnung dieses Gerüchtes erhalten. Vier Worte sind Alles was ich von Ihnen begehre, und dieß ist ja sehr wenig, besonders da Sie damit meinem unruhigen Innern Frieden schenken können. Es wäre eine Grausamkeit sie mir zu verweigern. Wie die Antwort ausfallen mag, so werde ich stets in ehrerbietiger Entfernung bleiben. Aber sollten Sie auf Ihrem Stillschweigen beharren, so könnte es geschehen daß ich mich Ihnen auf die eine oder andere Art im Hause Ihrer Mutter näherte. Ich bin leider ein eigenthümliches Gemisch von Gutem und Bösem. Reizen Sie das Leztere nicht durch eine Weigerung, ich bitte darum. Schicken Sie morgen Don Carlos zurück und legen Sie die gewünschten Worte hinein.

„Gestern fühlte ich mich mehrere Male versucht Ihrer Mutter eine Visite zu machen; aber die Furcht Ihnen zu mißfallen hielt mich davon ab. Würde ich dadurch wirklich Ihren Unwillen erweckt haben? Das ist eine Frage die Ihnen hochachtungsvoll vorlegt Lothar."

Es war das erste Mal daß er einen Namen unter den Brief sezte. Auch blickte Schuldfried ihn an, als ob es ihr schwer würde ihre Augen davon abzuwenden. Ihr erster Gedanke war:

„Ich sollte das meinem guten Freund zeigen und ihn fragen ob ich antworten soll." Sie begann recht herzlich zu lachen, wenn sie sich erinnerte daß dastand, sie solle Aberneys Gattin werden, und sie

beschloß ihrem Freunde kein Wort zu sagen, sondern ganz einfach die vorgelegte Frage zu beantworten.

Fünfzehn Federn wurden geschnitten, probirt und untauglich gefunden. Die sechszehnte endlich wurde für gut genug um zu schreiben angesehen; aber jezt entstand ein entsezliches Kopfzerbrechen, ob sie die Frage mit vier Worten erledigen oder ob sie sich nicht vielmehr etwas ausführlicher ausdrücken solle. Der Brief enthielt ja am Schluß noch eine andere Frage die beantwortet werden mußte. Genug, nachdem sie ihren eigenen Namen auf einen ganzen Bogen Papier geschrieben, um sich recht zu überzeugen daß die Feder gut ging, verzeichnete sie folgende Zeilen:

„Man kann seinen Lehrer sehr, sehr lieb haben ohne daß man ihn darum zu heirathen braucht. Professor Aberney hat ganz und gar keine Lust ein unwissendes Kind zur Frau zu nehmen. Es würde mich sehr verdrießen wenn Sie einen Besuch in Ektorp machten. Meine Mutter empfängt niemals einen Fremden.

„Leben Sie wohl und haben Sie Dank für all Ihre Theilnahme."

Schuldfried las ihre Antwort ein Duzendmal durch, ehe sie das Billetchen zusammenlegte, mit Mundlack schloß und darauf schrieb: Monsieur Lothar, worauf es in Don Carlos gelegt wurde.

Nachmittags kam Aberney nicht; er hatte Schuldfried mit einigen Worten angezeigt daß er auf ein Paar Tage nach Abo reise.

Am Morgen als der Doctor Schuldfried besuchte, war sie unaussprechlich verlegen, und als sie ihm beim Abschied das Buch reichte, konnte sie nicht

aufschauen. Er nahm es ohne eine Muskel in seinem Gesichte zu verziehen oder seine Verwunderung darüber auszudrücken daß es so schnell durchgelesen worden.

Als Wagners Chaise im Hofe von Kronbrück unter dem Flügel des Doctors anhielt, traf er dort einen Bedienten, der ihn ersuchte sogleich zum Baron heraufzukommen, was er auch that. Bei seinem Eintritt in den Salon rief Constantin oder Lothar, wie wir unsern Helden in Zukunft nennen werden, ihm entgegen:

„Haben Sie das Buch zurück?"

„Ja." Der Doctor machte eine höfliche Verbeugung und übergab es. Lothar nahm oder entriß es ihm vielmehr mit den Worten:

„Sie essen wohl heute mit uns zu Mittag?"

„Ich werde die Ehre haben."

Ob Lothar die Antwort hörte oder nicht, ist ungewiß, denn er hatte bereits das Zimmer verlassen.

„Meine Auffassung war also vollkommen richtig," dachte der Doctor. „Schon beim ersten Zusammentreffen mit dem jungen Mädchen verliebte er sich, obschon er damals Bedenken trug sie zu seinem Opfer zu machen. Pah! Dergleichen Scrupel hegt ein Russe nicht länger als vierundzwanzig Stunden; aber dießmal dürften seine Wünsche auf einen lebhaften Widerstand stoßen, und wenn ich meine Carten recht zu mischen verstehe, wird seine Leidenschaft ihn nur zu einer schlechten Handlung nach der andern verleiten, und dann — dann — nun, nun, du

stolzer, übermüthiger Canitz, dann dürftest du mir eines Tags entgelten was deine Familie verbrochen hat."

Während der Haß im Innern des Doctors den Dictator spielte, führte in Lothars Brust ein ganz entgegengesetztes Gefühl das Wort. In sein Cabinet eingeschlossen, öffnete er hastig das Buch und nahm den Brief heraus. Er betrachtete das zusammengelegte Papierchen, dessen Inhalt im Stande sein sollte den Eigenthümer von Millionen schwer zu verlezen oder hoch zu erfreuen. So unbedeutend es von außen war, so sollte es die Mittel haben ihm ein Leid zuzufügen wovon all sein Geld ihn nicht freikaufen konnte, oder ihm eine Freude zu schenken die er sich nicht dafür anzuschaffen vermochte. Welches unbegreifliche Räthsel ist nicht das Leben! Der Mensch der allen Ueberfluß und materiellen Wohlstand besizt ist sehr häufig arm an wahrem Glücke.

Nachdem Lothar das Billet lange betrachtet, erbrach er es. Mit ängstlicher Ungeduld überlas er die Paar Zeilen. Wie unendlich wenig, und doch wie viel enthielten sie nicht!

Bei seiner innern Heftigkeit und Lebhaftigkeit wechselten die Eindrücke sehr schnell, obschon seine russische Erziehung ihn äußerlich verschlossen machte. Die Gewohnheit jeden unbedachten Ausbruch zurückzuhalten war ihm zur zweiten Natur geworden, so daß er sich nur selten jene stürmischen Ergießungen des Zornes oder der Freude erlaubte, die sonst mit seinem Character übereingestimmt hätten und ihn als Jüngling kennzeichneten.

Bei Tisch war er außerordentlich lebhaft und

scherzte mit seinen Genossen, den beiden jungen Russen und dem Doctor. Ueber des Lezteren glatte und lächelnde Physiognomie zog ein leichter Schatten, als sein Blick auf Lothars freudestrahlendes Gesicht fiel.

Nach der Tafel trennte man sich. Die beiden russischen Edelleute wollten auf die Jagd um ihrer Lieblingsleidenschaft nachzugehen, und Lothar stieg wie gewöhnlich zu Pferde um einen Spazierritt zu machen. Das schöne schneeweiße Thier war jezt drei Wochen lang täglich denselben Weg gegangen, so daß es von selbst den Waldpfad einschlug der nach Ektorp führte. Ein Stück vom Hofe hinweg sprang Lothar aus dem Sattel und band das Pferd an einen Baum, worauf er durch den Wald nach seinem gewöhnlichen Beobachtungsplaze zusteuerte. Er gelangte indessen nicht dahin; denn als er an der schmalen und starkgekrümmten Allee die nach Ektorp führte vorbeiwollte, sah er eine Person mit langsamen und behutsamen Schritten, auf einen Stock gestüzt, dieselbe herabkommen. Er blieb stehen. Er hatte den Gegenstand seines lebhaften Interesses wieder erkannt. Schuldfried schaute auf und machte ebenfalls Halt; denn obschon sie noch bedeutend von einander entfernt waren, erkannte sie doch den Fremden. Nach dieser Bewegung von ihrer Seite war zu vermuthen daß Lothar wie ein ungeduldiger Liebhaber hervorstürzen würde; aber statt dessen blieb er regungslos stehen, als wollte er Schuldfried damit anzeigen daß er es lediglich ihr selbst freistelle sich zu nähern oder von ihm zu entfernen. Nachdem sie ein Paar Secunden still gestanden, sezte sie ihren

Weg fort und kam ihm also entgegen. Bei dieser Bewegung von ihrer Seite näherte er sich hastigen Schrittes. Als er vor ihr stand, nahm er ehrerbietig die Müze ab und sagte:

„Ich danke Ihnen daß Sie sich bei meinem Anblick nicht umwandten. Sie hätten dadurch zu erkennen gegeben daß Sie ein Zusammentreffen mit mir nicht wünschen.“

„Ich habe den ganzen Tag gewünscht, das Schicksal möchte unsere Wege einmal zusammenführen,“ antwortete Schuldfried lächelnd und mit einer warmen Farbe auf ihren siebzehnjährigen Wangen. „Um dem Schicksal die Erfüllung meines Wunsches wo möglich zu erleichtern, habe ich mich heute zum ersten Mal auf eigene Faust hinausbegeben.“

Der ungekünstelte Ton womit dieß gesagt wurde, brachte Lothar in wirkliche Verlegenheit. Der für seine Eigenliebe schmeichelhafte Umstand daß sie ihn zu sprechen wünschte, ging dadurch ganz verloren. Sie sprach ja davon wie von der natürlichsten Sache in der Welt, ganz in demselben Ton als hätte es sich um einen Schulcameraden oder einen alten Bekannten gehandelt.

„Und gleichwohl blieben Sie bei meinem Anblick ganz zweifelhaft stehen,“ versezte Lothar, der nicht recht wußte was er sagen sollte.

„Das war sehr natürlich. Wir sind im Ganzen einander so unbekannt daß ich mich eben darüber besann...“ Schuldfried hielt inne und lächelte wie ein Kind, wenn es etwas Schalkhaftes zu sagen beabsichtigt.

„Ueber was? Ob Sie heute gut gegen mich gewesen seien?"

„O nein, ob ich nicht böse auf Sie sein sollte!"

„Auf mich? Und warum?"

„Weil Sie mich mit Ihren Briefen in Verlegenheit brachten."

„Das verstehe ich nicht. Wollen Sie nicht meinen Arm nehmen?"

Schuldfried sah ihn an, schüttelte dann lachend ihren schönen Kopf und antwortete:

„Ein finnisches Mädchen kann sich nicht auf einen russischen Offizier stützen. Das wäre eine feindliche Hilfe."

„Halten Sie mich also für einen Feind?" Lothar betrachtete diese bezaubernden Züge mit einem Blick der wenigstens bewies daß s e i n e Gefühle nicht feindselig waren.

„Ganz gewiß, alle Russen sind meine Feinde."

„Lassen Sie mich glauben daß Sie scherzen. Es würde mir wirklich Leid thun wenn Sie im Ernst sprächen. Ja, ich wage sogar zu behaupten daß Sie heute das Gegentheil bewiesen haben."

„Wodurch?"

„Durch Ihre Güte womit Sie . . ."

„Ihren Brief beantworteten?"

„Ganz richtig. Sie haben dadurch eine gute Handlung verrichtet und gezeigt daß ein finnisches Mädchen auch Barmherzigkeit gegen einen Feind üben kann."

„Das ist etwas was wir Alle thun könnten, der Russe aber selten thut."

„Bitte um Verzeihung. Lassen Sie uns von diesem Gegenstand abgehen.“

Schuldfried blieb bei einem geschlagenen Baumstamm stehen, der gerade an der Ecke des Weges lag wo man von der Allee in den Wald abbog. Sie sezte sich darauf und sagte mit einem freundlichen Blick, indem sie Lothar die Hand reichte:

„Entschuldigen Sie mich wenn ich Sie verlezt habe, und rechnen Sie nicht so genau mit meiner Aufrichtigkeit. Ich sage was ich denke, ohne Absicht damit etwas Böses zu thun.“

„Was könnten Sie Böses thun ohne daß man es beim Klange Ihrer Stimme vergäße?“ Lothar drückte die dargebotene Hand ganz leicht und ließ sie sogleich los.

„Sie sagten Sie hätten mich zu treffen gewünscht?“ fuhr er fort. „Welchem Umstand habe ich dieses Glück zuzuschreiben?“

„Erstens wünschte ich wirklich schon lange Ihnen Etwas zu sagen, und zweitens war es — Neugierde.“

„Neugierde?“

„Ja gewiß. Wir haben uns ein einziges Mal getroffen, und seitdem haben Sie mir beinahe drei Wochen lang täglich einige Zeilen geschickt. Ich sollte wohl meinen daß dieß Neugierde erwecken könnte. Genug, ich wünschte noch einmal den Mann zu sehen der so beharrlich in Briefen zu mir sprach.“

„Es ist das zweite Mal daß Sie sagen: noch einmal. Soll das bedeuten daß Sie mich dann los zu sein wünschen?

„Daran habe ich nicht gedacht; aber ich wollte Ihnen sagen daß . . . daß . . .“ Schuldfried erröthete. Lothars Einbildung schrieb sich diese Röthe zu gut.

„Bitte, sprechen Sie. Jeder Wunsch von Ihnen ist mir Gesez.“

„Nun wohl, dann wünsche ich daß Sie nicht mehr schreiben.“

„Mißfällt es Ihnen?“ Lothars tiefliegende Augen erweiterten sich auf eine eigenthümliche Weise als er sie fixirte. Er versuchte eine Spur von Verlegenheit bei dieser Frage zu entdecken, aber ganz vergebens. Schuldfried sah höchst unbefangen zu ihm auf, als sie antwortete:

„Das nicht. Die Briefe haben mich unterhalten, aber die Art ihrer Zusendung hat mich belästigt. Ueberdieß haben Sie jezt alle Illusionen zerstört, da Sie mich zum Antworten vermochten. Deßhalb“ — Schuldfried hing ihr Köpfchen ein wenig schief und fügte mit einem freundlichen Blicke hinzu — „sollen Sie nicht mehr schreiben. Ich will es nicht.“

„Seien Sie überzeugt daß ich gehorchen werde.“

„Dank!“

„Aber jezt müssen Sie sich edelmüthig zeigen.“

„Lassen Sie hören.“

„Sie müssen mitunter zu dieser Zeit hier ausruhen. Ich kann dann, wie heute, einige Worte mit Ihnen sprechen. Bemerken Sie wohl daß ich es Ihnen selbst überlasse mir diese Freude so spärlich oder freigebig wie Sie wollen zu gewähren, wenn es nur in der kurzen Zeit die ich noch in der Ge-

gend bleibe hie und da einmal geschieht. Nun, bewilligen Sie meine Bitte?"

„Ja ich glaube."

„Versprechen Sie mirs."

„Nun wohl, ich verspreche."

„Dank!" Lothar machte eine verbindliche Verbeugung.

Die jungen Leutchen plauderten noch eine Weile, dann erhob sich Schuldfried um heimzugehen.

„Darf ich Sie nicht jezt auch begleiten?" fragte Lothar. „Hat unser kurzes Gespräch Ihr Vorurtheil gegen unsere Nation nicht in so weit zu mildern vermocht daß Sie meinen Arm annehmen wollen?"

„Wie wenig kennen Sie meinen finnischen Character, wenn Sie glauben daß Zeit oder Verhältnisse ein Vorurtheil verwischen könnten das ich einmal gefaßt habe! Ich bin, wie meine Landsleute, hartnäckig sowohl im Guten als im Bösen."

„Sie verweigern also meinen Arm?"

„Ja."

„Sie sind ein höchst eigenthümliches Mädchen, mit einer Aufrichtigkeit die manchmal frappirt."

„Im Namen dieser Aufrichtigkeit sage ich Ihnen jezt Lebewohl."

„Ich darf Sie also jezt nicht begleiten?"

„Nein."

Schuldfried erhob sich. „Der Grund liegt darin daß ich unsere Bekanntschaft Niemand mittheilte. Warum ich es nicht gethan, weiß ich selbst nicht. Ich weiß bloß daß es mir unmöglich war die Erzählung davon über die Lippen zu bringen, und

dessen ungeachtet habe ich mehrere Male fest beschlossen meinem Freunde davon zu sagen."

„Ihr Freund ist vermuthlich ein Spielcamerad?"

„O nein, es ist..." Schuldfried verstummte plözlich. Vor ihrer Erinnerung stand Lothars Brief worin er fragte ob Aberney ihr Gatte werden würde.

„Wiederum eine Unterbrechung; vielleicht war meine Frage undelicat?" Es blizte in Lothars Augen.

„Ach nein, aber Ihr lezter Brief ist an der ganzen Verwirrung Schuld und hat mich jezt aus dem Concept gebracht. Mein Freund ist Professor Aberney," fügte sie mit einem gewissen Nachdruck hinzu. „Er war mir Vater, Lehrer und hat mir so viel Wohlwollen erwiesen; auch habe ich ihn so innig lieb."

„Wie beneidenswerth ist er nicht! Aber ich will Sie nicht länger aufhalten." Lothar nahm seine Müze ab und im nächsten Augenblick war er verschwunden.

In seinem Ton und Blick lag Etwas das einen unangenehmen Eindruck auf Schuldfried machte: sie wußte nicht recht warum, aber die Erinnerung daran beunruhigte sie. Sie hätte ihn zurückrufen mögen, um zu fragen ob sie etwas Beleidigendes gesagt habe. Langsamen Schrittes wandelte sie die Allee hinab und grübelte darüber nach warum er sie so plözlich verlassen habe. Als sie auf den Hof kam, trat Annika ihr entgegen, die so eben von ihrer Säuberungsarbeit im Garten zurückkehrte.

„Liebes Kind, wo warst Du denn?" fragte die

Dienerin unruhig; „Du hast jezt gewiß Deinen Fuß wieder verderbt. Droben ist ein Brief vom Professor. Er kam eben erst und liegt auf Deinem Zimmer."

Der Brief enthielt die Nachricht daß Aberney nach Abo gereist sei, um dort einen Schweden zu treffen mit dem er wichtige Sachen zu besprechen habe. Er gedenke erst in einigen Wochen nach Junta zurückzukommen. War Schuldfried schon vorher unruhig, so wurde sie es bei dieser Nachricht noch mehr. In der Nachschrift standen jedoch folgende Zeilen die alle trüben Gedanken verscheuchten:

„Wenn ich nach Junta zurückkomme, bringe ich einen Gast mit dessen Wiedersehen Dir gewiß Freude macht. Ich meine Tage."

Ihr Herz klopfte hoch vor Freude bei dem Gedanken daß sie Tage treffen sollte, den sie seit drei Jahren nicht gesehen. Diese drei Wochen mußten schnell vergehen, und dann, wie angenehm mußte es nicht dann werden! Ihr Gesicht strahlte jezt vor Wonne.

Bulwer sagt: „Die Natur hat den Thieren die in einem kalten Clima wohnen sollen eine dicke Haut gegeben, und den Menschen die auf ihrer Wanderung durchs Leben von Bekümmernissen heimgesucht werden sollen, hat sie ein heiteres elastisches Gemüth verliehen." So war es auch mit Schuldfried. In der Einsamkeit aufgewachsen, unbekannt mit den Menschen, dem Leben, der Wirklichkeit und allem Bittern was sie in sich schließt, war sie ein gutes und heiteres Kind das nur aus Büchern wußte was sich in der Welt zutrug. Was sie eines Tags eigent-

lich werden, wie ihr Character sich entwickeln würde, sollte sich erst zeigen wenn die Ereignisse die Kräfte die jezt in ihr schlummerten zur That weckten. Die Natur hatte sie, die an der Seite einer düstern und schwerbetrübten Mutter aufgewachsen war, mit einem frischen und fröhlichen Gemüthe beschenkt, das unter Gesang und heitern Spielen seine einsame und abgesonderte Kindheit verlebte. Sie hatte eine lebendige starke Seele und ein warmes Herz empfangen, ohne daß diese Eigenschaften durch eine weichliche Träumerei oder eine schmachtende Sehnsucht getrübt wurden. Ihr frühentwickelter Verstand war durch Lectüre mehr gepflegt und gebildet worden als bei Mädchen ihres Alters sonst der Fall ist, aber er war nicht in jene vorzeitige Frühreife übergegangen wodurch Seele und Herz veralten, sondern behielt einen Anstrich kindlicher Frische die so unschäzbar ist. Wie alle lebhaften Gemüther, empfing Schuldfried leicht Eindrücke die aber selten etwas Anderes als einen vorübergehenden Einfluß übten. Und in der gegenwärtigen Periode ihres Lebens wäre es schwer zu bestimmen gewesen ob ihr Gefühl von augenblicklichen Impulsen abhängig oder ob es stark, tief und mächtig werden solle. Jezt konnte sie von traurigen Gedanken plözlich zu fröhlichen übergehen. Ein Nichts konnte sie betrüben, aber auch erfreuen. Der Grundton ihrer Gemüthsart war heiter und die melancholischen Gedanken wichen leicht vorübergehenden zerstreuten Wolken.

Am folgenden Vormittag erklärte der Doctor daß der Fuß vollkommen gesund sei; Schuldfried müsse

jedoch vorsichtig sein und dürfe ihn nicht anstrengen. Er fügte mit seinem verbindlichen Lächeln hinzu:

„Meine Besuche als Arzt sind jezt überflüssig, aber ich hoffe daß Sie mir erlauben werden mich manchmal nach dem Befinden meiner Patientin zu erkundigen."

Ehe Schuldfried antworten konnte, verbeugte er sich und verließ das Zimmer.

Zwei Tage waren vergangen ohne daß Schuldfried den Hof oder den Garten verließ. Sie hatte den Vormittag über sehr fleißig neben ihrer Mutter gearbeitet. Sie hatte wie gewöhnlich gelesen und übersezt. Sie hatte zwei volle Stunden gespielt; aber als die Mutter sie bat einige neue Lieder zu singen, hatte sie geantwortet:

„Ich kann heute nicht singen."

Nachmittags zog sich Frau Smith mit ihrer Arbeit in ihr Zimmer zurück, und Schuldfried dachte eine Weile daran hinabzugehen und sich mit Weben zu beschäftigen; aber Annika erklärte, ihr Fuß gestatte es durchaus nicht an dem Webstuhle herumzutreten. So kam es daß Schuldfried den ganzen Nachmittag damit zubrachte an den Blumenrabatten im Hof und Garten zu arbeiten, ihre vielen Blumen zu pflegen u. s. w. Gegen Abend flogen ihre Augen von den Blumenrabatten hinweg nach dem kleinen Waldweg den man vom Hof aus sehen konnte; aber kein lebendiges Geschöpf zeigte sich da. Als Schuldfried spät am Abend, nachdem alle sich gelegt hatten, am Fenster saß und über die Gegend hinschaute,

wunderte sie sich daß sie zum ersten Male in ihrem Leben den Tag lang gefunden habe. Sicher war es die Sehnsucht nach Aberney die das verursachte, aber gleichwohl war es nicht des geliebten Lehrers Bild das unaufhörlich wieder vor ihr Gedächtniß trat, sondern die schönen und schwärmerischen Züge des Fremden.

Der zweite Tag verging wie der erste, und auch er erschien Schuldfried unendlich lang, obschon sie jezt unbeschreiblich viel mit ihren Tauben, Vögeln und übrigem Federvieh zu thun hatte, was Alles unter ihrer Aufsicht stand und jezt schon lange ihrer Pflege hatte entbehren müssen. Troz alle dem wurde die Zeit lang, und was noch schlimmer war, Alles was sie that kam ihr langweilig vor. Der Abend fand sie wieder beim offenen Fenster, den Kopf in die Hand gestüzt. Sie wollte eben sich selbst fragen warum sie sich diese Tage so hartnäckig innerhalb der Thore von Ektorp gehalten und nicht hinausgewagt hatte. Ganz gewiß darum weil der Doctor ihr verboten hatte sich anzustrengen. So weit hatte sie es in ihrer Selbstprüfung gebracht, als man vom Ufer her eine schöne Männerstimme ein höchst eigenthümliches Lied singen hörte das ein Volkslied zu sein schien, aber kein schwedisches oder finnisches, sondern ein solches das unter einem glühenden Himmel gedichtet worden. Schuldfrieds Blick richtete sich nach der Gegend von wo der Gesang kam, und sie sah einen einsamen Ruderer in einem Boot das langsam über die spiegelhelle Fläche der Bucht dahinglitt.

„Das ist er," dachte Schuldfried und schaute

dem Boote nach. Die Entfernung war zu groß um die Züge unterscheiden zu können; aber die ganze Erscheinung gab zu erkennen daß es keiner der umwohnenden Bauern war, so ferne nicht schon der Gesang dieß verrathen hätte.

Noch als das Boot bereits hinter einer vorstehenden Landspize verschwunden war, schlugen die entfernten Töne an Schuldfrieds Ohr, und lange nachdem sie verhallt waren, klangen sie noch in ihrer Seele fort.

Am folgenden Tag, als es sich gegen Abend neigte, ging Schuldfried zum Hofthore hinaus und auf dem Waldwege fort. Kaum hatte sie in diesen eingebogen als Lothar mit entblößtem Haupte vor ihr stand.

„Sie waren sehr grausam," sagte er, „mich zu einem so langen Warten zu verurtheilen. Ich hatte gehofft, Ihre Güte würde zu meinem Vortheil reden."

„Es sind ja erst zwei Tage seit wir uns trafen," versezte Schuldfried lächelnd.

„Erst, sagen Sie. Nun wohl, Ihnen, die Sie sich aus Furcht vor einer Begegnung mit mir nicht zum Thore hinauswagten, ist die Zeit gewiß schnell vorübergegangen?" Der Ton war etwas bitter und das Auge blickte düster auf das Mädchen.

„Um die Wahrheit zu sagen, muß ich gestehen daß diese Tage mir recht lang vorgekommen sind; ich habe dabei viel an Sie gedacht."

Lothars Stirne erheiterte sich.

„Wie gütig Sie sind mir das zu sagen!"

„Und warum sollte ichs nicht sagen?" Schuldfried sah ihn mit einem Blicke an, der die holde Illu-

sion welche die Eigenliebe ganz augenblicklich schuf gänzlich verscheuchte. „Ich wünschte Sie zu fragen warum Sie so mißvergnügt aussahen als wir das lezte Mal von einander schieden. Gewiß hätte ich Ihnen deßhalb nachgerufen wenn Sie mich nicht so plözlich verlassen hätten. Jezt möchte ich gerne wissen was Ihr verändertes Benehmen hervorrief."

„Brauche ich es Ihnen wohl zu sagen?"

„Ganz gewiß, da ich frage."

„Und gleichwohl sollten Sie, wenn Sie an den Gegenstand unseres Gespräches denken, die Lösung des Räthsels selbst finden." Sie spazierten langsam den Weg hinan.

„Nein, ich begreife wahrhaftig nicht was Ihr Mißvergnügen erregen konnte."

„Mißvergnügen ist nicht das rechte Wort, sondern Betrübniß; ich empfand . . . gleichviel was. Da Sie die Ursache nicht errathen haben, so erlassen Sie mirs sie zu sagen."

„Wie Sie belieben. Ich will Sie nicht mit Fragen quälen, zumal da Sie jezt besser gestimmt scheinen."

„Und wenn ich auch das Gegentheil wäre, was würden Sie wohl darnach fragen?"

„Viel! Es würde mich betrüben. Ich kann es nicht ertragen daß Jemand böse auf mich ist."

„Jemand! Aber wenn dieser Jemand eine Ihnen so gleichgiltige Person ist wie ich?"

„Sie sind mir nicht gleichgiltig."

„Nein, ich bin etwas weit Schlimmeres; ich bin ein verhaßter Russe."

Schuldfried blieb plözlich stehen und sah ihn an, indem sie mit ernster Stimme sagte:

„Warum mich daran erinnern? Ich habe es in diesen Tagen gänzlich vergessen.“

„Um so mehr Grund für mich Sie daran zu erinnern.“

Schuldfried begann wieder zu gehen und Lothar fuhr mit ruhiger und ernster Stimme fort:

„Im Fall Sie irgend Wohlwollen gegen mich hegen, so will ich es durchaus nicht dem Umstand verdanken daß Sie meine gehaßte Nationalität vergessen. Ich stände ja immer in Gefahr es zu verlieren, sobald Sie sich erinnerten wer ich wäre. Es würde mir ganz gehen wie jezt. Sie würden augenblicklich mißvergnügt werden, und dann ist es besser, Sie sind nie anders. Ich will mir Ihr Wohlwollen nicht erschwindeln; dafür lege ich zu großen Werth darauf.“

Eine Pause entstand. Schuldfried ging gesenkten Blickes und Lothar betrachtete sie aufmerksam. Endlich wandte sie ihr Gesicht gegen ihn und sagte:

„Es ist wahr, ich verabscheue die Russen aus tiefstem Herzen, und ich würde mich sehr unglücklich fühlen wenn ich genöthigt wäre in Rußland unter diesem Volke zu leben; aber das hindert nicht daß sich auch unter ihnen Leute finden können mit denen man gerne umgeht und die alles Recht auf unsere Achtung besizen.“

„Sagen Sie mir, ist Ihr Haß gegen meine Landsleute ein nationaler oder hat er eine Privatursache?“ Bei dieser Frage fixirte er sie scharf.

„Ich habe ihn mit der Muttermilch eingesogen,

und so weit ich zurückdenken kann, habe ich mit dem Wort Russe das Böse bezeichnet. Als ich eilf Jahre alt war, sollte eine kleine Privatgeschichte dazu kommen und meinen eingewurzelten Abscheu noch bekräftigen. Alles zusammen hat gemacht daß ich mich wirklich selbst darüber verwundere, wie ich Sie ohne allen Widerwillen sehen und sprechen kann."

„Die Entdeckung daß ich Russe bin, machte indeß einen solch unangenehmen Eindruck daß die Folge davon ein verrenkter Fuß war. Die wochenlangen Schmerzen die Sie deßhalb ausstanden, werden mir stets auf dem Gewissen liegen. Wollen Sie sich nicht sezen? Vom Hügel hier sehen wir den schönen See."

Er bot Schuldfried die Hand um ihr zu helfen, aber sie sprang ganz allein über den Graben.

Lothar folgte ihr, und nachdem sie eine Weile dagestanden und den See betrachtet hatte der durch die Oeffnung im Walde sichtbar wurde, kam das Gespräch so allmählig von Finnland auf andere Gegenden welche Lothar als Marineoffizier besucht hatte und jezt mit außerordentlich lebhaften Farben beschrieb. Sie hatten sich unter einen großen Baum gesezt dessen laubiger Wipfel sachte seine Blätter über ihren Häuptern schüttelte. Mit gespanntem Interesse hörte Schuldfried auf die Schilderungen von Italien. Mit lebhaften und kühnen Farben sprach Lothar von einem Abend in Venedig, als er auf den Lagunen fuhr, während der Gondoliere eines jener glühenden Lieder sang welche die Völker des Südens characterisiren.

„Dort lernten Sie wohl das Lied welches Sie gestern Abend sangen?" fiel Schuldfried ein.

Das Mädchen war wirklich geschaffen Lothar ein wenig aus dem Concept zu bringen. Er hatte aus Zartgefühl und um ihr eine Verlegenheit zu ersparen, mit keinem Wort andeuten wollen daß er sie gesehen, und jezt sprach sie von seinem Gesange ganz wie wenn sie ihn in einer Gesellschaft gehört hätte. Er antwortete indeß sogleich:

„Ja, es war eine der vielen Barcarolen die ich in Venedig hörte."

„Singen Sie sie noch einmal, damit ich den Text höre."

„Text und Melodie sind italienisch."

„Ah, Sie meinen vielleicht, ich würde ihn nicht verstehen?" Schuldfried lachte. „Sie haben Unrecht, ich habe italienisch gelernt."

„Sie? Und von wem?" Lothar betrachtete sie mit Bewunderung.

„Von meinem guten Freund, Onkel Aberney."

„Er!" Lothars Züge veränderten sich augenblicklich und er sagte kalt: „Gewiß singt der Professor weit besser als ich, und deßhalb erlauben Sie daß ich nicht singe."

Schuldfried sah ihn an.

„Jezt sind Sie wieder verändert."

Lothar fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Ich wünsche daß Sie nicht bemerkten wie sehr gewisse Dinge mich quälen."

„Hat mein Wunsch daß Sie singen möchten Sie gequält? In diesem Fall wollen wir nicht mehr davon reden. Ich bin so gewöhnt alle meine Wünsche

auszusprechen daß Sie sich nicht daran kehren dürfen. Ihr Gesang war so wunderbar schön daß ich ihn sehr gerne noch einmal gehört hätte."

„Singt Professor Aberney?"

„Ob er singt?" rief Schuldfried in einem Tone als hätte er eine heidnische Frage gemacht. „Er hat eine so prächtige und starke Stimme. Tante Sara sagt mir, er sei wegen seiner Compositionen und seines Gesanges weit und breit berühmt gewesen."

„Der Mann besizt demnach alle möglichen Eigenschaften und Talente," sagte Lothar mit einem ironischen Lächeln. „Wenn Sie erlauben, sprechen wir nicht mehr von ihm."

„Und warum? Ich verstehe Sie nicht."

„Um so besser. Haben Sie die Frage in meinem Briefe schon vergessen?"

Schuldfried konnte sich bei der Erinnerung daran unmöglich eines lauten Lachens enthalten, so comisch erschien es ihr daß Jemand daran denken konnte daß Aberney, ihr väterlicher Freund, ihr Gatte werden sollte. Ihr silberhelles Lachen verscheuchte die trüben Gedanken aus Lothars Seele.

„Ihre Frage habe ich ja beantwortet, und dieß da ist so über die Maßen lächerlich daß ich nicht begreife wie Sie darauf zurückkommen können."

Das Gespräch wurde bald auf Italien zurückgeführt und die Zeit entfloh sehr schnell. Als die Sonne sich hinter dem Walde verbarg, sagte Schuldfried dem Fremden Lebewohl.

Seitdem machte Schuldfried jeden Abend einen Spaziergang, und bald erstreckten sich ihre Ausflüge bis nach Junta um Tante Sara zu begrüßen, der es jezt schrecklich öde vorkam, da sie nicht mehr mit ihrem lieben Neffen hadern konnte. Schuldfried wurde herzlich willkommen geheißen, und die Alte wußte nicht welche Ehre sie ihr erweisen sollte. Bei allen Spaziergängen des jungen Mädchens fügte es der Zufall daß sie mit dem Fremden zusammentraf; und so oft sie sich trennten, hatte sie eine neue liebenswürdige Eigenschaft an ihm entdeckt. Allerdings kam er ihr auch manchmal unerklärlich launisch vor; er konnte heiter scherzen und auf einmal wieder finster und verdrießlich werden, wo er dann mit einem bitteren Hohne sprach der Schuldfried schmerzte. Die Ausbrüche veränderter Stimmung trafen immer ein wenn Schuldfried entweder Aberneys oder Tages Namen nannte. Sonst war er geistreich und beurkundete in seinen Schilderungen eine poetische Auffassung. In seinem Benehmen war er ehrerbietig und zuweilen zurückgezogen. Man sah deutlich daß er sich gleichsam scheute ihr auf eine vertrauliche Art zu nahen. Die drei Wochen welche Aberney ausbleiben wollte, waren somit für Schuldfried entflohen ohne daß sie es bemerkte. Es war ein schöner Samstag Nachmittag im Juli, als sie von Ektorp nach Junta ging um Tante Sara mit einigen prächtigen Erdbeeren zu überraschen welche sie selbst gezogen und gepflückt hatte. Wie gewöhnlich traf sie den Fremden an der Biegung des Waldweges.

„Wissen Sie an was ich so eben dachte?“ fragte sie.

„Nein, aber ich hoffe daß Sie es mir sagen."

„Nun, daß jezt beinahe zwei Monate seit unserm ersten Zusammentreffen verstrichen sind, ohne daß ich weiß wie Sie heißen oder wer Sie sind. Heute habe ich zum ersten Male daran gedacht."

„Und warum gerade heute?"

„Weil ich ganz kürzlich Annika den verhaßten Namen des Eigenthümers von Kronbrück aussprechen hörte."

„Verhaßten Namen, sagten Sie?"

„Ja er ist mir verhaßt weil er mich an einen erlittenen Schimpf erinnert. Aber lassen Sie uns nicht davon reden. Meine Mutter und mein Seelsorger haben mich gelehrt daß man alle Beleidigungen verzeihen und vergessen müsse; diese ist jedoch von der Art daß ich Mühe habe bei dem Gedanken an . . ."

„Canitz?" sagte Lothar mit einer eigenen Schärfe im Ton.

„Ja. Genug, sein Name erinnert mich an Ihre Bemerkung daß Sie als Gast in Kronbrück seien, und nun wußte ich noch nicht ob Sie der Gast des Doctors oder des Eigenthümers sind."

„Wollen Sie wirklich wissen wer ich bin?"

„Ja, ganz gewiß."

„Aber wenn ich Sie darum bäte es bis auf ein Weiteres nicht sagen zu müssen, was würden Sie dann antworten?"

„Daß ich es doch wisse!"

„Wirklich?"

Lothar konnte nicht verhindern daß ihm das Blut in die Wangen strömte.

„Ich habe heute einen Besuch vom Doctor gehabt und dieser gab es mir zu verstehen.

„Der Doctor erzählte," fuhr Schuldfried fort, „daß auf Kronbrück zwei russische Offiziere zu Gaste seien. Der eine von ihnen heiße Lothar Gurtzskow. Sehen Sie, ich weiß Ihren Namen ganz genau."

„Erinnern Sie sich einmal wenn es nöthig sein sollte, daß ich es nicht bin der Ihnen dieß gesagt hat." Lothar sagte dieß mit großem Ernst.

„O ja, ich werde es nicht vergessen. Sonst habe ich in einem Buche, genannt Regeln des guten Tones, gelesen daß es unhöflich sei sich nicht zuerst vorstellen zu lassen bevor man ein Frauenzimmer anrede."

„Ja in Gesellschaft, aber unsere Bekanntschaft wurde unter Gottes freiem Himmel geschlossen und das verändert viel. Wenn ich die Unart beging mich Ihnen nicht selbst vorzustellen, so haben Sie ganz dasselbe gethan. Sie haben mir nie gesagt wer Sie sind."

„Sie wissen es."

„Allerdings, aber nicht durch Sie. Gleichwohl kenne ich Ihren Taufnamen noch nicht."

„Nun wohl, ich will artiger sein als Sie." Schuldfried blieb stehen, machte vor dem Jüngling ein tiefes Compliment und sagte: „Hier habe ich die Ehre Ihnen Schuldfried Smith vorzustellen."

„Schuldfried, Schuldfried," wiederholte Lothar, gleich als hätte dieser Name ihn frappirt und eine qualvolle Erinnerung in seiner Seele erregt. — „Ja jezt erinnere ich mich, Sie haben wirklich diesen

eigenthümlichen Namen, der in meinen Ohren so wunderlich klang als ich ihn zum ersten Male hörte."

„Und wann war das?"

„O ich hörte ihn irgend Jemand einmal rufen," sagte Lothar. Dann fügte er abbrechend hinzu: „Für wen bestimmen Sie diese Beeren?"

Schuldfried erzählte daß sie dieselben mit eigener Hand gepflanzt und jezt Tante Sara zugedacht habe. Das Gespräch kam dadurch auf ein gleichgiltiges Gebiet und drehte sich eine Weile um Blumen. Beim Scheideweg der nach Junta führte, blieb Lothar stehen. Er warf sich ins Gras um Schuldfrieds Heimkehr abzuwarten. Die Gedanken die den jungen Mann beschäftigten müssen nichts weniger als angenehm gewesen sein, denn ein Zug tiefer Schwermuth lag auf seiner Stirne. Endlich erschien Schuldfried wieder lächelnd und strahlend vor Freude. Lothar ging ihr entgegen.

„Wie vergnügt Sie aussehen," sagte er. „Ganz sicher haben Sie zum Dank für Ihre Erdbeeren eine angenehme Nachricht erhalten."

„Sie habens errathen. Morgen kommen mein Freund und Tage nach Hause. Ach ich bin so froh sie wieder zu treffen!"

Lothar erwiderte kein Wort, sondern ging schweigend an ihrer Seite. Schuldfried, die vergebens wartete bis er Etwas sagen würde, bemerkte endlich, als er in seinem Schweigen verharrte:

„Sind Sie jezt wieder mißvergnügt? Gestehen Sie daß Sie während unseres kurzen Zusammenseins es immer einmal sein müssen."

„Ich bin nicht mißvergnügt, am allerwenigsten über Sie, aber es gibt Dinge die mich mitunter auf schmerzliche Gedanken führen. So z. B. denke ich, während Sie mit freudestrahlendem Blick von Ihrer Ergebenheit gegen Professor Aberney und seinen Sohn sprechen, an mich selbst und meine Armuth. Ich besize Niemand der sich über meine Ankunft freut oder über meinen Abschied grämt; ich habe kaum einen Hund der mir anhänglich wäre. Ich empfinde Etwas wie Neid über die Glücklichen für welche Sie Freundschaft hegen. Auch ich möchte einen Freund besizen."

„Haben Sie keinen?" fragte Schuldfried theilnehmend.

„Erlauben Sie daß wir von mir abgehen; dieß ist ein nicht sehr interessanter Gesprächsstoff. Halten Sie sich nicht an die Ausdrücke von Wehmuth die sich zuweilen auf meinen Zügen spiegeln, wenn ich daran erinnert werde daß Andere soviel für Sie sind und ich so ganz und gar nichts."

Wieder wandelten sie still neben einander. Schuldfried sah ernsthaft aus. Als sie zum Abhang eines Hügels kamen, sagte Lothar:

„Sezen Sie sich hier eine Weile. Sie werden so sehr von Ihren Freunden in Anspruch genommen werden, daß ich ganz sicher lange nicht mehr auf die Freude hoffen kann Sie zu treffen."

Schuldfried sezte sich. Lothar nahm ein Stück von ihr Plaz.

„In einigen Wochen muß ich diese Gegend verlassen," sagte er.

„Sie reisen also nach Petersburg?“ Schuldfried that die Frage mit abgewandtem Gesichte.

„Ich weiß nicht; ich weiß bloß daß ich nicht hier bleiben kann.“

„Und warum?“

„Canitz muß da reisen.“

„Und Sie mit Ihrem Freund?“

„Ja. — Sie nennen ihn meinen Freund und Sie haben Recht. Sicherlich ist er der einzige den ich besitze.“ Lothar lächelte bitter, indem er hinzufügte: „Aber auch seine Ergebenheit gegen mich ist nicht viel werth.“

„Der Mensch liebt wohl keinen Andern als sich selbst?“ fiel Schuldfried ein.

„Ich glaube Sie thun ihm Unrecht. Er liebt am allerwenigsten sein eigenes Ich und ist gleich mir sowohl des Lebens als seiner selbst überdrüssig.“

„Aber erst kürzlich noch, als wir uns trennten, schienen Sie das Leben nicht mit so müden Augen anzusehen.“

„Ich vergaß da das Leben über Ihnen. Wenn ich an Ihrer Seite gehe und über ganz gleichgiltige Dinge mit Ihnen spreche, vergesse ich Alles über der Annehmlichkeit der Stunde, und dann wünsche ich ungestört diese kurzen Augenblicke genießen zu können welche die Sonnenstrahlen an meinem nicht sehr heitern Himmel ausmachen. Ich weiß dann daß das Leben auch für mich schön sein könnte. Ihr Anblick ist für mein Inneres ein Bedürfniß geworden. Ich meine ein besserer Mensch zu sein wenn ich bei Ihnen bin, wenn ich den Klang Ihrer Stimme und den Schall Ihres Lachens höre. Wundern Sie

sich nicht, wenn jeder Gegenstand der zwischen Sie und mich tritt Bitterkeit in meiner Seele erregt. Sie sind mir lieb geworden, während ich Ihnen gleichgiltig geblieben oder höchstens ein Gegenstand bin den Sie mit Wohlwollen behandeln, so lange keiner von Ihren Lieben zugegen ist, den Sie aber bei der Begegnung mit denselben wieder vergessen."

„Ich weiß nicht ob Sie das denken was Sie jezt sagen," antwortete Schuldfried; „aber ich meine Sie sollten begreifen daß ich Freundschaft für Sie hege, da ich gerne mit Ihnen beisammen bin und mir Etwas fehlt wenn ich Sie nicht sehe. Wir können ja einander doch sagen was wir Beide glauben und wissen, nämlich daß wir Freunde sind."

Schuldfried reichte ihm mit ihrem unbeschreiblich milden Lächeln die Hand und fügte hinzu: „Wenn Sie keinen andern Freund besizen, so besizen Sie doch an mir einen solchen."

Lothar zögerte gleichsam ihre Hand zu ergreifen, that es aber doch zulezt.

„Ich glaube, Sie zögern meine Hand als Freund zu ergreifen?" sagte Schuldfried zulezt.

„Freundschaft zwischen einem Russen und einer Finnin, Freundschaft zwischen Ihnen und mir! Sie sind ein 17jähriges Mädchen, ich ein 23jähriger Mann."

„Nun was wollen Sie? — Ich kann unmöglich in Ihnen einen Russen erblicken, und daß wir Beide jung sind, kann doch eine Freundschaft zwischen uns nicht unmöglich machen?"

„Beinahe," murmelte Lothar, fügte aber schnell mit fester Stimme hinzu:

„Wenn es mir in diesem Augenblick unmöglich erscheint Ihr Freund zu sein, so will ich das Unmögliche möglich zu machen suchen. Ach Sie lächeln und sehen mich ganz verwundert an. Sie sind mit der Menschennatur zu unbekannt um mich zu verstehen; aber ich will Ihnen heute Etwas anvertrauen was Ihnen in Zukunft beweisen wird daß meine Ergebenheit keinem unedlen Herzen entsproßt ist. Wenn ich heute Ihr Freundschaftsanerbieten zögernd und mit scheinbarer Kälte aufnahm, so geschah es weil ich mir selbst heilig gelobte Ihr Vertrauen und Ihre Unerfahrenheit nie zu meinem Vortheil zu benüzen. Sie ahnen nicht welche Gefahr die Freundschaft zwischen einem jungen Mädchen und einem jungen Manne für beide in sich schließt. Wie kostbar die Ihrige für mich ist, kann ich Ihnen nie begreiflich machen, und gleichwohl besize ich den Muth zu sagen: Bedenken Sie sich wohl; wollen Sie die freundlichen Worte zurücknehmen, so thun Sie es. Ich werde von Ihnen nie etwas Anderes als Wohlwollen begehren. Merken Sie sichs: heute kann ich noch so handeln, morgen wäre es vielleicht — unmöglich."

Nie hatte Schuldfried ihn so edel schön gesehen wie in diesem Augenblick. Sein Auge ruhte mit einem so ernsten und zugleich so zärtlichen Ausdruck auf ihr daß es sich gleichsam in ihr Herz einbrannte. Schuldfried reichte ihm beide Hände und sagte mit jugendlicher Begeisterung: „Sie mögen meine Freundschaft wollen oder nicht, so gehört sie Ihnen. Sie mögen in meiner Nähe weilen oder in weite Fernen

reisen, so werde ich doch Ihre Freundin bleiben so lange mein Herz schlägt."

„Dank!" stammelte Lothar, drückte ihre Hände und ließ sie dann los, indem er murmelte: „Gott beschüze Sie; Sie sind ein Engel. Und möge er mir beistehen daß ich Ihnen nie einen Schmerz bereite."

In diesem Augenblick hörte man ein heiseres gelles Lachen über Schuldfrieds Kopf. Sie sprang erschrocken auf und Lothar erblaßte, faßte sich aber schnell und sagte:

„Es war eine Elster die ihr Abendlied sang."

Sie wanderte jezt heimwärts.

Während Lothar und Schuldfried zwischen Junta und Ektorp spazierten, fand auf Kronbrück ein ganz anderes tête à tête zwischen Doctor Wagner und dem Gutsverwalter Scheindinge statt. Doctor Wagner hatte während der mehrjährigen Abwesenheit des jungen Besizers von Kronbrück den Auftrag gehabt als Herr daselbst zu residiren. Wagners bekannte Uneigennüzigkeit hatte schon zu den Zeiten des Generals zur Folge gehabt daß dieser ihm während seiner Abwesenheit die Herrenrolle übertrug, weil man, wie der General sich ausdrückte, auf die Ehrlichkeit eines Verwalters nie zählen durfte oder konnte, wenn man ihn ohne ein wachsames Auge ließ. Obschon Lothar sich über die Redlichkeit des Verwalters nicht viele Gedanken machte, so hatte er doch, dem einmal ausgesprochenen Wunsche des Generals gemäß, Wagner den Auftrag ertheilt in seiner Abwe-

senheit der Herr zu sein und dafür zu sorgen daß die Untergebenen Nichts zu klagen hätten. Dieses Geschäft übernahm Wagner gerne und zwar aus folgenden Gründen. Er war von Natur stolz und herrschsüchtig. Diese beiden Eigenschaften, die er sein ganzes Leben lang hatte unterdrücken müssen, befanden sich wohl dabei wenn alle Unterthanen des Guts, vom geringsten bis zum Verwalter, ihm eine Ehrfurcht bezeugten als ob er der rechte Eigenthümer wäre. Auf der andern Seite lag in dem eigenthümlichen Character dieses Mannes eine angeborne Vorliebe zu dem Volke, ein wahres Interesse für sein Wohl und ein inniger Wunsch die Stellung der unteren Classen erträglich machen zu können. Wagner war human, mitleidig und theilnehmend gegen seine Mitmenschen, so weit seine eigenen Interessen und Leidenschaften nicht dazwischen traten. Wenn diese durch Nichts aufgeregt wurden, war er ein Ehrenmann in des Worts vollster Bedeutung und wäre es sicherlich in allen seinen Handlungen geblieben, wenn nicht ein durchgreifender Haß gegen Rußland und die Familie Canitz insbesondere von Jugend auf eine unauslöschliche Rachsucht in ihm genährt und alle dadurch hervorgerufenen Dämonen in Bewegung gesezt hätte. Mit einem überlegenen Verstand, einer scharfen Beobachtungsgabe und in Folge davon einer sichern Auffassung des menschlichen Characters, sowie der Gemüthsart jedes Einzelnen der ihm in den Weg kam, ausgestattet, hatte er während seiner abhängigen Stellung sowohl seinen verlezten Hochmuth als seinen leidenschaftlichen Haß hinter einer ergebungsvollen und demüthigen Oberfläche zu verbergen ge-

wußt. Er hatte sich zum Vertrauten seines größten Feindes gemacht und bei dem General Canitz seine Rolle so gespielt, daß dieser ihm die Erziehung des Universalerben seiner fürstlichen Güter übertragen hatte. Sein Einfluß auf Lothar war allmächtig gewesen, und das war er noch jezt in Allem was die äußeren Verhältnisse betraf. Sagte der Doctor: Diese oder jene Veränderung muß vorgenommen werden; dieser oder jener Pächter muß einen kleineren oder höheren Pacht bekommen, so antwortete Lothar immer: Das verstehen Sie besser als ich, thun Sie nach Ihrem Gutdünken. — Und in all diesen Fällen verdiente der Doctor ein unbegrenztes Vertrauen; aber leider war er nicht eben so gewissenhaft wenn es sich um das Innere des jungen Mannes handelte.

Während ihres Aufenthaltes auf deutschen Universitäten hatte Wagner mit einer eigenthümlichen ausstudirten Geschicklichkeit den Samen zu allen möglichen Lastern in das Herz des Jünglings auszustreuen gesucht, indem er ihm die Lehre der Genüsse predigte und seine von Natur romantischen Ideen verspottete. In jungen Jahren liebt man vorzugsweise die Vergnügungen, und da Wagner ihm stets solche zu verschaffen wußte, so wurde er mehr Lothars Freund als sein Mentor. Es würde ihm sicherlich auch gelungen sein aus dem feurigen, schwärmerischen und reichbegabten Jungen einen schlechten und ausschweifenden Menschen zu machen, wenn nicht ein unerklärlicher Zufall Lothar aus seinem blinden Vertrauen zu dem Doctor geweckt und statt dessen ein gründliches Mißtrauen gegen den frühern Gou-

verneur in seine Seele sich eingeschlichen hätte. Diese Veränderung war so plözlich vor sich gegangen daß der Doctor vergebens über ihre Ursachen nachgrübelte. Er wußte bloß daß Lothar schon am Tage nach seiner Mißhandlung gegen Tage und Schuldfried sich ungleich geworden war, daß er mit Eifer vom General den Plaz auswirkte den Wagner jezt hatte, und daß er den Doctor durchaus nicht zum Begleiter nach Petersburg haben wollte.

Nach dieser Beleuchtung der Verhältnisse wollen wir zu dem Gespräch zwischen dem Doctor und Verwalter zurückkehren.

Wir finden ersteren in seiner reichen Bibliothek in einen Armstuhl zurückgelehnt; vor ihm auf dem Tisch lagen einige Rechnungen. Herr Scheindinge, ein Mann von etlichen und fünfzig Jahren, mit einem glatten schmunzelnden Gesichte, befand sich ihm gegenüber auf einem Stuhl. Er saß auf der äußersten Ecke, als hätte er sich nicht recht zu sezen gewagt, um dem allmächtigen Arzte nicht zu mißfallen der jezt ganz und gar nicht mild und verbindlich aussah.

„Ich habe Ihre Rechnungen von meinem Secretär durchgehen lassen," begann der Doctor in herbem Tone, „und finde nirgends die Kornsendung aufgezeichnet die kurz vor der Ankunft des Barons nach Abo abging."

„Damals wurde kein Korn von Kronbrück nach Abo abgeschickt," antwortete Scheindinge keck.

„Nicht? Wem gehörte denn das Korn das Sie unter diesem und jenem Datum per Fuhre abschickten?" Der Doctor sah den Verwalter scharf an.

„Dem Baron F. von Umbosum.“

„So!“

Der Doctor streckte die Hand aus und nahm einen Brief der auf dem Tische lag. Er überreichte ihn dem Verwalter mit den Worten:

„Lesen Sie mir das hier vor!“

Als Herr Scheindinge den Brief öffnete und die Unterschrift sah, wurde er todtenbleich.

„Sie erblassen. Nun Herr Scheindinge, wie glauben Sie daß es mit Ihrer Verwalterschaft stehe?“

„Herr Doctor, um Gottes Barmherzigkeit willen machen Sie mich nicht unglücklich!“ rief der bebende Verwalter, indem er seine Hände faltete. Er hatte den Brief auf den Boden fallen lassen. Der Doctor bückte sich, hob ihn auf und sagte, indem er ihn langsam zusammenlegte:

„Sie haben also Ihren Herrn um hundert Tonnen Korn bestohlen. Dieß ist bewiesen. Ich habe Sie zweimal vor Ihren unehrlichen Kunstgriffen gewarnt, allein Sie scheinen daraus nur den Schluß gezogen zu haben daß Sie ungestraft fortfahren dürfen, und nicht genug damit, Sie haben jezt angefangen Ihre Unehrlichkeit auf großem Fuße zu betreiben. Sie hätten mich gleichwohl kennen und wissen sollen daß ich nicht gesonnen bin meinen Herrn noch länger durch einen Schurken Ihrer Art bestehlen zu lassen. Die beiden vorhergehenden Male wo Sie betreten wurden, hatten Sie es den Bitten Ihrer Frau zu verdanken daß ich Sie auf dem Plaze behielt. Ich habe dabei bloß die Vorsicht beobachtet alle Ihre Handlungen genau bewachen zu lassen.

Sie kennen meine Schlauheit und hätten auf Ihrer Hut sein sollen."

Jezt erfolgten Bitten und Erklärungen von Seiten des Verwalters denen der Doctor nur eiskalte Verachtung entgegensezte. Das Ende war daß Scheindinge eine Erklärung ausstellen mußte, der zufolge er von seinem Herrn so und so viel Korn genommen habe das ihm an seinem Einkommen abzuziehen sei. Als dieß im Reinen war, sagte der Doctor, indem er das Papier in die Tasche steckte:

„Bis auf Weiteres will ich dem Baron Nichts sagen, sondern es auf Ihre Aufführung ankommen lassen. Sie sind inzwischen jezt in meiner Gewalt, und wenn Sie sich nicht ganz unglücklich machen wollen, so hüten Sie sich daß ich nicht noch einen Beweis gegen Sie bekomme."

Scheindinge versicherte, die Nachsicht des Doctors würde ihn in einen gewissenhaften und ehrlichen Menschen verwandeln. Da seine Betheurungen kein Ende nehmen wollten, unterbrach ihn der Doctor streng mit den Worten:

„Sie brauchen Nichts zu versichern, da ich Ihnen durchaus Nichts glaube. Ich werde Sie genau bespähen lassen, und bei der geringsten Abweichung werden Sie augenblicklich aus dem Dienste gejagt und der Justiz überliefert. Jezt zu etwas Anderem. Hat die Wittwe auf Ektorp ihren lezten Jahrespacht bezahlt?"

„Nein, ich erhielt vom Herrn Doctor die Weisung ihr Nichts zu fordern, sondern die Ankunft des Herrn Barons abzuwarten, da der Herr Doctor für sie zu sprechen beabsichtigten."

„Das ist wahr. Sie müssen indessen eine Mahnung um den Pacht ergehen lassen und fragen wann sie ihn bezahlen könne."

„Wollen der Herr Doctor daß ich eine Zahlungsfrist bestimmen soll?"

Wagner besann sich eine Weile. Er berechnete gleichsam was geschehen könnte, und welcher Augenblick der passendste wäre um Frau Smith ins Gedränge zu bringen. Endlich sagte er:

„O nein, Sie fahren morgen hin, mahnen höflich und ersuchen die Dame selbst zu sagen wann sie ihre Schuld bezahlen könne. Zugleich können Sie daran erinnern daß die Zeit zur Verlängerung des Contractes schnell heranrücke."

Der Doctor verabschiedete den Verwalter der unter demüthigen Bücklingen abzog. Als er fort war, klingelte der Doctor, und nun öffnete sich eine kleine Tapetenthüre neben einem Bücherschrank. Ein etwas älterer Mann als der Doctor, mit magerem und widerwärtigem Gesicht, kam zum Vorschein. Er war ganz schwarz gekleidet und ging gebeugt.

„Was Neues aus Abo?" fragte Wagner ohne sich umzuwenden. Er wußte aus dem Geräusche des Thürschlosses daß der magere Herr sich im Zimmer befand. Der Doctor saß so daß er dem Eintretenden den Rücken zukehrte. Dieser war lautlos vorangeschritten und stand hinter Wagners Stuhl, als er antwortete:

„Sie haben heute Abo verlassen und sind unterwegs hieher."

„So! Und die Correspondenz?"

„Ist abgefangen."

„Gut! Hat man argwöhnische Blicke auf sie?"

„Ja. Alle Briefe sollen fortan geöffnet werden."

„Ohne daß man ahnt woher die Angabe kommt?"

„Ohne daß Jemand es ahnt."

„Wie geschah die Vertauschung der Briefe?"

„Durch mich."

„Dann bin ich ruhig." Der Doctor stand auf und wandte sich zu dem magern schwarzgekleideten Herrn. Mit der Hand auf der Stuhllehne betrachtete er ihn, während er fortfuhr:

„Ich glaube, mein lieber Worzkow, daß die Fahrt nach Abo Dich noch magerer gemacht hat als zuvor. Hast Du sonst nicht ermitteln können warum dieser Aberney so plözlich hinreiste?"

„Die Veranlassung war ein Bankrott des N.'schen Hauses, wo der Professor Geld angelegt hat. Er verliert eine nicht unbedeutende Summe."

„Wie viel ungefähr?"

„Sein halbes Vermögen."

Der Doctor begann auf und ab zu gehen. Nach einer Weile sagte er:

„Halt ein strenges und wachsames Auge auf den Verwalter; gehe alle seine Rechnungen genau durch und sieh zu daß er die Leute nicht schindet."

Herr Worzkow verbeugte sich und glitt eben so still wie er gekommen war hinaus.

Der Doctor sezte sich wieder an den Tisch und begann mit großer Aufmerksamkeit die darauf liegenden Papiere zu durchgehen. So saß er noch bis die Dämmerung einbrach und er ein Pferd in den Hof galoppiren hörte. Wagner erhob sich und ging ans Fenster.

„Aha? er ist jezt daheim," murmelte der Doctor, ging dann ins Nebenzimmer, vertauschte seinen Schlafrock gegen einen schwarzen Frack, ordnete seine Halskrause und sein Haar. Als dieß geschehen war, begab er sich zu Lothar hinauf, traf ihn aber nicht im Salon. Der Bediente meldete ihm, der Baron habe sich in sein Cabinet eingeschlossen.

„Hem, sollte er bereits eine Niederlage erlitten haben?" dachte Wagner; „das ist nicht wohl möglich. Das Mädchen ist zu einsam und er zu schön, als daß er nicht einen vortheilhaften Eindruck auf sie machen sollte. Es wäre dumm wenn mein geschickt ausgedachter Plan durch einen Geniestreich des Zufalls vernichtet würde."

Weiter kam der Doctor nicht in seinem stillen Monolog, während dessen er am Fenster stand und hinaussah, als Lothar zu ihm heraustrat.

„Ach, sind Sie's Doctor?" rief er; „aber warum ist es hier finster? Sollten Sie zufällig eine Vorliebe dafür haben in der Dämmerung zu schwärmen?"

Es war etwas Seltenes Lothar scherzen zu hören, und der Doctor zog daraus den ganz richtigen Schluß daß er besonders aufgeräumt sei.

„Ich bin aus der Dämmerung herausgewachsen," antwortete Wagner.

Lothar und der Doctor sprachen immer französisch mit einander.

„In diesem Fall wundert es mich nicht daß Sie nicht beleuchten ließen."

„Soll ich klingeln?"

„Ja. Sie ersparen mir dadurch eine Mühe. Um aufrichtig zu sein, so bin ich müde." Lothar

warf sich in einen Sopha. „Wissen Sie was, Doctor, ich gedenke morgen nach Abo zu reisen.“

Der Doctor wollte eben klingeln, aber bei diesen Worten stellte er die Glocke wieder auf den Tisch.

„Ich glaube, Sie vergessen das Läuten,“ rief Lothar lachend. „Meine Reise scheint Sie dermaßen zu überraschen daß man es durch die Finsterniß hindurch sieht. Was finden Sie sonst Wunderliches daran?“

„Eigentlich nichts Wunderliches, nur kam diese Reise so plözlich.“

„Was wollen Sie? Ich langweile mich hier, besonders jezt da meine Cameraden beschlossen haben abzureisen.“

Der Bediente kam um die Kerzen anzuzünden. Lothar befahl Pfeifen und Wein. Er lag auf einem kleinen Sopha und sang vor sich hin. Der Doctor hatte sich in einen Lehnstuhl gesezt und sah mit gleichgiltiger Miene zur Decke hinauf.

„An was denken Sie, mein lieber Doctor?“ fragte Lothar ganz plözlich.

„Ich dachte an ein Lied das ich heute hörte, ganz dieselbe Melodie die Sie jezt vor sich hinsangen; aber es wurde mit einer Stimme gesungen dergleichen ich noch nie gehört habe.“

„Und wie hörten Sie es? Hier in dieser Wüste ist es gar zu unglaublich daß Sie diese Arie singen hörten. Sie wurde wohl bloß in Ihrer Einbildung gesungen,“ scherzte Lothar.

„Ganz und gar nicht. Es war ein junges Mädchen das mich mit seinen wunderbar klaren und melodischen Tönen so fesselte, daß ich unbeweglich

auf dem Plaze blieb. Es war eine entzückende Erscheinung."

„Ich gratulire. Aber wenn es kein Geheimniß ist, so möchte ich gar zu gern erfahren wer diese Sängerin war — ein Naturkind das auf dem Felde Garben bindet und Mozart'sche Lieder singt, das läßt sich nicht vereinigen."

„Das habe ich auch nicht behauptet, und doch ist sie wirklich ein Naturkind, obschon sie keine Garben bindet." Der Doctor lächelte auf seine feine Weise.

„Sie sehen so geheimnißvoll aus, mein lieber Doctor, daß ich ganz deutlich Ihre Absicht errathe meine Neugierde zu erwecken, was Ihnen heute nicht gelingen wird."

„Es ist ein vollständiger Irrthum daß ich sie in Bewegung sezen möchte. Sicherlich haben Sie, da Sie oft denselben Weg reiten, denselben Gesang schon gehört."

„Welchen Weg meinen Sie?" Jezt drehte Lothar den Kopf.

„An Ektorp vorbei."

„Ah!" Lothar richtete sich halb auf. „Wohnt die Sängerin in der Nähe von da?"

„Ja, in Ektorp."

Jezt sprang Lothar auf und rief lebhaft: „Wen meinen Sie?"

„Meine ehemalige Patientin. Ich glaubte Sie hätten es längst errathen. Haben Sie denn vergessen daß Sie das Mädchen einst zwingen wollten zu singen?"

„Ah! — Ich hatte die kleine Sängerin vergessen über ...“

„Auch ich hatte die Ursache des Auftritts mit den Kindern vergessen, bis ich heute an dem kleinen Pachthof vorbeikam und mein Ohr von den fesselnden Tönen getroffen wurde.“

„Und wie konnten Sie beim Vorbeifahren dieselben auffangen?“

„Nichts einfacher als das. Ich gedachte meine ehemalige Patientin zu besuchen, und als ich in dieser Absicht ans Gitterthor hinabkam, blieb ich unbeweglich stehen, denn aus einem der offenen Fenster des Hauses scholl eine entzückend schöne Stimme welche die Arie der Anna aus Don Juan sang. Sie that dieß mit jenem glühenden Ausdruck der Vernunft und Gefühl mit sich reißt. Ich konnte unmöglich meinen Plaz verlassen bevor der Gesang vollendet war, und als ich Fräulein Smith traf, sagte ich zu ihr, eine solche Stimme sei für die Scene bestimmt und ...“

„Wie Doctor?“ rief Lothar heftig; „Sie wagten es wirklich diesem unschuldigen Mädchen die Beleidigung zu sagen daß sie Sängerin werden sollte?“

„Worin bestand die Beleidigung, Herr Baron?“

In dem bloßen Gedanken daß sie für Geld und vor einem ganzen Publicum singen solle; sie, dieses einfache und reinherzige Naturkind soll die besudelten Bretter des Theaters besteigen!“ Lothar begann auf und ab zu gehen.

Der Doctor antwortete lächelnd:

„Reinherzig und unverdorben sind wir Alle einmal gewesen, aber Niemand bleibt es bis zu seinem

Tode.“ Es enstand eine Pause welche der Doctor mit den Worten unterbrach:

„Professor Aberney, der ein ausgezeichneter Sänger war und ein verdienstvoller Componist ist, hat die schöne Stimme seines Schüzlings ausgebildet, und es sollte mich sehr wundern wenn er nicht die Absicht hätte Vortheil daraus zu ziehen. Es wäre ja Schade eine solche Stimme hier in Finnland zu Grabe tragen zu lassen.“

Lothars kaum noch so heiteres Gesicht veränderte sich augenblicklich. Der Doctor fuhr, ohne darauf zu achten, fort:

„Aberney ist ein über alle kleinlichen Vorurtheile erhabener Mann, und sicherlich hat er schon in der Kindheit des Mädchens eingesehen daß sie in ihrer Stimme einen Schaz besizt der ihr ein Vermögen verschaffen kann. Dieß hat ihn veranlaßt ihr diese sorgfältige musicalische Erziehung zu geben.“ Der Doctor verstummte.

Der Bediente kam mit Pfeifen und Wein herein. Lothar füllte sich ein Glas und leerte es auf einen Zug.

„Der junge Aberney soll auch sehr musicalisch sein, wie ich vom Pastor gehört habe,“ fuhr der Doctor fort. „Es wird also ein gewaltiges Musiciren auf Junta abgeben, wenn Vater und Sohn ankommen.“

Er begann jezt mit beißendem Wiz von diesen sogenannten unschuldigen musicalischen Veranstaltungen zu sprechen, wo ein junger Mann mit einem jungen Mädchen singe bis beide ihren Frieden und ihre Herzen weggesungen haben. Dann ging er auf

die Musiklehrer für junge Mädchen über, die, wie Aberney, noch nicht alt seien und sich durch ihre väterliche Sorgsamkeit in jeder Beziehung zu Halbgöttern ihrer Schülerinnen machen.

„Dieß ist eine sehr schlaue Manier unerfahrene Herzen zu fesseln und eine unbedingte Herrschaft über dieselben zu erwerben," sagte der Doctor. „So z. B. bin ich vollkommen überzeugt daß Fräulein Smith von ihrem väterlichen Freund, Professor Aberney, vollständig beherrscht wird, und daß er weit mehr Einfluß auf sie besitzt als die Mutter."

Lothar schwieg und ging fortwährend auf und ab. Der Doctor hatte mit vieler Geschicklichkeit seine schlimmeren Gefühle zu wecken und eine wilde Eifersucht in seiner Brust zu entzünden gewußt. Der friedliche und unaussprechlich liebliche Eindruck welchen das Gespräch mit Schuldfried bei ihm zurückgelassen hatte verschwand, und er schalt sich selbst einen Narren, einen Thoren, daß er sich nicht eifrig bestrebt ihr Herz zu gewinnen, sondern mit dem armseligen Geschenke ihrer Freundschaft vorlieb genommen habe. Jezt würde dieser Tage, dieser frühe Jugendfreund, kommen, nebst dem verhaßten Aberney ihn gänzlich auf die Seite drängen und ihre ganze Seele dermaßen in Anspruch nehmen, daß er nicht einmal darauf rechnen könne den ihm bereits eingeräumten Plaz behalten zu dürfen. In diesem Augenblick wünschte sich Lothar die Macht des Czars um Aberney und seinen Pflegesohn so weit fortzuschicken, daß nicht einmal der Klang ihrer Namen und noch weniger ihre Gegenwart ihn belästigen könnte. Jezt mußte er ganz passiv zusehen wie diese Herren Alles

für das Mädchen waren und er selbst gar nichts wurde.

Wartete Wagner darauf bis Lothars unruhige Gefühle in volle Thätigkeit treten würden, oder las er den Ausdruck derselben, während der langen Pause die jezt entstand, in seinem Gesichte, das wissen wir nicht; aber gerade in dem Augenblick wo Lothar sich die Macht wünschte Aberney vom Gegenstand seiner Sehnsucht zu entfernen, bemerkte der Doctor:

„Professor Aberney wird von der russischen Regierung mit mißtrauischen Augen beobachtet. Seine politischen Ansichten sind nicht von der Art daß er auf ein langes Bleiben in Finnland hoffen kann."

Bei diesen Worten blieb Lothar plözlich stehen; er betrachtete Wagners Gesicht mit einem durchdringenden Blick, während die wolkenverdüsterte Stirne sich gleichsam aufklärte.

„Wie kommen Sie jezt gerade darauf zu sprechen?" fragte Lothar mit einem bestimmten Ausdruck des Argwohns in seinem Tone.

„Ganz einfach darum weil ich heute Briefe aus Abo erhielt, worin es heißt, Aberney habe sich durch einige unbedachte Aeußerungen die Aufmerksamkeit der Behörden zugezogen. Ad vocem Abo, wann reisen Sie morgen ab, Herr Baron?"

„Ich reise gar nicht," lautete die Antwort.

Etwas später, als der Doctor in seinen Flügel hinabging, hielt er in Gedanken folgenden Monolog:

„Es ist jezt das zweite Mal daß ich seine schönen Vorsäze aus ihm reiße und ihn in den Wirbel wilder Leidenschaften schleudere. Wollen sehen ob es mir nicht doch am Ende gelingt eine glänzende

Rache an diesem verächtlichen Canitz auszuüben. Wenn ich nur wüßte durch wen oder durch was meine frühere Macht gebrochen und dieses ewig wiederkehrende Mißtrauen geweckt worden ist!"

Am folgenden Morgen begab sich Schuldfried in aller Frühe nach Junta. Sie hatte sich von der ganzen Tagesarbeit freigemacht um ihren guten Freund und Tage willkommen zu heißen. Frau Smith, die sich höchst selten den Wünschen ihrer Tochter widersezte, hatte gerne ihre Zustimmung gegeben. Als das junge Mädchen mit freudig klopfendem Herzen in der Hausflur ihres Freundes und Lehrers stand, kam Tante Sara ihr entgegen.

„Bist Du schon hier, mein artiges Mädchen?" sagte die Alte und klopfte sie auf die blühende Wange. „Ich wollte Dich eben durch Anders abholen lassen, damit Du mit uns frühstücken sollst. Ach Kind, Du glaubst nicht was Tage für ein stattlicher und prächtiger Bursche geworden ist!"

Die Alte sprach ein Langes und Breites davon wie schön ihr Günstling sei, wie geschickt und wie artig, während sie mit Schuldfrieds Beihilfe den Cafetisch deckte. Schlag acht Uhr hörte man Tritte auf der Treppe und im Saal. Schuldfried konnte nicht auf ihrem Plaze bleiben, sondern sprang Aberney entgegen. Mit kindlicher Lebhaftigkeit warf sie sich in seine Arme und rief:

„Willkommen, willkommen wieder, mein guter, geliebter Onkel!"

„Dank, mein liebes theures Kind!" Aberneys

Lippen berührten die Stirne des jungen Mädchens und er fügte hinzu: „Gott segne Dich, meine Tochter!“

Aberney und Schuldfried traten in die Hausflur hinaus. Da stand jezt ein junger Mann von einundzwanzig Jahren, mit einem so grundehrlichen und so rein nordischen Gesichte, daß er für einen Typus des scandinavischen Volksstamms gelten konnte. Bei seinem Anblick trat Schuldfried einen Schritt zurück. Als sie Tage zum lezten Mal gesehen, war er ein achtzehnjähriger Junge, recht bengelhaft, aus Rock und Hosen hinausgewachsen und ungekämmt. Jezt dagegen war er ein zierlicher Herr in der Uniform der schwedischen Flotte. Schuldfried war ganz verlegen.

Tage ging ihr entgegen und sagte mit einem Lächeln das an die Kinderjahre erinnerte:

„Ei wie, Schuldfried, es sieht aus als ob mein Anblick Dich erschreckte? Solltest Du nicht, gleich mir, Dich freuen Deinen Jugendfreund wieder zu sehen?“ Er reichte ihr die Hand.

„Das thue ich allerdings, mein lieber Tage. Willkommen wieder hier,“ nickte sie ihm zu und legte ihre Hand in die seinige.

Dieser Tag war ein Freudenfest für Junta. Aberney ließ seine lieben Bücher und seine Studien liegen um die Zeit mit den Kindern zu verplaudern. Auf seiner hohen und klaren Stirne fand sich kein Wölkchen das angedeutet hätte daß er die Hälfte seines Vermögens verloren. Tage seinerseits konnte sich an Schuldfried nicht satt sehen und rief einmal ums andere:

„Wie schön Du geworden bist, liebe Schuldfried!“

Die innige Ergebenheit die er ihr schon als Jüngling seit ihrer ersten Bekanntschaft gewidmet, schien beim Wiedersehen noch zuzunehmen und mit jeder Stunde wärmer zu werden. Nachmittags ging Aberney auf sein Zimmer um seine Pfeife zu rauchen und ein Schläfchen zu machen. Inzwischen saßen Schuldfried und Tage allein im Erker.

„Hast Du Dich in diesen Jahren wo wir einander nicht sahen auch manchmal nach mir gesehnt?“ fragte Tage und ergriff Schuldfrieds Hand.

„Wie kannst Du so fragen? Mit jedem Frühjahr hoffte ich auf meinen Ritter. Aber vergebens; er hatte mich verlassen,“ antwortete Schuldfried lächelnd.

„Dein Ritter bin und bleibe ich immer; aber wie steht es mit Dir? Bist Du noch immer meines Herzens Dame?“

Vor Schuldfrieds Seele stand in diesem Augenblick das Bild des Fremdlings. Sie wußte nicht recht warum, aber sie meinte, sein Blick sei voll Traurigkeit auf sie geheftet.

„Nun Schuldfried, Du schweigst?“

„Ach liebster Tage, gewiß bin ich noch dieselbe Jugendfreundin; aber Alles genau betrachtet, bin ich wohl zu alt um eine mittelalterliche Jungfrau zu spielen, wie zur Zeit als ich die Dame Deines Herzens genannt wurde.“

„Du gabst Dir diesen Namen nicht im Spiel, sondern nach der Fehde mit Canitz wo ich das da erhielt.“ Tage schob die blonden Locken aus der

Stirne und deutete auf eine breite Narbe. „Erinnerst Du Dich Deines damaligen Versprechens daß Du für das ganze Leben die Dame meines Herzens bleiben wollest?"

Schuldfried fühlte bei dieser Erinnerung eine gewisse Unruhe. Sie wurde indeß bald von Aberney befreit, der zu den jungen Leutchen heraustrat, begleitet von Tante Sara, die ihm bei ihrem Anblick zuflüsterte:

„Mein Gott, was sie mit der Zeit für ein schönes Paar geworden sind!"

Der Professor wandte sich gegen sie und bemerkte scharf:

„Was ist das für ein dummes Geschwaze, Tante? Hast Du nicht Unglück genug von vorzeitig beschlossenen Parthien gesehen?"

Am Abend als Schuldfried sich nach Haus begeben wollte, erhielt Tage den Auftrag die Chaise anspannen zu lassen und sie nach Ektorp zu führen. Auf dem Heimweg sprach er von den merkwürdigsten Ereignissen der verflossenen Jahre. Schuldfried erzählte ihm von Allem, nur nicht von ihrer Bekanntschaft mit dem Fremden.

Mitten in der Freude des Wiedersehens ihrer lieben Freunde wurde sie gleichwohl von einem Gefühl der Sehnsucht überschlichen, und sie wünschte Lothar treffen zu können. Die Erinnerung an ihre lezte Besprechung kehrte beständig wieder. Sie hielt es selbst für Unrecht daß sie sich nicht vollkommen zufrieden fühlte.

Beim Anfang der Allee sprang Tage aus der

Chaise, reichte Schuldfried die Hand um ihr herauszuhelfen, drückte sie zum Abschied und sagte:

„Darf ich Dich morgen Mittag abholen?"

„Ja ganz gewiß." Schuldfried nickte freundlich und entfernte sich. Tage knallte mit der Peitsche und eilte davon, während Schuldfried ihren Weg bis zu einer kleinen Bank weiterging die am Fuß eines Baumes stand. Dort sezte sie sich. Ein leichter Seufzer hob ihre Brust. Sie legte die Hände zusammen und dachte:

„Mein Gott, wenn ich nur ihn ganz kurz zu sehen bekäme!"

„Guten Abend!" klang es in diesem Augenblick hinter ihr. Sie fuhr zusammen und wandte sich hastig um: da stand Lothar, so bleich und so traurig.

„Ach wie angenehm!" rief Schuldfried; ihr ganzes Gesicht spiegelte die lebhafteste Freude zurück. Nun erheiterte sich auch Lothars Blick und er antwortete mit einem wehmüthigen Lächeln:

„Haben Sie Dank für diese Worte! Ach wenn Sie wüßten wie unglücklich ich mich heute gefühlt habe!" Er sezte sich an ihre Seite. „Noch ein Tag wie dieser, und ich bin in einen wahren Dämon verwandelt." Er ergriff ihre Hand. „Sagen Sie mir in diesem Augenblick daß Sie wirklich Freundschaft für mich hegen. Ach! gestern wollte ich ihr entsagen, und heute scheint mir Ihre Freundschaft nicht einmal zu genügen. Wie Vieles kann nicht ein Tag bringen!" Er schloß Schuldfrieds Hand zwischen die seinigen. „Warum muß sich immer so viel Bitterkeit in unsere reinsten Freuden mischen? warum durfte ich nicht die friedlichen Eindrücke be-

wahren die unser leztes Gespräch hinterließ? Jezt ist es als ob dieser einzige verflossene Tag genügt hätte um meine Ruhe zu zerstören und eitel Stürme in meiner Seele zu wecken. Sprechen Sie daher einige freundliche Worte zu mir. Der Klang Ihrer Stimme wird gewiß mein aufgeregtes Gemüth beruhigen."

„Sie dürfen nicht so betrübt aussehen," sagte Schuldfried und spendete ihm einen freundlichen sonnenwarmen Blick. „Wenn Sie mich zu treffen wünschten, so müssen Sie wie ich jezt vergnügt und heiter sein. Auch mir war es Bedürfniß Sie wieder zu sehen, und jezt da Gott diesen meinen Wunsch erfüllt hat, bin ich vergnügt und glücklich."

„Sagen Sie noch einmal daß es Ihnen Freude mache! O ich bitte, sagen Sie es noch einmal."

„Das ist ja überflüssig; Sie müssen es selbst sehen können." Schuldfried lächelte, wie ein Kind gegen seinen Spielcameraden lächelt.

„Aber Sie waren doch noch vergnügter als Sie Ihren Jugendfreund wieder sahen?"

„O das war etwas Anderes; ach ich habe mir den ganzen Tag vorgeworfen daß ich an Sie denken konnte als ich bei meinen alten Freunden war."

Lothar ließ Schuldfrieds Hand los und erhob sich von der Bank, indem er voll Aufregung stammelte:

„Welche Schmerzen Sie mir auch bereiten mögen, so werde ich nie vergessen wie glücklich Sie mich heute Abend machten. Jezt will ich Ihnen voll Dankbarkeit für Ihre Worte Lebewohl sagen. Einst werden Sie begreifen wie kostbar Sie meinem Her-

zen sein müssen, da ich gerade jezt Sie verlasse. Gute Nacht und Dank!"

Im nächsten Augenblick war er verschwunden und Schuldfried ging langsam nach Hause. Ein liebliches unruhiges Gefühl erfüllte ihre Brust und machte ihr Herz schneller schlagen als gewöhnlich. Sie war glücklich und doch nicht glücklich. Sie empfand ein großes Bedürfniß zu ihrer Mutter zu gehen, ihr Haupt an sie lehnen und ihr erzählen zu dürfen wie unbegreiflich sie sich selbst vorkomme; aber als der Morgen von Neuem anbrach und Schuldfried vor der Mutter stand, die heute bleicher war als gewöhnlich, da erschien es ihr wieder unmöglich von ihren jugendfrischen Eindrücken zu sprechen.

Frau Smith küßte ihre Tochter auf die Stirne, und es schien Schuldfried als ob ihre Lippen zitterten. Das junge Mädchen schaute hastig auf und umschlang sie, indem sie mit bittender Stimme sagte:

„Mutter, sprich zu mir! Heute ist Dein Auge trauriger als gewöhnlich und Deine Lippen zittern vor Schmerz. O sag, kann ich Nichts thun um Dein Leiden zu lindern?"

„Ja, sei immer heiter und glücklich. Dieß ist das einzige Linderungsmittel das sich für mich findet." Frau Smith küßte die Tochter wieder und Schuldfried wagte Nichts mehr zu sagen.

Nachmittags kam Tage mit dem Wagen um Schuldfried abzuholen. Einige Tage vergingen ohne daß sie mit dem Fremden zusammengetroffen wäre. Jeden Mittag wurde sie entweder von Aberney selbst oder von Tage abgeholt und am Abend gewöhnlich von Beiden nach Ektorp begleitet. Eine erfahrene

Person würde leicht bemerkt haben daß in dieser Art wie Aberney dem jungen Mädchen das Geleite gab eine sorgfältige Wachsamkeit lag. Mit jedem Tag welcher verging ohne daß sie mit dem Fremdling zusammentraf, wurde sie unruhiger, besonders da sie einige Male einen Schimmer von dem weißen Pferde im Wald zu sehen meinte. Zwei Wochen vergingen. Es war Sonntag. Schuldfried sollte mit Tante Sara in die Kirche gehen und Tage hatte sie schon ganz frühe in Ektorp abgeholt. Tages Benehmen gegen die Spielgenossin war zugleich zärtlicher und weniger vertraulich geworden. Am Morgen war er außerordentlich abgemessen. Als sie durch den Wald fuhren, bemerkte er:

„Kannst Du mir sagen wer der junge Mann ist der beinahe täglich durch den Wald von Ektorp reitet?" Seine Augen ruhten forschend auf Schuldfried, deren Gesicht bei dieser Frage von einer dunkeln Röthe übergossen wurde.

„Ich weiß nicht wer es ist," antwortete Schuldfried verlegen.

„Hast Du ihn nie gesehen?"

„Doch."

„Wirklich? Und Du kennst ihn nicht weiter?"

„Doch, ich kenne ihn."

„Du hättest die Wahrheit nicht gut abläugnen können, da Deine starke Röthe sie bereits zu erkennen gab. Aber wenn Du ihn kennst, so weißt Du wohl wer er ist?"

„Tage, jetzt bist Du unbescheiden," rief Schuldfried, indem ihr das Weinen in den Hals kam. „Ich läugne die Wahrheit nie, und wenn ich sage daß ich

nicht wisse wer er ist, so spreche ich die Wahrheit. Er hat mir seinen Namen nie gesagt."

„Nicht? Ihr habt jedoch mit einander gesprochen?"

„Ja." Dieß war Alles was Schuldfried antworten konnte. Die Thränen brachen unwillkürlich vor.

„Warum hast Du ein Geheimniß daraus gemacht, Schuldfried?"

„Das weiß ich selbst nicht; aber es ging mir gegen mein Gefühl davon zu sprechen; lieber guter Tage, sprich jezt nicht so kalt mit mir, sondern sei freundlich." Jezt begann Schuldfried laut zu weinen. Das war mehr als Tage ertragen konnte. Er beugte sich zu ihr hinab und flüsterte:

„Verzeih mir, geliebte theure Schuldfried!"

In diesem Augenblick ließen sich hastige Hufschläge hinter ihnen vernehmen, und wie eine Windsbraut stürmte ein weißes Pferd mit seinem Reiter vorüber. Er hatte sein Gesicht von ihnen abgewandt. Schuldfrieds Herz wurde von einem eigenthümlichen Schmerz durchzuckt, als er vorbeiritt ohne sie auch nur anzusehen.

„Das war er," sagte Tage und biß die Zähne zusammen. Er gab dem Pferd einen Klatsch und die Fahrt ging rasch von Statten. Kein Wort mehr wurde zwischen ihm und Schuldfried gewechselt. Leztere weinte, er schlug alle Blätter und Zweige mit der Peitsche ab, als empfände er ein unwiderstehliches Bedürfniß seinen Zorn an Etwas auszulassen.

Als sie nach Junta kamen, wunderte sich Sara über Schuldfrieds rothgeweinte Augen, und Aberney heftete einen langen forschenden Blick zuerst auf das

Mädchen und dann auf Tage, sagte aber Nichts. Nach dem Cafe fuhr des Professors Wagen vor. Tante Sara, Schuldfried und Tage stiegen ein. Auf der ganzen Fahrt nach der Kirche saß Tage still und düster da. Er sah Schuldfried so wenig als möglich an. Tante Sara sprach von den Nachbarn und von einer Masse Neuigkeiten die sie von Kronbrück gehört habe, wo der junge Eigenthümer, wie es allgemein heiße, den Winter über zu bleiben gedenke, während seine Gäste bald abreisen würden. Schuldfried hörte es mit Unruhe, Tage mit gerunzelter Stirne an.

„Man spricht so viel von den Sonderbarkeiten des jungen Herrn," sagte Tante Sara.

„Aber von wem haben Sie denn Ihre Neuigkeiten, Tante?" fiel Tage ein. „Ich sollte meinen, die Eigenheiten dieses Herrn können Niemand von uns interessiren."

„Ei der Tausend, mein Junge, wie hizig Du bist! Es scheint mir nicht in der Ordnung zu sein daß Du solche Bemerkungen machst. Wenn es mir Freude macht von irgend einem Ereignisse zu sprechen das ich gehört habe, so steht es dem Kinde nicht zu meine Worte uninteressant zu finden."

Tante Sara war sehr erzürnt. Sie strich und glättete ganz verzweifelt an ihrem Kleide.

Der übrige Weg wurde unter allgemeinem Schweigen fortgesezt. Schuldfried hätte weinen mögen, wenn sie bedachte daß sie dem Fremden vielleicht kein Wort des Abschiedes werde sagen können.

Als sie an den Kirchenhügel kamen, hob Tage das Mädchen aus dem Wagen und flüsterte:

„Verzeih mir, Schuldfried, wenn ich Dich betrübt habe; ich mag nicht in Gottes Haus treten ehe Du mir gesagt hast daß Du nicht böse auf mich bist."

Schuldfried lächelte freundlich. Sie drückte ihm herzlich die Hand und antwortete:

„Ich werde drinnen im Tempel, wenn ich Gottes Wort zu hören bekomme, schon wieder heiter und ruhig werden."

Aber Schuldfried täuschte sich. In ihre Bank niedergebeugt, betete sie zwar innig und andächtig, aber das Gebet besaß nicht dieselbe beschwichtigende Wirkung wie sonst, denn in ihrem Innern war und blieb es unruhig.

Das Mittagsmahl auf Junta nach der Kirchenfahrt war schweigsam; eine allgemeine Verstimmung herrschte vor. Tante Sara glaubte von ihrer Würde geboten daß sie sich unzufrieden über Tage zeige. Ueberdieß waren mehrere verdrießliche Umstände kleinerer Art eingetreten, so z. B. war der Braten angebrannt und der Eierkuchen schlecht gerathen; lauter Entdeckungen welche die Alte um ihren Humor brachten. Schuldfried war ungewöhnlich still und sah traurig aus. Tages Gesicht glich dem Herbsthimmel, so trübe war es. Aberney zeigte sich außerordentlich wortkarg. Man sah leicht daß die Gedanken des Professors nicht auf seine Umgebung gerichtet waren, sondern daß andere Dinge ihn in Anspruch nahmen. Nach dem Mittagessen nickte er Schuldfried und Tage zu mit den Worten:

„Ihr müßt euch eine Weile auf eigene Faust

zerstreuen; ich habe etliche Notizen zu machen." Damit ging er in sein Zimmer.

Tante Sara glättete mit einigen hastigen Strichen die Falten an ihrem Rock, nahm den Schlüsselbund und trippelte in die Küche hinaus, um mit einer kurzen passenden Rede der Köchin verstehen zu geben, welche tadelnswerthe Handlung sie begangen habe indem sie die Gottesgabe zerstört. Dann begab sich Sara auf ihr Zimmer um ein wenig in einem religiösen Buche zu lesen, bis sie einnickte und die Cafestunde herankam.

Schuldfried saß im Erker und warf einem Haufen schöner Tauben die im Hofe herum spazierten Erbsen zu. Tage stand am Thürpfosten und betrachtete sie mit einem traurigen Blick. Schuldfrieds Züge hatten sich, während sie die Tauben fütterte, aufgeheitert, und sie sprach jezt zu ihnen mit einer Stimme welche anzeigte daß der Anblick ihrer Lieblinge ihrer übeln Laune bedeutend Abbruch gethan hatte. Die lezten Erbsen warf sie ihnen mit den Worten hin:

„Seht meine lieben Thierchen, jezt ist es aus, ganz aus mit dieser Freude hier. Flieget jezt frei und fröhlich! O wer Flügel besäße wie ihr!" -Sie wandte sich zu Tage, reichte ihm die Hand und fragte mit einem freundlichen Lächeln:

„Was fehlt Dir, Freund? Bist Du noch immer böse auf mich?"

Tage ergriff die dargebotene Hand mit den Worten:

„Alle Trübseligkeit und Düsterkeit entweicht wenn Du lächelst; und gleichwohl würde ich in diesem

Augenblick viel dafür geben wenn ich ganz aufrichtig mit Dir sprechen dürfte."

Schuldfried erhob sich, legte ihre Hand an seinen Arm und sagte:

„Gewiß darfst Du das, wer sollte Dich hindern?"

„Du wirst vielleicht böse und betrübt werden."

„Betrübt, Tage, das ist möglich; aber böse auf Dich, unmöglich."

„Wir wollen sehen. Nimm meinen Arm, dann laß uns an den Fuß des Felsen gehen und uns sezen. Dort können wir ungestört sprechen, und dort haben wir als Kinder so manchmal in vertraulicher Zwiesprache gesessen. Dieser Plaz scheint mir besonders geeignet Dich weniger ungünstig für das zu stimmen was ich zu sagen habe."

Schuldfried nahm seinen Arm und sie wandelten über den Hof hinaus, bis an eine grüne Wiese am Fuß eines Berges der mitten im Wald hoch emporragte. Der moosbewachsene Granitriese neigte seinen mit zwerghaften Tannen geschmückten Scheitel ein wenig über die Grasfläche, die gleichsam von den Armen des Berges eingeschlossen und dadurch vor den rauhen Verheerungen der Nordwinde geschüzt war. Von der Spize des Berges herab hatte man eine freie und schöne Aussicht auf Junta und die ganze Umgegend.

Die jungen Leutchen ließen sich auf einer geflochtenen Weidenbank nieder, unter einer buschigen Hängebirke die am Fuße des Berges emporgewachsen war.

„Nun, Tage," begann Schuldfried, als er noch immer schwieg, „Du hattest ja Etwas zu sagen.

Ich habe lange darauf gewartet daß Du anfangen sollst."

„Glaubst Du daß ich Dich lieb habe?" fragte der junge Mann.

„Welche sonderbare Frage! Wie könnte ich daran zweifeln!"

„Dessenungeachtet hast Du kein Vertrauen zu mir. Ich bin jezt nicht mehr wie früher der Freund mit dem Du Deine Gedanken austauschest."

„Doch, Tage, Du bist noch immer mein Freund, das weiß ich ganz gewiß."

„Und gleichwohl hast Du Geheimnisse vor mir?" sagte er.

Schuldfried senkte ihr Haupt und schwieg.

„Du kennst diesen Fremden schon lang und hast mit mir noch nichts über ihn gesprochen."

„Dieß kommt daher weil ich es noch mit Niemand gethan habe."

„Aber dieses Benehmen sieht Dir gar nicht gleich."

„Ach ja, ich weiß es, und ich kann die Ursache nicht erklären."

Eine Pause entstand. Tage kämpfte sichtlich mit seiner Aufregung; endlich begann er wieder:

„Sage mir wie ihr einander kennen gelernt habt; willst Du, Schuldfried?"

„Gerne; sicherlich wird es mir dann leichter ums Herz." Schuldfried legte ihre Hand in Tages Hand und erzählte jezt von ihrem ersten Zusammentreffen mit Lothar, so wie von allem Uebrigen.

Tages Stirne wurde immer bleicher während er Schuldfried zuhörte. Dieß war der erste wirklich

bittere Augenblick in seinem Leben. Als Schuldfried aufgehört hatte, sagte er langsam:

„Liebst Du ihn?“

Bei dieser so einfachen und für jedes andere Mädchen so leicht faßlichen Frage sprang Schuldfried auf und starrte ihn an, als ob er etwas recht Schreckliches ausgesprochen hätte.

„Herr mein Gott, Tage, was sagst Du da!“ rief sie.

„Ich frage ob Du ihn liebst, ob er Dir sehr, sehr theuer ist?“

„Daran habe ich nie gedacht. Es macht mir Freude ihn zu sehen und zu sprechen; aber dieß ist auch das Einzige was klar vor mir steht. Daß ich durchaus nicht die innige Ergebenheit gegen ihn hege wie gegen Dich und Onkel Aberney, ist vollkommen sicher. Nein, wenn man mir sagte: Wähle ob Du den Fremden oder Tage nimmer sehen willst, so würde ich ohne Bedenken sagen: den Fremden.“

„Gott sei Lob und Dank!“ rief Tage, ergriff heftig ihre Hände und küßte dieselben. In diesem Augenblick rollte ein Stein vom Berge herab bis zu Tages und Schuldfrieds Füßen vor. Unwillkürlich richteten sich ihre Augen hinauf; aber droben zeigte sich Niemand.

„Jezt, Du gute geliebte Schuldfried, meines Herzens Dame, jezt bin ich ruhig und vergnügt,“ sagte Tage und zog Schuldfried wieder auf die Bank neben sich.

Schuldfried ihrerseits war ganz und gar nicht ruhig und noch weniger vergnügt. Die ganze Unruhe welche sie im Laufe des Tages empfunden

hatte, kehrte mit erneuter Stärke zurück, und sie hätte sich nur recht herzlich ausweinen mögen, aber ihre Thränen wurden von der Furcht zurückgehalten daß Tage sie um die Ursache fragen und sie ihm den Grund ihrer Beklommenheit nicht erklären könnte.

Tage mit seinen einundzwanzig Jahren und seinem unerfahrnen Herzen umfaßte in der Leichtgläubigkeit seines Alters Alles was seinen Wünschen schmeichelte, ohne zu erforschen ob er sich nicht von einem Irrlicht blenden ließ. Schuldfried hatte gesagt: wenn man mir die Wahl zwischen Dir und dem Fremden ließe, so könnte von einem Bedenken gar nicht die Rede sein. Was brauchte Tage mehr zu wissen? Wozu sich selbst und Schuldfried noch länger quälen, nachdem er diese Gewißheit erhalten hatte? Mit einer freundlichen, beinahe kosenden Stimme fügte er also hinzu:

„Schuldfried, laß mich noch einmal in Deinem Blick lesen daß Du mich noch eben so innig liebst wie in unsern Kinderjahren."

„Ich bin und verbleibe stets Deine Schwester, Deine treue Freundin."

Tage hätte gerne hinzugefügt:

„Und meines Herzens Dame!" Aber in diesem Augenblick stürzte ein ganzer Hagel von Steinen den Berg herab, und einer von ihnen war nahe daran Schuldfried an den Kopf zu treffen.

Dieses kleine Ereigniß bewirkte, wie gewöhnlich dazwischenkommende Nebensachen, einen plözlichen Aufbruch. Schuldfried war vor Schreck aufgesprungen, Tage konnte sich den sonderbaren Einsturz nicht erklären. Ehe sie sich noch erholt hatten, erschien

Tante Sara am Gitterthor und rief ihnen. Im Erker stand Aberney, und bei seinem Anblick beeilte sich Schuldfried dem Ruf Folge zu leisten. Der Professor war jezt bei seiner gewöhnlichen Laune, Tage war wieder froh und munter, Tante Sara hatte ihren Aerger verschlafen, so daß Alle sich in besserer Stimmung befanden, nur Schuldfried nicht. Ein Bleigewicht hing über ihrem Innern. Mitten in diesem Schwersinn fand sich ein lebendiges Gefühl vor, die Sehnsucht nach dem Fremden.

„Was fehlt meinem Sommervogel heute?“ fragte endlich Aberney und legte seine Hand auf den Kopf des Mädchens.

„Ach ich weiß es nicht, aber es ist eine ganz besondere Unruhe an mir,“ stammelte Schuldfried, ergriff die Hand des väterlichen Freundes und drückte sie an ihre Lippen. „Es quält mich,“ fuhr sie fort, „eine gewisse Angst als ob daheim Etwas geschehen wäre, und deßhalb thue ich wohl am Besten nach Hause zu fahren.“

„Willst Du das?“

„Ja.“ Wiederum küßte sie die Hand von der sie so freundlich gekost wurde.

„Laß vorfahren,“ sagte Aberney zu Tage. Als er mit Schuldfried allein war, fügte er mild hinzu:

„Ich glaube, Tage hat Dich betrübt. War er böse gegen Dich, wie früher, als ihr noch Kinder waret?“

„O nein, Tage hatte jezt wie damals immer Recht. Ich war unartig.“

Nach einigen Augenblicken saßen Tage und Schuldfried in der gelben Chaise und fuhren nach Ektorp.

Tage sprach von allem Möglichen womit er Schuldfried interessiren oder unterhalten zu können glaubte, und zum Lohne für seine schönen Bemühungen erhielt er ein freundliches Lächeln. Beim kleinen Weg nach Ektorp hinab hielt Tage an, und als Schuldfried heraussprang, sagte er:

„Gib mir Deine Hand und habe Dank für heute. Verzeih wenn meine Worte Dich betrübten, aber ich liebe Dich so herzinnig."

Schuldfried reichte ihre Hand und nickte; dann eilte sie weg. In der Hausflur saß Annika.

„Was macht Mama?" fragte Schuldfried; „ist sie drunten im Lusthaus?"

„Nein, mein Kind, sie ist auf ihr Zimmer gegangen und hat gesagt daß sie allein sein wolle. Aber warum kommst Du so bald nach Hause?"

„Ich war unruhig um Mama." Schuldfried begab sich auf ihr Stübchen.

Inzwischen fuhr Tage nach Junta zurück. Er ließ die Zügel schlaff hängen, und die Hand welche sie hielt ruhte fahrlässig auf dem Sprizleder. Er selbst saß in tiefe Gedanken versunken da. Er durchging die Jahre die er und Schuldfried zusammen als Kinder verbracht hatten. Er gedachte all der Beweise von Freundschaft und Anhänglichkeit die sie ihm als kleines Mädchen gegeben. Dann musterte er diese Wochen die er zu Hause gewesen, ihr allzeit gleich herzliches Wesen, und kam auf den Schluß daß sie ihm eben so mit den wärmsten Gefühlen ihres Herzens zugethan sei wie er ihr. Welch einer

treuen Blick hatte sie ihm nicht zugeworfen als sie die Worte sprach: Von einer Wahl könnte gar nicht die Rede sein, und endlich wie gering mußte nicht ihr Interesse an dem Fremden sein, da sie nicht einmal seinen Namen zu erfahren gesucht hatte? Warum hatte sie die ganze Bekanntschaft mit ihm verschwiegen? Das war eine Frage welche die Vernunft in den Weg warf, aber das Herz war sogleich fertig mit der Erklärung daß es in Folge einer gewöhnlichen Mädchenlaune geschehen sei. Daß sie mit dem Fremden gesprochen hatte und auch mit ihm zusammengetroffen war, bewies ganz und gar keine Vorliebe für ihn, sondern nur daß dieß eine Zerstreuung in ihrem einförmigen Leben war, Etwas das von der gewöhnlichen Ordnung abwich. Von dieser nach seinem Dafürhalten genauen Prüfung seiner eigenen Gefühle und des Benehmens Schuldfrieds ging er zu jenen bezaubernd schönen Jugendträumen über, worin man sich die Zukunft so freundlich malt. Er dachte sich Schuldfried als seine Gattin, und sein Herz schlug beim Gedanken an das Glück das ihm dann blühen würde. Eben war er in seiner Einbildung an dieses Eden gekommen als Hufschläge sich vernehmen ließen. Er fuhr zusammen und lauschte. Es war leicht herauszuhören daß ein Reiter herannahte; bei der Biegung des Weges zeigte sich ein weißes Roß. Hatte Tage schon vorher das seinige nach eigenem Belieben gehen lassen, so griff er jezt hastig in die Zügel und zwang es zu einem noch langsameren Schritte. Der herannahende Reiter schien derselben Eingebung zu folgen und hielt sein Pferd ein sobald er Tage erblickte; auch dieses

mußte im Schritt gehen. Als sie endlich an einander vorbei kamen, konnte man sagen, die beiden jungen Männer haben mit dem drohenden Feuer ihrer Blicke einander zu durchbohren gesucht.

„Ich hätte nicht geglaubt daß er so hübsch wäre," dachte Tage. „Diese Züge habe ich schon einmal gesehen, aber wann und wo?"

Lothar dachte:

„Sie muß ihn lieben, er ist mehr als hübsch." Bei diesem Gedanken erhielt das Pferd einen heftigen Spornstich und das edle Thier enteilte mit seinem Reiter.

Tages lichte und liebliche Traumbilder waren verschwunden, die bösen Mächte der Unruhe und des Zweifels erwachten wieder in ihm, und als er in den Hof hineinfuhr, stand es klar vor seiner Seele daß er mit Aberney sprechen und ihm sagen müsse wie theuer Schuldfried seinem Herzen sei.

Während Tage den Entschluß faßte Schuldfried von Aberney zu begehren, wie wenn dieser über die Hand des jungen Mädchens zu verfügen hätte, war Lothar nach Kronbrück gejagt. War Tage unruhig und sein Herz von Zweifeln gequält, so war Lothars Seele von den wildesten Stürmen aufgeregt. Der Unterschied bestand darin daß Tage vermöge seines Characters und seiner Kinderfreundschaft mit Schuldfried die feste Ueberzeugung hegte, ihre gegenseitige Zärtlichkeit sei von einer und derselben Art. Er hatte seit dem ersten Wiedersehen es für ausgemacht gehalten daß sie und er von Gott zu Gatten be-

stimmt seien. Bei seinem festen Character und seinem großen Selbstgefühl war er im Allgemeinen nicht geneigt demjenigen zu mißtrauen was ihm Glück verhieß. Die Entdeckung daß Schuldfried einen jungen Mann kannte und häufige Spaziergänge mit ihm machte, hatte ihm Anfangs mißfallen, dann aber ihn eigentlich nur darum verdrossen weil sie ihm dieses Ereigniß nicht anvertraut hatte. Als er mit Schuldfried darüber sprach, hatte ein gewisser Grad von Eifersucht ihn verstimmt; aber als sie mit ihrer natürlichen Aufrichtigkeit von der gemachten Bekanntschaft erzählte und erklärte daß zwischen Lothar und Tage keine Wahl stattfinden könne, so war der von Jugend auf festgewurzelte Glaube an ihre Zärtlichkeit wieder erwacht, und er hielt es beinahe für ganz unmöglich daß sie umhin könne ihn zu lieben.

Lothar dagegen hatte mit all seinen Reichthümern, seiner Schönheit und seinem Hochmuth gleichwohl während der Bekanntschaft mit Schuldfried nie daran gedacht daß sie ihn lieben würde. Als sein eigenes Gefühl ihn trieb sich ihr Wohlwollen zu erbitten, meinte er bereits sehr weit gegangen zu sein, und als Schuldfried ihm freundschaftlich die Hand reichte, fürchtete er beinahe, diese Freundschaft möchte bei ihm Gedanken und Wünsche erzeugen deren Verwirklichung unmöglich sei. Er verabscheute alle Menschen und alle Dinge die ihr in den Weg kamen, weil er gänzlich vergessen oder auf die Seite gedrängt zu werden fürchtete. Er wurde von wilder Eifersucht gequält, weil er unaufhörlich seiner eigenen Fähigkeit zu gefallen mißtraute. Er hätte sein Leben so verbringen mögen wie die Wochen während Aberneys

Abwesenheit in Abo verflossen waren, ohne Jemand fürchten zu müssen und ohne daß er selbst Wünsche zu hegen wagte. Hätte Lothar mehr Eigenliebe und weniger Mißtrauen besessen, so wäre er nicht so unvernünftig eifersüchtig geworden wie er jezt war. Er hätte sich dann nicht über jede Kleinigkeit beunruhigt und darin unzweifelhafte Beweise gesehen daß er vergessen sei, sondern er hätte in tausend unbedeutenden Dingen entdeckt daß gerade er selbst einen großen Einfluß auf das Herz des jungen Mädchens besize. Ohne durch einen Hoffnungsstrahl seine Eifersucht mildern zu lassen, ließ er sich davon beherrschen, und ein bis zur Raserei gesteigerter Zorn erfüllte sein Inneres als er Tage in der Nähe erblickte. Seine Erbitterung wurde nicht gegen Schuldfried, sondern gegen Tage und Aberney gerichtet. Er hätte sein halbes Vermögen dafür gegeben, wenn er sich damit das Recht hätte erkaufen können diese beiden Männer zu vernichten, die er von ganzer Seele verabscheute.

Schaumbedeckt kam das Pferd nach Kronbrück und der schöne Springer zitterte in allen Muskeln, als Lothar durch einen heftigen Griff in die Zügel ihn zwang augenblicklich an der Treppe stehen zu bleiben. Mit einem Saz war er auf dem Boden, warf die Zügel einem Bedienten zu und sagte kurz und befehlend:

„Der Doctor soll kommen!“

Sein Aussehen war von der Art daß der Bediente ihn entschieden für krank hielt.

Der Doctor gehorchte dem Rufe sogleich. Lothar ging heftig auf und ab.

„Was fehlt Ihnen, Herr Baron? Sind Sie

unwohl?" fragte der Doctor, als er Lothars todtenblasses Gesicht sah.

„Ja, ich bin krank und Sie sollen mir helfen," antwortete Lothar mit einem beinahe höhnischen Ausdruck. „Da Sie stets mit dem Teufel im Bunde stehen, so müssen Sie wohl der Rechte sein der mir helfen kann."

„Sie erweisen mir gar zu große Ehre, Herr Baron, wenn Sie glauben daß ich einen so mächtigen Bundesgenossen besitze. Ich dürfte gleichwohl auch ohne seinen Beistand zurecht kommen."

Lothar ging fortwährend auf und ab.

„Sie haben mir ein Paarmal, vermuthlich in einer recht höllischen Absicht, gesagt daß dieser Aberney politisch anrüchig sei. Ist das wahr?"

„Davon können Sie sich überzeugen wenn Sie seine Papiere oder vielmehr seine Correspondenz mit Beschlag belegen lassen."

„Woher wissen Sie das?"

„Weil ich Aberney und seine Verbindungen in Schweden kenne. Ich weiß wie sehnlich er Finnlands Wiedervereinigung mit Schweden wünscht."

„So, und Sie sind überzeugt daß er eine Correspondenz führt die ..."

„Wenn sie zu Tage käme, ihm im glücklichsten Fall den Befehl zuziehen würde Finnland zu verlassen und nie dahin zurückzukehren."

„Gut!" Lothar blieb vor dem Doctor stehen. „Warum haben Sie schon vorher mehrere Male angedeutet daß er eine politisch verdächtige Person sei?"

„Weil ich voraus sah daß diese Nachricht Ihnen zu Statten kommen würde, Herr Baron. Sie sind ein mächtiger junger Mann; es bedarf bloß einiger

Zeilen von Ihrer Hand an den Generalgouverneur, und Sie sind sowohl von Aberney als von seinem Sohne befreit."

„Also der Schurke Wagner war es der mir ein Mittel zeigte diese Menschen los zu werden." Er begann wieder auf und ab zu gehen. „Sie hielten für meine wilden Leidenschaften die Möglichkeit offen von ihrer Nähe befreit zu werden, weil Sie dachten daß ich früher oder später sie verabscheuen würde. In einem aufgeregten und besinnungslosen Augenblick kann ich allerdings, Ihnen sei es gedankt, die Leute unglücklich machen. Ha, das ist entsezlich!"

„Herr Baron, wenn Sie weniger aufgeregt und dagegen ruhiger wären, so würden Sie nicht mit Schurken gegen einen Mann um sich werfen der stets Ihr Freund gewesen."

„Freund!" rief Lothar mit Hohnlachen. „Freund! Sie der mich stets auf den Weg des Bösen geführt, Sie der mit einem wirklichen Talent den Teufel in meinem Blute geweckt hat!"

„Nun wohl, Herr Baron, in diesem Fall lassen Sie uns scheiden. Ich werde morgen meine Stelle als Gutsarzt aufgeben. Sie können ja einen ehrlicheren Mann als ich bin dazu wählen, da ich, wie Mephistopheles, ein elendes Werkzeug schlechter Begierden aus Ihnen schaffe. Sonst glaubte ich daß ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren selbstständig genug wäre, um nicht einem Instrument zu gleichen das denjenigen Ton angibt den man anschlägt, aber lautlos bleibt wenn Niemand es berührt. Ein Mann der von der Einwirkung Anderer auf seine Grundsäze und Handlungen spricht, ist ein

Kind und kein Mann. Ich bin jezt bereit mich zu entfernen."

Das Gesicht des Doctors trug nicht mehr den glatten und geschmeidigen Ausdruck wie gewöhnlich, sondern es lag ein Gepräge wahren Stolzes darin. Der polnische Arzt hatte in diesem Augenblick etwas Imposantes. Er ging auf die Thüre zu; aber Lothar eilte ihm nach und legte die Hand auf seine Schulter mit den Worten:

„Bleiben Sie! Sie haben Recht, ein Kind, nicht ein Mann, läßt Andere auf sich einwirken. Waren Sie auch mein böser Dämon, so werde ich nie vergessen daß Sie mein Arzt waren, daß Sie einer unglücklichen Nation und einer noch unglücklicheren Familie angehören, und daß Sie gegen Andere ein Ehrenmann sein können, wenn Sie auch gegen mich das Gegentheil bewiesen. Sie können Ihre gegenwärtige Stelle nicht aufgeben, außer um sie gegen eine glänzendere zu vertauschen. Sprechen Sie also nicht davon, aber nennen Sie sich nicht meinen Freund; dieß ist eine unwürdige Heuchelei die weder Ihnen noch mir zusteht."

Der Doctor kehrte von der Thüre zurück und ging im Zimmer vor, indem er mit seinem gewöhnlichen verbindlichen Ton äußerte:

„Wünschen Sie mir sonst Etwas zu sagen, Herr Baron?"

„Ja, ich wünsche daß Sie mir einen Dienst erwiesen." Lothar verstummte. Es war ihm widerlich fortzufahren.

„Und das wäre?" fragte der Doctor, nachdem er eine Weile gewartet hatte.

„Verschaffen Sie mir ein Zusammentreffen mit...."

„Meiner ehemaligen Patientin auf Ektorp?"

„Ja."

Eine lange Pause entstand. Der Doctor hatte sich offenbar vorgenommen sie nicht zu unterbrechen, sondern Lothar zu zwingen daß er seinen Wunsch aussprechen sollte. Dieser warf sich auf einen der Sophas und rief mit leidenschaftlicher Heftigkeit:

„Für eine Stunde Besprechung mit ihr würde ich gern einen Theil meines Vermögens geben." Dann sprang er wieder auf, trat an eines der offenen Fenster vor und blieb lange dort stehen. Der Doctor schwieg consequent. Endlich wandte sich Lothar langsam um und sagte mit scheinbarer Ruhe:

„Wollen Sie es übernehmen sie zu bitten daß sie morgen in aller Frühe einen Spaziergang an den Waldweg mache?"

„Warum schreiben Sie ihr diese Bitte nicht, Herr Baron?"

„Ich habe versprochen nicht an sie zu schreiben. Ich kann es also nicht thun. Ha, dieses Versprechen hat mich ja seit zwei Wochen beinahe zum Narren gemacht, weil ich . . ."

„Sie nicht treffen konnte. Und doch hielten Sie Ihr Versprechen?"

„Doctor, wann sahen Sie mich je mein Wort brechen?"

„Nie, das muß ich gestehen; aber Versprechungen haben sonst selten Bestand wenn das Gefühl mit ihnen im Streite liegt."

„Sie kennen mich nicht, wenn Sie glauben daß die Leidenschaft mich zu einem Treubruch verleiten kann."

„Wir wollen sehen wie es damit in Zukunft geht," dachte der Doctor; laut sagte er:

„Wissen Sie, Herr Baron, warum Sie das Mädchen nicht treffen konnten?"

„Weil sie beständig von Aberney oder seinem Sohn begleitet war."

„Und warum sind diese ihr so treu gefolgt? Soll ichs Ihnen sagen?"

Lothar nickte mit dem Kopf.

„Obschon Ektorp in einer von Nachbarn abgeschiedenen Gegend liegt, so hat es gleichwohl keinen Mangel an Leuten und geschwäzigen Zungen. Jemand aus der Nähe hat Sie und Fräulein Smith beisammen gesehen; dieß ist Aberneys zu Ohren gekommen, und sie glauben sich verpflichtet über das Mädchen zu wachen, damit sie nicht mit Ihnen in Berührung trete. Zumal da ..... Doch warum brauche ich Ihnen das wahre Verhältniß zu sagen? Sie würden doch nur glauben ich wolle den Teufel in Ihrer Brust wecken, und darum schweige ich."

Mit fürchterlichem Scharfsinn verstand es der Doctor die Neugierde Lothars zu reizen; auch sagte dieser voll Ungeduld:

„Warum solche Rückhaltsamkeit, wenn ich Aufrichtigkeit von Ihnen verlange? Sie stiften mit diesen Halbsagereien weit mehr Böses als wenn Sie ganz offen sprechen. Geben Sie mir welche Erkläsung Sie wollen, wenn sie nur aus meiner Seele den teuflisch qualvollen Gedanken wegnimmt daß sie es sei die mir ausweicht."

„Erinnern Sie sich, Herr Baron, daß Sie selbst mich aufgefordert haben zu reden."

„Welche lange Vorbereitung!"

„Nun wohl, Fräulein Smith ist für den jungen Aberney zur Frau bestimmt und ..."

„Aber Sie sagten mir vor einiger Zeit daß ... daß Professor Aberney sie für sich selbst erzogen habe."

„Ganz richtig. Dieß war indeß bloß eine Vermuthung von mir, während es dagegen Thatsache ist daß der junge Aberney seit seiner Kindheit an ihr hing. Vermuthlich findet die Verlobung statt ehe er nach Stockholm zurückkehrt."

Lothars Augen funkelten; er drückte krampfhaft seine Hände zusammen und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Sind Sie dessen sicher was Sie sagen? Können Sie die Wahrheit beweisen?"

„Unendlich gerne." Der Doctor zog aus seiner Brusttasche einen Brief den er mit lächelnder Miene Lothar überreichte, der ihn dem Arzte förmlich aus der Hand riß. Er war vom Pfarrer des Kirchspiels und lautete wie folgt:

„Verehrtester Herr Bruder! So gerne ich heute Abend nach Kronbrück hinüberkäme um ein Brett mit Ihnen zu spielen, so muß ich mirs dennoch versagen, weil ich meinem alten Freund Aberney versprochen habe nach Ektorp hinüberzufahren und mit Frau Smith zu sprechen. Aberney wünscht seinen Sohn mit der schönen Schuldfried zu verheirathen. Wenn die Mutter dafür ist, so könnte die Verlobung je eher je lieber stattfinden. Ich bin der einzige Gast den Frau Smith empfängt, und darum habe ich, da ich das Mädchen herzlich liebe, mit dem größten Vergnügen den Auftrag übernommen, weil mein Beichtkind schwerlich eine bessere Parthie treffen kann als mit dem jungen Aberney. Er ist in jeder Beziehung ein wackerer und prächtiger Bursche.

„Wenn Sie einmal in die Pfarrei kommen, Herr Bruder, so vergessen Sie nicht bei Ihrem redlichen Freund vorzusprechen.

Isaak Arbanius."

Lothar blieb eine lange Weile ganz unbeweglich. Er starrte den Brief an, als hätte er seinen Inhalt nicht verstehen wollen. Endlich sagte er, gänzlich zu sich selbst:

„Die Mutter, nur die Mutter ist es von der Alles abhängt. Man ist also ihrer Einwilligung bereits sicher. Ha, das ist eine Narrheit von mir sie wieder sehen zu wollen." Er zerknitterte den Brief und warf ihn auf den Boden. „Am Besten, ich begebe mich sogleich nach Petersburg."

„Meine Gesandtschaft nach Ettorp wird also überflüssig?" fiel der Doctor mit einem Ausdruck ein als ob er sich sehr darüber freute. Lothar sah ihn an und murmelte, so leise daß der Doctor seine Worte nicht hörte:

„Glaube nur dasjenige von dessen Wahrheit Du Dich selbst überzeugt hast, lautet eine der Lehren die ich zu befolgen schwur. Nun wohl, ich will mit ihr reden."

„Sagten Sie Etwas, Herr Baron?" fragte der Doctor.

„Ja, ich wollte Sie bitten mir das Zusammentreffen morgen zu verschaffen." Ohne die Antwort des Doctors abzuwarten, verließ er hastig das Zimmer.

„Dießmal ist er richtig in die Falle gekrochen," dachte der Doctor als er in seine Wohnung hinabging.

Ende des ersten Theils.

Schwartz, Marie Sophie,

Schuld und Unschuld Roman

Bd.: 1

Stuttgart (1862)